ALBERTUS KIRCHMAYER
CAN. R.W. PROF. RHET.

Philos. Anthrop. Physiogn. 1504.

Anthr. 104.

R.

Des Abbts

Anton Joseph Pernety,

Mitglied der Königl. Akademie der schönen Wissenschaften und Künste zu Berlin und Florenz, Abbt der Abtey Bürgel und Bibliothekar Sr. Königl. Majestät von Preussen,

Beobachtungen
über die
Krankheiten der Seele,
oder
der Physiognomik
dritter Band.

- - - - *Vitiis nemo sine nascitur: optimus ille est, qui minimis urgetur.*

HORAT. Satyr. 3. Lib. I. v. 68.

Aus dem Französischen übersezt
von
L.

Dresden, 1785.
In der Waltherischen Hofbuchhandlung.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt
des dritten Bandes.

Einleitung. — — Seite: 2

Erstes Buch. Von den allgemeinen Krankheiten.

Erstes Kapitel. Von der Furcht. — 30

Zweytes Kapitel. Von der Trägheit. 38

Drittes Kapitel. Von dem Zorn. — 46

Viertes Kapitel. Von dem Geiz. — 51

Fünftes Kapitel. Von dem Ehrgeiz. 56

Sechstes Kapitel. Von der Liebe. — 69

Siebendes Kapitel. Von der Selbstliebe. 75

Von der Rache. — — 119

Von der Eifersucht. — — 122

Von dem Zorn. — — 124

Von der Unbeständigkeit. — 130

Von der Fühllosigkeit. — 146

Von der Unentschlossenheit. — 147

Von dem Vorurtheil. — — 149

Von der Härte des Herzens. — ibid.

Von der Undankbarkeit. — 153

Von dem Egoismus. — — 155

Von der misverstandenen Ehre. — 157

Von der Furchtsamkeit, Feigheit und Niederträchtigkeit. — — 161

Von der Ungeduld. — — 164

Von

Von der Lüge. — — 165
Von der Langenweile. — — 172
Von den Krankheiten der Seele, so man Fehler nennt. — — 176
Von der Coquetterie. — 196
Von dem Vortheil. — — 199
Zweytes Buch. Von den Krankheiten, so dem Alter, den Geschlechtern, den Ständen und den Nationen eigen sind.
Erstes Kapitel. Erster Artikel. Von der Kindheit. — — 212
Zweyter Artikel. Von der Jugend. 230
Dritter Artikel. Von dem männlichen Alter. 233
Vierter Artikel. Von dem Alter. — 264
Fünfter Artikel. Von den Geschlechtern. 268
Sechster Artikel. Von den Ständen des Lebens. — — 274

Vorbericht.

Vorbericht.

Die Seele hat so, wie der Körper, ihre Krankheiten: denn vermöge der Vereinigung dieser beyden Substanzen, woraus der Mensch bestehet, sind sie öfters gemeinschaftlichen Krankheiten unterworfen; auch giebt es welche, so der Seele, oder dem Körper, besonders eigen zu seyn scheinen; ich werde mich aber hier nicht darauf einlassen, ihre Verschiedenheiten zu erklären, sie da mit einander zu vergleichen, oder sie zu schätzen; eben so wenig behaupte ich, sie heilen zu können: denn ich weiß sehr wohl, daß die körperlichen Krankheiten, obgleich leicht kenntbar, dennoch sehr schwer zu behandeln sind. Mein einziger Zweck ist, die Beobachtungen, so ich über die Krankheiten der Seele angestellt habe, bekannt zu machen; sollten sie Gelegenheit zur Auffindung nützlicher Heilmittel geben, so werde ich mich freuen, etwas dazu beygetragen zu haben, und diese Ehre allein ist es, auf die ich Anspruch mache.

Beobachtungen

über die

Krankheiten der Seele.

Einleitung.

Die Verrichtungen des Verstandes und die Triebfedern des Willens, sind Folgen von der Mechanik der Organen des Körpers, mit welchem die Seele genau verbunden ist; daher darf man sich nicht wundern, daß die Seele mit dem Körper gemeinschaftliche Krankheiten hat: denn die Macht der physischen Ursachen über den leztern, ist unläugbar; auch erstreckt sie sich zugleich auf die Seele; jedoch nur vermittelst des Körpers. Ich muß aber gleich anfangs hier anmerken, daß ich nicht von dem Wesen der Seele rede, sondern blos von ihren thätigen Eigenschaften und von ihren Verrichtungen; eben so wenig betrachte ich hier den Körper nach seinen elementarischen Grundanfängen, sondern nur in Rücksicht seiner innern Theile, seiner Organen und des Spiels seiner Triebfedern.

Durch materielle Ursachen werden Seele und Körper angereizt, die Verrichtungen zu vollbringen, die ihrer Natur angemessen sind: denn sie modificiren gleichsam die Seele, indem sie ihren Neigungen und Trieben, ihrem Geschmack und Willen, durch die Veränderungen, so sie in dem Körper hervorbringen, eine gewisse Richtung geben, indem sie auf seine Fibern und Organen

wirken.

wirken. Es wäre nicht schwer, die Fehler der Verstandes- und Willensverrichtungen anzugeben, welche aus den Mängeln der Organisation entstehen; allein ich will dasjenige nicht wiederholen, was ich in dem zweyten Theil meiner Physiognomik, oder Kenntniß des moralischen Menschen, durch die des Physischen, bereits hierüber gesagt habe. Ich begnüge mich, hier anzumerken, daß, obgleich die Seele eine vernünftige, geistige und unsterbliche Substanz ist, sie dennoch in ihren Verrichtungen, durch bloße mechanische Ursachen, entweder begünstigt oder verhindert werden kann, und daß sie öfters unabhängig von ihrem Willen, dadurch von ihren Verrichtungen abgehalten, oder, so zu sagen, modificirt wird.

Man siehet häufige Beyspiele hiervon an Personen, welche blos durch den verhinderten Umlauf des Bluts, in einigen Theilen blödsinnig geworden sind; sehr viele andere werden sinnreicher und unterhaltender, nachdem sie ein Glas Wein mehr, als gewöhnlich, getrunken haben; noch andere versinken in die tiefste Melancholie, durch die bloße Wirkung des Süd-Ostwinds, den die Italiäner Sirocco nennen; man kann auffallende Beyspiele hiervon in des Herrn Brydone Reisen nach Sicilien und Malta nachlesen. Wenn diese physische Ursache fortdauerte, so würde diese Seelenkrankheit, oder Hypochondrie, überhand nehmen und sich endlich mit der Tollheit endigen, welche auf einander folgende Grade, von der mehr oder weniger angegriffenen oder mangelhaften thierischen Oekonomie abhängen; sobald aber dieser Wind aufhört, und der Nordwind auf ihn folgt, so kömmt die gute Laune und die gewöhnliche Munterkeit wieder, und werden beyde wieder verschwinden, sobald der Sirocco wieder entstehet. Alle diese Veränderungen des

Zustandes und der Gleichheit der Seele, wodurch ihre Krankheiten entstehen, vermögen jedoch nichts über ihr Wesen selbst; sie ist nichts desto weniger ein Geist, obgleich die Offenbarung der Vollkommenheit ihrer Fähigkeiten, durch die gegenwärtige mangelhafte Beschaffenheit des Körpers verhindert wird, welche leztere durch blos physische Ursachen entstehet, so auf die Organisation des Körpers, nicht aber auf seine elementarischen Grundanfänge wirken.

Was ist der Geist? fragt der berühmte Flechier in seiner Rede auf den Tod der Frau von Montausier; was ist der Geist, auf den der Mensch so stolz ist? wenn wir ihn nach der Natur betrachten, so ist er ein Feuer, welches durch eine Krankheit oder andere Zufälle merklich vermindert wird; ein zartes Temperament, so leicht in Unordnung gebracht werden kann; eine glückliche Beschaffenheit der Organen, welche der Veränderung und dem Abnutzen unterworfen; eine Sammlung und gewisse Bewegung der Lebensgeister, welche sich erschöpfen und verschwinden; er ist der lebhafteste und feinste Theil der Seele, welcher mit dem Körper zu veraltern scheint u. s. w. Es erhellt also hieraus, daß er den Geist blos als eine Seelenfähigkeit betrachtete, welche durch physische Ursachen in Thätigkeit gesezt wird. Dies ist auch derselbe Gesichtspunkt, aus dem ich hier die Seele betrachte, als ein Wesen, so verschiedenen Veränderungen in seiner relativen Beschaffenheit unterworfen ist; folglich auch Krankheiten, welche sie in Rücksicht ihrer Verrichtungen gleichsam modificiren.

Der Schmerz ist, im allgemeinen Verstand, die größte Krankheit der Seele; ja, ich glaube, die einzige, wenigstens ist er die Ursache aller andern. Krank seyn, heißt leiden, und leiden, von welcher Art es sey, heißt

Schmerz empfinden. Dieser Schmerz hat übrigens so verschiedene Ursachen, bringt so mannigfaltige Wirkungen hervor, hat so unähnliche Einwirkungsarten, und verändert so oft den Namen, daß die Anwendung desselben gleichsam ins Unendliche gehet.

Diejenigen, so das Vergnügen als ein angenehmes Gegenmittel dawider betrachten, sind weder so unbesonnen, noch so irrig, als man glaubt: denn da wo Vergnügen ist, kann kein Schmerz seyn, weil entweder eines oder das andere die Oberhand behält.

Indessen ist man noch nicht sehr weit gekommen, wenn man diese beyden Grundsätze entdeckt hat, ob sie gleich die einzigen sind: denn sie sind nicht so leicht zu verstehen, als man anfangs glaubt; viele kranke Seelen empfinden Schmerz, ohne zu wissen, welchen, und suchen oder fliehen das Vergnügen, ohne recht zu wissen, was ihnen eigentlich fehlt. Man nehme zum Beyspiel einen von Natur muntern Menschen an, und lasse in seinem Körper eine Veränderung vorgehen, und finstere Melancholie eine Folge dieser Veränderung seyn, glaubt man wohl, daß er, ohnerachtet aller Ueberzeugung von der Wahrheit der vorhin angeführten Grundsätze, das Vergnügen, als Heilungsmittel ergreifen wird? Es wird ihm nicht einmal in den Sinn kommen, weil er in solchem Zustand glaubt, sein Körper sey allein krank, weil er sein Uebel nicht recht kennt; seine Krankheit wird ihm sogar manchmal behagen, statt daß er das einzige Mittel ergreifen sollte, so ihn heilen könnte; er kennt wohl das Mittel, aber sich selbst kennt er nicht.

Da es zum Unglück für die Menschheit mehr Schmerz, als Vergnügen giebt: es sey nun, daß die

 mensch-

menschliche Beschaffenheit es so erfordert, oder daß die Schuld an den Menschen selbst liegt, *) so scheinen sie mit

*) Das leztere mag wohl die wahre Ursache davon seyn; der Mensch schafft sich tausend neue Bedürfnisse, quält sich mit unnützen Wünschen und Hofnungen, und hängt sich an alles, was ausser ihm ist; eine fehlgeschlagene Hofnung, ein nicht erfüllter Wunsch, ein nicht befriedigtes selbst gemachtes Bedürfniß, schlägt ihn zu Boden, und macht ihn öfters für den ganzen Ueberrest des Lebens elend. Der größte Theil der Menschen ist nur dann glücklich, wenn er sein Leben im Ueberfluß von Reichthümern und unter dem Tumult lärmender Vergnügungen hinbringen kann; dies ist der Punkt, worauf sich alle Wünsche konzentriren; dies ist das Ziel, wornach so viele Tausende rennen und sich unglücklich machen, indem sie ihr Glück in Dinge setzen, wovon doch die tägliche Erfahrung beweißt, daß sie kein Glück gewähren können. Die liebreiche Mutter der Natur wollte, daß unser Glück dauerhaft seyn sollte, und legte die Quelle desselben in uns selbst; wer sich nun die Mühe giebt, sich selbst kennen zu lernen, wird diese Quelle leicht entdecken, und wenn er den standhaften Willen hat, dieser innern Richtschnur zu folgen, wird er eines Glückes geniessen, von dem der größte Theil der Menschen nicht einmal einen Begriff hat; er wird zwar, in der Meynung der Menschen, vieles entbehren müssen, was jene für die höchste Glückseligkeit halten; allein was ist Reichthum, Macht und Ansehen gegen die innere Ruhe der Seele und die Zufriedenheit des Herzens? Wer wagt es nun, das höchste Wesen der Ungerechtigkeit zu beschuldigen, da es jedem Menschen die Quelle seines Glücks so nahe gelegt hat? Ist es seine Schuld, wenn wir sie nicht achten, und unser Glück in Dinge setzen, die es nie gewähren können, und die, gleich dem Wasser des Tantalus, unsern Durst unaufhörlich reizen, ohne ihn jemals zu stillen? „O Mensch! suche nicht weiter „den Urheber des Uebels; dieser Urheber bist du selbst; „es

mit dem Schmerz vertrauter zu seyn, als mit dem Vergnügen, obgleich das leztere das einzige Mittel ist, um die Erhaltung ihres Daseyns zu befördern, während daß der erstere dasselbe untergräbt.

Man hat mit dem Vergnügen einen Begriff von Verführung und selbst von Verderbniß verbunden, der davon abschreckt und beweißt, daß man das Wahre nicht kennt. Diejenigen, so sich ihm ohne Maas und Ziel überlassen, scheinen zu vergessen, daß sie eine Seele haben, und die, so es vermeiden, scheinen zu vergessen, daß sie einen Körper haben; beyde können unmöglich glücklich seyn. Ein Mensch, dessen Seele, mitten unter den heftigsten Schmerzen ihres Körpers, heiter, ruhig, zufrieden und munter bleiben könnte, ist ein Hirngespinnst.

Die unter den alten Philosophen, in Ansehung der Moral, berühmten zwey Sekten, waren die Stoiker und die Epikuräer. Der Zweck der erstern war: den Menschen

„es ist kein Uebel vorhanden, als dasjenige, so du thust „oder leidest, und beydes kömmt aus dir selbst. Das „allgemeine Uebel kann nur in der Unordnung bestehen, „und ich erblicke doch in dem ganzen System der Welt „eine sich immer gleichbleibende Ordnung. Das beson„dere Uebel liegt blos in der Empfindung des leidenden „Wesens, und diese Empfindung erhielt der Mensch „nicht von der Natur, sondern er gab sie sich selbst. „Der Schmerz selbst vermag wenig über einen Men„schen, der selten nachdenkt, und sich weder um die Ver„gangenheit, noch um die Zukunft bekümmert. Man „nehme unsere schädlichen Vorurtheile, unsere Irrthü„mer, unsere Laster, mit einem Wort, das Werk des „Menschen weg; das übrige ist alles gut.“ (**Rousseaus Emil, viertes Buch.**)

Uebersetzer.

schen gegen alles, sowohl Schmerz, als Vergnügen unempfindlich zu machen; ein hirnloses System, weil es unmöglich ist; weil man von dem Menschen nicht mehr fordern kann und soll, als nur so viel in seiner Macht stehet; und weil selbst die Fühllosigkeit, gesezt sie wäre möglich, uns der unorganisirten Materie nähert und eine Quelle von Glück für uns werden könnte; es wäre sehr schlimm, wenn wir dasselbe blos in die Entfernung von Schmerz und Vergnügen setzen müßten.

Die Epikuräer handelten nicht klüger: denn sie behaupteten, nach dem Ausspruch der Vertheidiger Epikurs, die Glückseligkeit des Menschen bestehe in der Wollust der Seele, welches noch nie recht verstanden worden ist; oder sie sezten sie in das sinnliche Vergnügen, und alsdenn würde sie von allen Irrthümern, Veränderungen und Ausschweifungen, so dies Vergnügen begleiten, abhangen, und dies kann man nicht behaupten. Wenn es aber wahr ist, wie seine Vertheidiger sagen, daß seine Moral die Menschen zur Tugend einlud, die er unter den Namen Vergnügen, Wohlseyn, Wollust darstellte, so ist sie richtig, und alsdenn ist blos die Erklärung davon mangelhaft.

Der größte Irrthum derjenigen, welche vom Schmerz und Vergnügen der Seele gehandelt haben, rührt daher, weil sie sich ein System von der Verbindung des Körpers mit der Seele gemacht haben, so nicht das wahre ist, welches wir mit unsern eingeschränkten Kenntnissen niemals werden erlangen können.

Ich nehme die Seele mit dem Körper vereinigt an; die Art aber, wie sie vereinigt sind, ist mir durchaus unbekannt. Ich sehe die Seele leider; ich untersuche ihren Schmerz, spüre dessen Ursache, Gattung und Größe nach; ich bemerke dessen Ende und Zweck, und suche

aus diesen verschiedenen Untersuchungen einiges Licht zu erhalten.

Wir wollen demnach eine Materie nicht noch mehr verwirren, die ohnehin schon dunkel genug ist; ich nenne also Schmerz, jede Empfindung der Seele, die ihr kein Vergnügen gewährt, ihr misfällt, sie quält, ihr unangenehm ist, und ihre Ruhe stört. So viel ich davon urtheilen kann, wird sie nur durch Vergnügen oder Schmerz in Bewegung gesezt; sonst bliebe sie in Unthätigkeit, und Thätigkeit ist doch ihr Wesen.

Bevor wir weiter gehen, müssen wir annehmen, daß der heftigste Schmerz der Seele, so am schwersten zu heben ist, aus den Leidenschaften des Körpers entsteht. Man pflegt zwar gemeiniglich zu sagen, daß die Uebel des Geistes die des Körpers überwiegen; sollte dies aber nicht blos aus Eitelkeit geschehen? Zeit, Vernunft, Beschäftigungen und die Religion, heben und zerstreuen sehr oft die Uebel des Geistes; und doch vermögen alle diese große Triebfedern nur wenig über körperliches Leiden; höchstens helfen sie dasselbe ertragen, ohne es zu lindern, noch zu zerstreuen; sein gänzliches Aufhören ist das einzige wahre Gegenmittel.

Die, so über die Wirkungen der Seele nur oberflächlich nachdenken, glauben, sie befürchte die Zerstörung ihres Wesens, sobald der Körper leidet, und sehen also nicht ein, daß ein blosser Stich, dessen vorübergehende Wirkung die Seele nicht verkennen kann, ihr einen stärkern Schmerz verursacht, als ein Fieber, welches, seiner Natur nach, tödlich seyn kann. Laßt uns demnach glauben, was wir erklären können, wenn die Erfahrung uns dessen Wahrheit bestätigt. Die Reizung der Nerven, sagt man, macht auf die Seele einen gewissen Eindruck, der

nicht eher aufhört, bis die Ursache, so ihn hervorgebracht, auch aufgehört hat. Worinnen besteht also dieser Reiz, und wie wirkt er auf eine geistige Seele? Dies werden wir niemals ergründen; ja noch mehr: wir bemerken, daß, in Ansehung des Schmerzes, die Seele weit mehr Hülfe aus dem Körper ziehet, um ihre eigenen Schmerzen zu lindern, als sie aus sich selbst ziehet, um diejenigen zu heben, welche ihr von dem Körper herkommen; eine Reise, eine mechanische Bewegung, kann die Seele von ihrem Schmerz befreyen; dagegen können alle Grundsätze der Philosophie sie nicht verhindern, die Schmerzen des Podagra oder der Kolik zu fühlen.

Um uns aber nicht weiter zu verirren, wollen wir zusehen, was wir unter den Worten Schmerz und Vergnügen verstehen: Jede angenehme Empfindung heißt ein Guth, oder Vergnügen, und der Gegenstand, so diesen Eindruck in uns hervorbringt, heißt: gut, nützlich, angenehm; jede unangenehme Empfindung, welche die Ordnung unserer Maschine stört und verwirrt, heißt: Uebel oder Schmerz, und der Gegenstand, so sie erregt, wird schlimm, böse, schädlich und unangenehm genannt; dauerhaftes und anhaltendes Vergnügen, heißt: Glück, Wohlseyn, Glückseligkeit; anhaltender Schmerz hingegen heißt: Unglück.

Der Mensch muß, vermöge seiner Natur, nothwendig das Vergnügen lieben, und den Schmerz hassen oder fliehen, weil das erstere seinem Wesen, d. i. seiner Organisation, seinem Temperamente und der zu seiner Erhaltung nothwendigen Ordnung angemessen ist, nach welcher er in allen seinem Thun und Wollen strebt. Der Schmerz hingegen zerrüttet die Ordnung der menschlichen Maschine, verhindert die Organen in ihren Verrichtungen, und schadet der Erhaltung derselben.

Ord-

Ordnung ist diejenige Einrichtung, vermöge welcher die Theile eines Ganzen, ohne Hinderniß, zu dem Zweck mitwirken, welchen die Natur in der Zusammensetzung ihrer Verbindung sich vorgesezt hat. In der menschlichen Maschine ist die Ordnung diejenige Einrichtung, wodurch alle Theile des Körpers zu seiner Erhaltung und seinem Wohlseyn beytragen. Unordnung ist, jede Störung der Ordnung, oder alles, was dem Wohlseyn des Menschen hinderlich ist.

In der Gesellschaft bestehet die moralische Ordnung in der Uebereinstimmung des Willens und der Handlungen der Menschen, woraus das Glück und die Erhaltung der Gesellschaft entspringt; moralische Unordnung ist das Gegentheil der Ordnung.

Vergnügen ist nur in sofern ein Guth, als es mit der Ordnung übereinstimmt; entstehet aber Unordnung daraus, von welcher Art sie auch seyn mag, so wird das Vergnügen ein wirkliches Uebel; indem die Erhaltung des Menschen und der Gesellschaft, so wie auch ihr dauerhaftes Glück, denen vorübergehenden Vergnügungen weit vorzuziehen sind, so nur Unordnung, Schmerz und Unruhe nach sich ziehen, wodurch die thierische Oekonomie, die innige Verbindung der Seele mit dem Körper und das Wohlseyn der Gesellschaft gestört wird.

Es giebt auch eine allgemeine Ordnung, welche alles einrichtet, was da ist: denn Zufall bringt nichts hervor, indem jede Wirkung eine Ursache hat; sie nicht sehen und nicht kennen, giebt noch kein Recht, ihr Daseyn zu bezweifeln; man erkennt gewisse Spuren davon, mitten durch die Finsterniß, so sie verhüllen; andere kann man gar nicht entdecken.

Die

Die Quelle der Seelenkrankheiten ist nicht so verborgen, daß man sie nicht ergründen könnte; diese Quelle, woraus so viele Uebel herfliessen, ist an sich selbst gut; blos der Misbrauch, den wir davon machen, vergiftet sie. Epikur pflegte von dem Reichthum zu sagen: Nicht das Getränke ist verdorben, sondern das Gefäß; wenn die Weisheit das erste Betragen der Menschen leitete, so würde diese Quelle vor der Verderbniß bewahrt werden, mit welcher sie angesteckt ist, und die Menschen würden glücklich seyn. Das Wesen, dem alles sein Daseyn zu verdanken hat, konnte den Menschen nicht unglücklich machen wollen; es hat ihm vielmehr ein nothwendiges Gesetz eingeprägt, welches in der Ordnung des Universums liegt, und so sehr den Eindruck seines göttlichen Ursprungs an sich trägt, daß jeder Mensch es schon bey seiner Geburt mit sich bringt; es erstreckt sich sogar bis auf die Thiere, und erhält bey ihnen vielleicht besser, als bey uns, seine ursprüngliche Reinigkeit; wenigstens scheint es, daß es ihnen nicht so viel Uebel verursacht, als uns.

Welches ist denn dieses wunderbare Gesetz? Wir kennen es alle: es ist die Liebe für unsere Erhaltung, oder jenes angebohrne Verlangen, zu fliehen, was uns schädlich, und zu suchen, was uns nützlich ist.

Vielleicht mögte man glauben, daß dasjenige, was wir Krankheit der Seele nennen, nur in einem sehr geringen Verhältniß mit diesem Grundsatz stehet, welcher an sich selbst einfach ist, uns vielleicht blos Mittel anzeigt, das Uebel zu vermeiden und das Gute uns zuzueignen, und, mit einem Wort, sich blos allein auf unsere Erhaltung einschränkt. Anfangs scheint es zwar so: denn es ist wahr, daß er, vermöge seiner fortgesezten

mannig-

mannigfaltigen Verrichtungen, aus einem ursprünglich einfachen Grundsaz, zu einem allgemeinen Grundsaz unsers Betragens umgeschaffen wird; ferner ist es wahr, daß, da er durch die verschiedenen Gemüthsarten aller Menschen modificirt wird, er mit ihnen denkt, handelt, und abhängig von ihnen, das Glück oder Unglück ihres Lebens bestimmt.

Ich nehme indessen weder für das Vergnügen, noch für die Krankheiten der Seele, einen andern Grundsaz an: denn allein die Anwendung desselben bringt jene unendliche und gleichsam unglaubliche Verschiedenheit hervor; er ist das Schwerdt, welches schonet oder tödtet, je nach dem Gebrauch, den die Hand davon macht, die es führt. Uebertriebene Tugenden hören auf Tugenden zu seyn, und werden Thorheiten; daher sagt Paulus: Non sapere plus quam oportet sapere: sed sapere ad sobrietatem. Alle übertriebene Begriffe von Vollkommenheit sind falsch und irrig, sobald sie auf unsere Zerstörung abzielen: denn sie sind Wirkungen des Stolzes, der sich gerne über die menschliche Natur erheben mögte, oder die Folgen einer kranken Einbildungskraft. Die wahre Moral wird immer von der Vernunft geleitet, und schreibt nichts vor, so über die Kräfte der Natur geht, weil es bekannt ist, daß allzu strenge Gebote für den größten Theil der Menschen unnüz und vergeblich sind, und nur hochmüthige und alberne Schwärmer, oder heuchlerische Betrüger hervorbringen. Das System, welches die Vollkommenheit in Schwächung und allmähliger Zerstörung seiner selbst sezt, ist die Frucht einer verwirrten Einbildungskraft und eines schiefen Urtheils, woraus eine der schrecklichsten Krankheiten der Seele entspringt, nämlich die religiöse Schwärmerey. Jeder Mensch, der durch solche Mittel nach der Vollkommenheit

heit strebt, ist ein Feind der Vernunft, seiner selbst und der Gesellschaft; man sollte ihn von den übrigen Menschen absondern und einschliessen: denn er gehört ins Tollhaus.

Ausser diesen moralischen Ursachen der Seelenkrankheiten, giebt es auch physische, welche, vermöge der Eindrücke, so sie auf den Körper machen, auf sie wirken, weil sie innigst mit leztern verbunden ist, und beyde gegenseitig auf einander wirken; daher denn gewisse Krankheiten ihnen gemeinschaftlich sind.

Unter diesen Krankheiten sind einige natürlich, andere zufällig, so wie auch ihre Ursachen. Der natürliche Schlaf, zum Beyspiel, hemmt den Gebrauch der äussern Sinne; die Seele ist sich selbst überlassen, und kann die innern Sinne nicht mehr frey regieren; die Muskeln, Eingeweide und übrigen Glieder des Körpers, folgen mehr einer maschinenmäßigen, als freyen Bewegung; die Seele läßt sich von den Bewegungen der Maschine hinreissen, statt deren innere Triebfedern zu regieren; sie verknüpft ihre Ideen nicht mehr, und vereinigt die unvereinbarsten Dinge, urtheilt falsch, schweift aus, und verharrt in diesem Zustand der Thorheit, so lange der Schlaf dauert; und zu dieser Krankheit sind geistige Leute weit mehr geneigt, als dumme nnd blödsinnige. Die Seele der leztern scheint gemeiniglich mit ihrem Körper zugleich einzuschlafen: denn da sie schon im wachenden Zustand wenig Ideen haben, so haben sie im Schlaf noch wenigere, oder vielleicht gar keine; so viel ist wenigstens gewiß, daß man mehr oder weniger im Schlaf träumt, je nachdem man mehr oder weniger Geist hat. Ich habe diese Bemerkung in den Gesellschaften, wo ich mich befand, sehr oft gemacht; man spricht von den

gehab-

gehabten Träumen, erzählt sie, verlangt eine Erklärung darüber, und unterhält sich über ihre Sonderbarkeit; immer habe ich dabey bemerkt, daß diejenigen, so von Seiten des Geistes nicht sehr begünstigt sind, am wenigsten träumen; sie gestehen ganz treuherzig, daß sie die ganze Nacht sehr ruhig schlafen, ohne zu träumen, oder daß sie nur selten Träume haben, welche aber so unbedeutend sind, daß sie ihre Aufmerksamkeit nicht beschäftigen.

Die Seele ist dasjenige verständige Wesen, welches die menschliche Maschine zum Menschen macht; ohne sie wäre die Maschine des menschlichen Körpers ein lebhaftes Bild; dieses verständige Wesen ist mit dieser Maschine innig vereinigt, und diese Vereinigung macht sie beyde von einander abhängig. In ihren Bewegungen findet Wirkung und Gegenwirkung statt; sie wirken gegenseitig auf einander, so, daß wenn die Organen, oder Eingeweide des einen, durch eine innerliche oder äusserliche Ursache in Bewegung gebracht werden, die Fähigkeiten des andern gleichfalls in Bewegung gerathen; alsdenn wird die zuvor leidend gewesene Seele wirkend, und macht ihrer Seits wieder die Triebfedern wirksam, welche die menschliche Maschine in Bewegung setzen. Aus diesen wechselseitigen und vereinigten Bewegungen entstehen zwey allgemeine Grundsätze unserer Denkungs- und Handlungsart, nämlich Liebe und Furcht. Die Seele, so der Erhaltung des Daseyns vorgesezt ist, hält dasjenige für gut und vortheilhaft, was etwas dazu beytragen kann, und verwirft, als schädlich und schlimm, alles, was die Zerstörung des Daseyns befördern kann.

Alles, was angenehm ist, was dem Körper gefällt und ihm Vergnügen verursacht, ist auch immer der Seele ange-

angenehm; sie wünscht dessen Genuß, und dies Verlangen ist die Liebe. Alles, was dem Körper Schmerz verursacht, misfällt der Seele; sie vermeidet dessen Annäherung, und bewegt den Körper, es zu fliehen; diese Abneigung der Seele gegen einen dem Körper schädlichen Gegenstand, ist nichts anders, als die Furcht. Das Urtheil der Seele über das, was wir entweder für gut, oder für schlimmm halten, wird demnach durch die Erfahrung des Körpers bestimmt. Ein Kind, so noch niemals erfahren hat, daß die Berührung des Feuers ihm Schmerz verursachen kann, wird sehr leicht den Finger in die Flamme eines Lichts halten, oder eine glühende Kohle in die Hand nehmen; allein sobald es einmal die schmerzhaften Folgen davon empfunden hat, wird es sich in Zukunft dafür hüten. Es näherte sich dem Licht blos aus Verlangen, einen leuchtenden Gegenstand, der seinen Augen schmeichelte, und folglich auch seiner Seele gefiel, zu berühren und in seinem Besitz zu haben. Wenn aber die Seele des Kindes unabhängig von dem Körper, durch sich selbst die schmerzhafte Wirkung des Feuers auf den Körper erkennen könnte, so würde sie augenblicklich so gewirkt haben, um das Kind von der Berührung des Feuers abzuhalten, wie sie es auch in der Folge daran hindern wird; da sie es aber nicht gethan hat, so kann man daraus schliessen, daß die Erfahrung des Körpers das einzige Mittel ist, wodurch die Seele Kenntniß vom Guten oder Schlimmen, vortheilhaften oder schädlichen, Vergnügen oder Schmerz erhält, und daß folglich diese beyden allgemeinen Grundsätze unserer Denkungs- und Handlungsart, Liebe und Furcht, blos physische Ursache haben.

Wir wollen ferner den leicht möglichen Fall annehmen, daß ein Mensch blind und taub gebohren werde, so wird

wird die Seele desselben keinen einzigen von den Begriffen haben, so von den Eindrücken abhängen, welche die äussern Gegenstände auf diese beyden Organen machen; ein solcher Mensch wird nicht wissen, was in dieser Art gut oder schlimm, schön oder häßlich ist; er wird auch nicht nach dem Besitz dieses Guten, welches er nicht kennt, streben; vermöge des Spruchs: Ignoti nulla cupido; er wird daher in dieser Art weder Furcht noch Liebe empfinden, weil der angenehme Eindruck, die Mutter der Liebe, und die Liebe, die Ursache des Verlangens, der physische Gegenstand aber, die Ursache des Eindrucks ist: denn die Organen sind, an sich selbst betrachtet, blos leidend. Die vernünftige Seele urtheilt alsdenn nach dem Eindruck, den der Gegenstand hervorbringt, ob sie ihn wegen den angenehmen Reiz, so er denen Fibern verursacht, wünschen, oder ob sie ihn fürchten und vermeiden soll, wegen dem schmerzhaften Eindruck, so er auf eben diese Fibern macht, durch den heftigen Reiz, den er darinnen erweckt, und der Unordnung, die er darinnen hervorbringt.

Diese angenehmen oder schmerzhaften Eindrücke hängen überdies von der Beschaffenheit des Körpers jeder Person ab. Ein schwaches Auge wird durch ein helles Licht, oder durch lebhafte Farben geblendet; der Eindruck, den sie auf ein solches Auge machen, ist schmerzhaft; es fürchtet und vermeidet ihn, während daß ein starkes gesundes Auge dadurch einen angenehmen Eindruck erhält, ihn wünscht, liebt und darnach strebt. Diese verschiedene Beschaffenheit des Körpers verursacht also die Verschiedenheit der Eindrücke, nach welchen die Seele ihr Urtheil richtet, um einen Gegenstand entweder zu lieben, oder zu fliehen, je nach dem mehr oder wenigern wesentlich Angenehmen, oder Unangenehmen, so der Körper,

in Rücksicht der gegenwärtigen Beschaffenheit der Organen, dadurch erhält. Wird aber diese Beschaffenheit entweder verschlimmert, oder verbessert, so werden auch die Affekten der Seele darnach verändert: das Verlangen wird sich in Furcht, und die Liebe in Haß oder Gleichgültigkeit verwandeln, oder umgekehrt, die Furcht in Verlangen und der Haß in Liebe, je nach dem Grad und der Verschiedenheit des Eindrucks, den derselbe Gegenstand auf die Organen macht. Wenn auch ja das Moralische einigen Einfluß dabey hat, so ist es doch nur hülfsweise: denn die besten Vorschriften der Moral und Philosophie werden niemand abhalten, etwas für schön und gut zu halten, was wirklich so ist, oder so scheint, und es zu verlangen und zu lieben; so wie sie niemanden jemals werden überzeugen können, daß der Schmerz ein wesentliches Gut sey, welches man weder fürchten, noch hassen, noch vermeiden soll: denn nur eine Zerrüttung der Organen und der Gesundheit, worauf gemeiniglich Schwachheit des Geistes, Schwärmerey und öfters Thorheit zu folgen pflegt, kann uns hierüber anders denken lehren.

Eine der Verrichtungen des Gehirns, ist die, daß es das unmittelbare Werkzeug des Verstandes und Willens ist; noch eine andere seiner Verrichtungen bestehet darinnen, daß es den Organen der Sinne Kraft und Stärke mittheilt, um die Eindrücke der Gegenstände erhalten zu können, und die Seele von diesen Eindrücken zu benachrichtigen, wenn und auf welche Art die Sinne dieselben erhalten; ferner den Muskeln die nöthige Beweglichkeit zu geben, um dem Willen zu gehorchen. Demnach hat die gewöhnliche oder gegenwärtige Beschaffenheit des Gehirns einen starken Einfluß auf den

Ver-

Verstand und den Willen; ist nun das Gehirn gut beschaffen, so wird, so lange es in diesem Zustand bleibt, der Verstand richtig seyn, und der Wille nichts verlangen, was dem Guten oder der Ordung zuwider ist; ist es hingegen verlezt, oder sonst auf eine Art zerrüttet, so wird die mehrere oder geringere Zerrüttung desselben, mehr oder weniger Unordnung in dem Verstand hervorbringen; weil die Organen alsdenn die Gegenstände richtiger odet unrichtiger darstellen, und das Urtheil, so daraus folgt, mehr oder weniger falsch ist, und daher der Wille, der nur auf Antrieb des Urtheils wirkt, nicht mehr in der Ordnung bleiben kann; folglich wird die Denkungs- und Handlungsart der gegenwärtigen Beschaffenheit des Gehirns, des Verstandes und Willens ganz angemessen seyn.

Ist der Mensch gesund, so empfindet er eine Schnellkraft oder Spannung der Nerven, welches der wachende Zustand ist, und wieder eine Erschlaffung in diesen Theilen, woraus der Schlaf entstehet.

Diese Spannung nnd Erschlaffung, welche die Natur in ohngefähr gleichen Zeitmaas mit einander abwechseln läßt, wird manchmal übertrieben; alsdenn entstehen Krankheiten daraus, so unter verschiedenen Namen bekannt sind, als Schlagfluß, Schlafsucht und einige andere; ferner: Zerrüttung der Vernunft, Stumpfheit, Dummheit, Thorheit, Raserey, Apathie und alle übertriebenen Leidenschaften, wie auch Blähungen der Glieder, fallende Sucht und Zuckungen, welche Krankheiten auch den Verstand angreifen, weil er nur in sofern und auf die Art wirken kann, wie die äusserlichen und innerlichen Sinne ihn in Bewegung setzen. In dem Stand der Gesundheit dauert der Schlaf nur eine gewisse

Zeit lang; die Fibern, so, während dem Wachen, durch anhaltende Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, durch das Zerren der Nerven, so durch unbequeme Stellungen hervorgebracht wird, ferner durch eine heftige Leibesübung, oder andere Ursachen, zu sehr gespannt wurden, fangen von dem Kopf bis zu den Füßen allmählich an zu erschlaffen. Die Natur wollte durch dieses Geschenk unsere erschöpften Kräfte wieder ersetzen; auch ziehen sich alsdenn die Fibern, vermöge ihrer tonischen Kraft, von selbst zusammen; das Athemholen gehet freyer und schneller von statten, die Absonderung wird erleichtert, der erschöpfte Theil des Nervensafts wird wieder ersezt, und die Sinne erhalten neue Kraft und Thätigkeit. Das Zeitmaas des Schlafs ist allezeit dem Alter und dem Geschlecht angemessen; Kinder und Weiber schlafen länger, als die Männer, und junge Leute länger, als alte, weil die Länge oder Kürze des Schlafs sich nach der mehr oder wenigern Weichlichkeit und Elasticität der Fibern richtet. Ist aber der Schlaf unnatürlich lang und der Stärke und Beschaffenheit eines Menschen nicht angemessen, so ist es Krankheit; hieher gehören die Schlagflüsse und einige andere; bey den Anfällen der mehresten werden die Verrichtungen der Seele gestört oder gehemmt. Man hat Personen gesehen, welche, bey dem Anfall dieser Krankheiten, das Gedächtniß gänzlich verloren; andere wurden stumpf und blödsinnig bis zur Dummheit, noch andere verrückt. Unmäßige Arbeiten, übertriebene Strapazen, zu langes und ernsthaftes Studieren, machen zu Schlagflüssen und zur Schlassucht geneigt; viele Gelehrte schwächen sich das Gehirn durch anhaltendes Studieren, setzen sich ausser Stand, ihre Studien fort zu setzen, und ziehen sich Schlagflüsse zu. Ich überlasse es den Aerzten, die Ursachen dieser Krankheiten aus einander

ander zu setzen, und halte mich blos an die Wirkungen, so sie auf den Geist hervorbringen, um dadurch zu beweisen, daß die Krankheiten der Seele, ihre Leidenschaften, Affekten und Neigungen von dem Physischen des Menschen, d. h. von seiner körperlichen Konstitution und seiner natürlichen oder zufälligen Beschaffenheit herrühren.

Alles, was die Elasticität des Gehirns in den Nerven vermehrt, und die Triebfedern der sinnlichen Organen stark reizt, sie zu heftig erschüttert und in Bewegung sezt, bringt starke und heftige Eindrücke darinnen hervor; alle diese Ursachen setzen sie aus ihrem natürlichen Zustand, stören deren Harmonie, und machen den Geist verwirrt; die Folgen davon sind: hartnäckige Schlaflosigkeit, Verrückung, Wahnsinn, Unsinn, Narrheit, Tollheit, Schwärmerey u. s. w. oder wenigstens doch übertriebene Leidenschaften. In diesen beyden Zuständen, so nur durch das mehr oder wenigere von einander verschieden sind, werden die beyden Hauptfähigkeiten der Seele, Verstand und Willen, von ihrem natürlichen Punkt verrückt, und diese Abweichungen sind wahre Krankheiten der Seele, deren Grund in dem Physischen des Menschen liegt, vermöge der Abhängigkeit, welche aus der Vereinigung beyder entstehet.

Einige von diesen Krankheiten sind angebohren, andere zufällig. Sie sind angebohren, wenn, durch einen ursprünglichen Fehler der Organisation, man schon bey der Geburt die Hindernisse mitbringt, welche der Entwicklung des Verstandes und der Freyheit des Willens schaden, so daß in Augenblicken, wo die Vernunft einige ihrer Strahlen sollte blicken lassen, sie entweder ganz, oder wenigstens halb verfinstert wird. Sie sind zufällig,

wenn man, während einem Theil des Lebens, einen guten Verstand gehabt, und nun die Einbildungskraft auf einmal verwirrt und das Urtheil verkehrt wird, durch blos physische Ursachen.

Man bemerkt an den Narren, von welcher Art sie auch seyn mögen, eine sehr lebhafte Einbildungskraft, welche ihnen öfters statt der Empfindung dient; die Ueberlegung und das Urtheil sind zerrüttet; wie soll nun die Seele sonderbare Begriffe vereinigen, welche ohne Verbindung und Wahrscheinlichkeit auf einander folgen? Das Gedächtniß ist untreu, und kann nicht anders seyn: denn diese Fähigkeit entstehet aus dem Bewußtseyn, daß man schon diese und jene Begriffe, diese und jene Empfindungen, und diese und jene Eindrücke gehabt, und ihnen gemäß geurtheilt hat; die Narren hingegen haben nicht einmal das Bewußtseyn ihres eigenen Daseyns: denn beynah alle ihre Begriffe sind Vorstellungen von Ungeheuern, Hirngespinsten und Gespenstern, welche sich ihrer Einbildungskraft darstellen, sie schrecken, und vor denen sie entweder zu fliehen, oder sich zur Wehre zu setzen suchen. Verdruß, Kummer und Unruhen häufen sich, und folgen öfters plötzlich auf Anfälle von Freude und unmäßiger Lustigkeit. Die Narren sind stärker, als andere Menschen, zu den Liebesvergnügungen geneigt, und wagen alles, um ihr Verlangen hierinnen zu befriedigen; indessen haben sie doch alle eine schwache Seite: denn einige fürchten sich vor einem Weib, andere vor einem Kind, sogar daß sie ihnen gehorchen und sich von ihnen regieren lassen; sie sind also zu gleicher Zeit stark und schwach. Da ihre Einbildungskraft ihnen die Gegenstände nicht so darstellt, wie sie sind, so können sie auch ihre Verhältnisse unter einander nicht beurtheilen,

und

und werden folglich Schimpfreden für Höflichkeiten annehmen; sie sind wankelmüthig, eifersüchtig und ehrgeizig, unterhalten sich mit Spielwerk und Puppen, wie die Kinder, und glauben, Kaiser, Könige, ja sogar Götter zu seyn, und suchen sich mit deren äusserlichen Zeichen zu zieren.

Es giebt daher eben so viele Zerrüttungen des Geistes, oder Narrheiten, als es natürliche oder zufällige Organisationsfehler giebt; dergleichen Fehler erzeugen große Leidenschaften; als z. B. unmäßigen Ehrgeiz, verzweifelte Liebe, unmäßige Eifersucht, unbegränztes Verlangen nach Rache; lauter Leidenschaften, welche sowohl den Geist, als auch das Gebiete der Vernunft in Unruhe und Verwirrung sezten; sie allein haben mehr öffentlich erkannte Narren hervorgebracht, als alle übrigen Ursachen der Narrheit. Die Furcht, so aus der Schwachheit, oder einer zu großen Empfindlichkeit entstehet, so wie auch die Traurigkeit, wozu ein melancholisches Temperament sehr geneigt macht, erzeugen Misantropie und Hypochondrie, und diese beyden Zustände gränzen mit der Narrheit zusammen.

Schon allein die Stärke der Seele kann einen Theil dieser Krankheiten und selbst die Narrheit hervorbringen, ohne daß einige Veränderung auf dem Körper erscheint, weil diese Veränderung nur innerlich geschieht; dies sind die Krankheiten, welche aus einem zu anhaltenden und zu tiefsinnigen Nachdenken, oder aus Leidenschaften entstehen, so ihre Gränzen überschreiten: denn nachdem sie das Gehirn ausgetrocknet haben, vertrocknen sie auch den Körper und verwirren den Geist. Corpus quod corrumpitur, aggravat animam, & deprimit sensum multa cogitantem. Die Anlage des Körpers, ein mehr oder weniger melancholisches Temperament, machen mehr

oder weniger zum Studieren geneigt, und sind daher die ersten physischen Ursachen der Anstrengung des Geistes; der Körper kann in der Folge die Arbeit des Geistes, oder die Wuth der Leidenschaften nicht mehr ertragen, unterliegt und reißt den Geist, der ihn ausgezehrt hat, in seinen Untergang mit fort. *)

Die Melancholie greift das Gehirn an, wenn man sie nämlich als Krankheit, oder sogenannte Hypochondrie, betrachtet, welche von der gewöhnlichen Melancholie nur durch ihre stärkere Wirkung verschieden ist. Das dick gewordene Blut verhält sich in den Theilen des Unterleibs, und verstopft die Aeste der großen Blutader, weil der Umlauf in diesen Theilen gehemmt wird; bey dem Zurückfliessen, nach den obern Theilen, treibt es die dortigen Gefäße auf, greift das Gehirn an, und versezt die Seele in Furcht und Niedergeschlagenheit; daraus entstehet eine Neigung des Geistes zum Verdruß und Traurigkeit, Verfinsterung des Verstandes und eine gewöhnliche oder periodische Zerrüttung des Geistes, so man an den Personen bemerkt, die mit diesen Krankheiten behaftet sind, deren Kur in die Arzneywissenschaft gehört: denn die Moral vermag hier nichts; woraus abermals zu schliessen ist, daß die Krankheiten der Seele von der Organisation und von der gewöhnlichen oder jetzigen Beschaffenheit des Körpers abhängen; und dies beweißt wieder,

*) Melancolia Maniæ Initium est & Origo. *Aretæus*, Lib. 3. C. 5. *Trallianus*, L. 1. C. 16. *Fernel* de morbis Cerebri Pathol. L. 3. C. 2. *Boerhaave* Aphorism. 1119. Man sehe ferner dasjenige nach, was wir von der Macht des Temperaments über den Geist, in der Physiognomik im ersten und zweyten Theil gesagt haben.

wieder, daß gewisse Krankheiten der Seele und dem Körper gemeinschaftlich sind.

Die alten Philosophen haben vermuthlich diese physischen Grundsätze übersehen, als sie ihre verschiedenen Lehrgebäude der Moral ausarbeiteten, und sie für Heilmittel gegen diese Krankheiten und als Regeln des Betragens angaben. Sie haben sich so, wie ihre Nachfolger, in dem Labyrinth der hohen metaphysischen Ideen verirrt, wodurch sie endlich in das Reich der Schwärmerey geriethen, in welchem sie nichts, als übertriebene Grundsätze und unanwendbare und unverständliche Vorschriften fanden. Sie bedachten nicht, daß, in Rücksicht auf die menschliche Beschaffenheit, die wahre Philosophie sich nur mit Aufsuchung des Guten und Nützlichen beschäftigen, und sich durch Vernunft und Erfahrung leiten lassen soll, wodurch sie niemals auf den Abweg gerathen wird, etwas vorzuschreiben, was über die Kräfte der menschlichen Natur ist, sowohl in ihrem gesunden, als kranken Zustand.

Gesundheit nenne ich eine gute natürliche Organisation, und eine gute Beschaffenheit der Eingeweide, wie auch der festen und flüßigen Theile des Körpers. Krankheit nenne ich den Mangel dieser Organisation, oder eine Verschlimmerung, so der Körper durch irgend eine Ursache erhält; eine solche Verschlimmerung stört die Harmonie, so in dem Ganzen herrschen soll, und diese Störung theilt sich der Seele mit; sie empfängt alsdenn nicht mehr die wahren Eindrücke der Gegenstände, urtheilt folglich falsch darüber, und faßt einen den empfangenen Eindrücken gemäßen Entschluß; sie handelt und wird straffällig, oder wenigstens tadelnswerth, weil sie in der Trunkenheit, in der Verwirrung, oder vermöge einer

Folge ihres kranken Zustandes, gehandelt hat, dessen Abänderung öfters nicht von ihr abhängt.

Die Leidenschaften, woraus so viele Unbesonnenheiten, Fehler, öfters gar Niederträchtigkeiten und Verbrechen entstehen, sind der natürlichen oder zufälligen Organisation zuzuschreiben; ja, sie bringen selbst sehr merkliche Verschlimmerungen hervor, wodurch das Uebel ärger wird. Wenn die Organen und Eingeweide einmal in Unordnung gerathen sind, so geschiehet der Umlauf der Säfte entweder durch einen andern, als den gewöhnlichen Weg, oder kann denjenigen, so die Natur vorgeschrieben hat, nicht mit der gehörigen Freyheit befolgen, und also auch nicht die Wirkungen hervorbringen, die er hervorbringen soll. Alsdenn tritt an die Stelle der Stille und Heiterkeit, in welchem Zustand die Seele seyn soll, um die Gegenstände richtig zu beurtheilen und sich darnach zu betragen, lauter Verwirrungen; sie wird unruhig, und mit verschiedenen Krankheiten befallen, die wir an ihr bemerken, und zu deren Heilung man die verschiedenen moralischen Systeme erfunden hat, von denen wir geredet haben. Diese Systemmacher waren größtentheils selbst krank, weil Schwärmerey ohne Ueberlegung die ihrigen erfand, und das Wunderbare, als eine Folge davon, deren Grundlage ist. Andere hielten alle Menschen an Geist und Körper gesund, und irrten sich wieder, weil der größte Theil doch wirklich krank ist. Ihre Systeme sind blos für Weise erfunden, während daß sie doch mit Menschen zu thun hatten, deren Verstand zu eingeschränkt war, um sie verstehen und ihre Vorschriften ausüben zu können, oder, die zu krank waren, um von ihrer Narrheit genesen zu können: denn jeder hat die seinige.

Wir haben häufige Beyspiele davon: denn die menschliche Maschine darf nur etwas von ihrem natürlichen Zustand verrückt werden, so wird die Einbildungskraft verwirrt, und man weiß, was für Folgen daraus zu entstehen pflegen; man erinnere sich nur der Hesykasten oder griechischen Quietisten, so wird man den Beweis von demjenigen haben, was ich hier behaupte; ja, man darf nicht einmal so weit zurück gehen: denn man findet diesen Beweis schon in den vorgeblichen Wundern, so die Sekte der Konvulsionarien verrichtete, welche in unsern Zeiten so viel Aufsehens zu Paris machte: denn nachdem sie sich lange selbst gequält hatten, oder sich den Körper durch andere, mit Schlägen und heftigen Bewegungen, martern liessen, schienen sie in eine Entzückung zu verfallen, glaubten in den Herzen der Menschen lesen zu können, von der Gottheit inspirirt zu seyn, und die Zukunft voraus sagen zu können, so wie die Priesterinn des Apollo auf ihrem Dreyfuß, und machten dabey die unanständigsten Geberden und Wendungen. Die Hesykasten, die eben nicht klüger waren, hatten ihnen das Beyspiel gegeben. Diese falschen Inspirirten fiengen mit Beten an, bewegten sich hin und her, drehten den Kopf von einer Seite zur andern, rollten die Augen umher, und strengten sich unglaublich an, wodurch das Blut in Wallung kam und jenes innere Toben und jene Verwirrung entstund, so man empfindet, wenn das Gehirn gewaltsame Eindrücke erhalten hat. Sie nennten diesen Zustand denjenigen, wo die Seele von allen sinnlichen Gegenständen abgesondert, den Leidenschaften Stillschweigen gebietet, und in der rechten Lage ist, um die Eingebungen der Gottheit zu empfangen; und wirklich verschwunden in diesem Zustand, vor ihren verwirrten Augen alle Gegenstände, oder erschienen ihnen nur dunkel; die erhizte Einbildungskraft

sezte

sezte ihre Hirngespinnste noch zu der Verblendung der Sinne hinzu, und beyde mit einander vereinigt, machten, daß sie feurige Flammen aus ihrem Nabel heraus fahren sahen. Diese Flammen hielten sie für ein himmlisches Licht, für einen Strahl der Herrlichkeit der Seeligen, und für eben denselben, welcher den Moses auf dem Berg Thabor blendete, der zwar nicht das Wesen Gottes selbst war, jedoch unmittelbar daraus herfloß. Es war ein sonderbarer Anblick, eine Menge solcher vorgeblichen Illuminirten zu sehen, wovon einige durch Schläge auf die Brust und andere Theile des Körpers, andere aber durch gewaltsame Verdrehungen es geworden waren; einige, welche mit unverwandtem Blick auf ihren entblößten Nabel sahen, um den Strahl der Seeligkeit heraus fahren zu sehen; andere, welche auf ihre Gegner schimpften, albernes Zeug redeten u. s. w. beyde bewiesen, wie sehr die Fähigkeiten der Seele von dem gewöhnlichen oder gegenwärtigen Zustand des Körpers abhängen, und es sollte daher die Gerechtigkeit, deren Amt es ist, die Verbrecher zu bestrafen, ihre Zuflucht weit öfterer zum Arzt, als zum Scharfrichter nehmen: denn sehr oft würde ersterer dem Staat die Menschen wieder geben und gute Bürger aus ihnen machen, welche lezterer ihm gänzlich entzieht.

Auf den ersten Anblick ist man nicht geneigt, zu glauben, daß der Magen die Quelle der Gesundheit des Körpers, so wie auch seiner Krankheit ist; wenn man aber nur etwas darüber nachdenkt, so verliert man allen Zweifel, und eben so verhält es sich mit dem angeführten Grundsatz: denn eben dieselbe Harmonie, so in dem Moralischen herrscht, findet auch in dem Physischen statt.

Man wird sich nicht leicht gewöhnen, zu glauben, daß Eitelkeit und Trägheit, Ehrgeiz und Furcht einerley

ley Grundsatz habe; vielleicht wird man sich dazu bequemen, wenn man sich die Mühe giebt, meine Säze durchzudenken: denn freylich ist es nicht hinreichend, einen so wichtigen Grundsatz blos zu behaupten; man muß ihn auch beweisen; und dies werde ich thun, indem ich die verschiedenen Seelenkrankheiten abhandle.

Zittern ist die erste Wirkung dieses allgemeinen Grundsatzes; fliehen, die zweyte; suchen, die dritte, und geniessen, die lezte; diese verschiedenen und so unähnlichen Wirkungen machen die allgemeinen Klassen von Krankheiten aus, welche in dem ersten Buch dieser Beobachtungen sollen abgehandelt werden.

Ausser dieser ersten Eintheilung der Krankheiten, welchen jedermann unterworfen ist, giebt es noch eine andere von denjenigen Krankheiten, welche dem Alter, dem Geschlecht, dem Stand im gemeinen Leben, und den Nationen besonders eigen sind; diese machen den Inhalt des zweyten Buchs aus.

Erstes

Erstes Buch
von den allgemeinen Krankheiten.

Erstes Kapitel.
Von der Furcht.

Die erste Krankheit, welche sich meinen Gedanken darstellt, und ganz unmittelbar aus dem angenommenen Grundsatz herfließt, ist die Furcht; es ist ganz natürlich, daß der erste Misbrauch der Liebe zu unserer Erhaltung, eine übertriebene Furcht vor der Zerstörung seyn muß, und dies ist auch zugleich die allgemeinste und in ihren Folgen die schrecklichste Krankheit.

Furcht, ist ein Gefühl, welches öfters feige, niedrige und knechtische Seelen hervorbringt; in ihren gehörigen Schranken gehalten, ist sie nützlich und nothwendig, um die Heftigkeit aller Leidenschaften zu hemmen, deren Ausbruch uns selbst und andern schädlich werden könnte.

Die Furcht, unserer Erhaltung zu schaden und unsere Ehre zu verlieren, ist der natürliche Zaum jedes Wesens, welches sich selbst wahrhaft schäzt; Furcht, andern zu misfallen, ist das Band der Gesellschaft und der Grund der Tugend; *) endlich zwingt die Furcht vor Strafen öfters die unbändigsten Menschen.

Die

*) Um des Misverständnisses willen, muß dies eigentlich der **bürgerlichen Tugend** heissen: denn es ist zwar ganz

Die Furcht, so aus der Tugend entspringt, und dahin zielt, die Seele von dem Laster zu entfernen, ist die Furcht des Weisen; sie ist selten, und artet aus, sobald sie der Seele nicht Freyheit genug läßt, den Stand zu untersuchen, den sie ergreifen soll, um ihre Unschuld in Sicherheit zu setzen.

Diejenige Furcht, welche sich darauf einschränkt, die Gefahren voraus zu setzen, welche dem Leben drohen, die Seele nicht weiter beunruhigt, und sie, ohne Angst, die nöthige Behutsamkeit anwenden läßt, ist die eigentliche sogenannte Vorsicht; überzeugt, daß man nicht alles voraus sehen kann, sezt sich die Seele der Todesgefahr aus, wenn es Schande seyn würde, ferner zu leben; sie behandelt sich alsdenn nach jenem allgemeinen Gesetz, welches dem Leben des Menschen ein längeres oder kürzeres Ziel gesezt hat, und sie weder von dem allgemeinen Schicksal aller Menschen ausschliessen, noch um ihrentwillen Wunder thun wird.

Die Furcht, von welcher ich eigentlich rede, ist diejenige, welche die Philosophen, unter der Benennung der beständigen Erwartung des Unglücks, beschrieben haben; diese nenne ich eine Krankheit der Seele, und sie erhält, durch die Gewohnheit unserer frühern Jahre, eine schädliche Gewalt über uns: denn in diesem Zeitpunkt glaubt man, uns leichter durch die Furcht, als durch die Vernunft regieren zu können; man sucht uns den Muth zu benehmen, weil man glaubt, daß er unsern Sitten und

ganz richtig, daß, wer im Allgemeinen tugendhaft ist, auch ein tugendhafter Bürger seyn wird; allein nicht jeder, der bürgerlich tugendhaft ist, ist deswegen allgemein tugendhaft. Manchen Menschen wird es leichter, eine Larve vorzunehmen, als ihr eigenes Gesicht zu zeigen. **Uebersetzer.**

und Gesundheit schaden könnte, und giebt sich dabey so viele Mühe, daß wir furchtsam, mistrauisch, ängstlich, zaghaft und feig werden, bey dem kleinsten Anschein von Gefahr schon zittern, und sinnreich uns Gefahren erfinden, wo keine nicht sind. Unser eigenthümlicher Karakter, der Stand, den wir ergreifen, die Umstände, in denen wir uns befinden, bestimmen uns alsdenn zu einer von diesen verschiedenen Arten von Furcht, welche alle Zweige eines Stammes sind, und geben uns eine davon, die wir nie wieder ablegen, und für uns eine gewöhnliche Krankheit wird. Wir wollen etwas weniges von jeder dieser Arten von Furcht reden:

Furchtsamkeit, so nicht aus Bescheidenheit herrührt, ist eine Folge der Furcht, von der ich rede; sie benimmt uns den Muth, den Reizungen des Bösen sowohl, als denen des Guten zu widerstehen; Hindernisse überwinden, scheint ihr ein Hirngespinnst; sie siehet vielmehr mehrere, als wirklich vorhanden sind; sie unternimmt nichts, aus Furcht, allem zu unterliegen; sie will lieber immerfort leiden, als es versuchen, ein Uebel abzuwenden, welches nur dauert, weil man es nicht zu ändern wagt; ein einziger Augenblick voll Muth wäre hinreichend gewesen; allein es kömmt nicht einmal in die Gedanken, ihn zu haben. Für eine solche furchtsame Seele ist kein Glück möglich; sie vervielfacht selbst ihre Leiden; ihre Tugenden und Talente bleiben in der Unthätigkeit, die sie ihnen auflegt, und wenn sich ihr das Glück selbst anbietet, so wagt sie es nicht, es zu benutzen. Setzen sie die Umstände, wider ihren Willen, in einen hohen Rang, so drohet sie sich selbst den Fall; sie streitet eben so wenig für die Tugend, als gegen das Laster; allen Menschen unnütz, ist sie sich selbst am mehresten zur Last;

sie wagt weder zu denken, noch zu handeln, und wenn sie dem gewöhnlichen Weg folgt, so geschiehet es nicht aus Kenntniß der Sache, sondern aus Furcht, ihn zu übertreten; man kann sie nur deswegen loben, weil sie das Böse nicht zu thun wagt, durch welches man leiden würde. Ist sie nun so in dem gewöhnlichen Lauf des Lebens: was wird alsdenn erst aus ihr werden, wenn unvermeidliche Gefahren kommen, denen man doch in jeder Lage ausgesezt ist? Alsdenn verläßt sie die Vernunft gänzlich; sie hört und sieht nicht mehr; ihre Sinnen verwirren sich, und das Ohngefähr bestimmt alsdenn alle ihre Handlungen; das Uebermaas des Uebels kann sie nicht aus ihrer Schlafsucht erwecken: denn sie ist unfähig, einzusehen, daß das Uebel noch ärger werden kann, und daß, wenn sie sich etwas bemühte, dies demselben etwas abhelfen würde. Dergleichen furchtsame Seelen sind mehr zu bedauern, als zu hassen, und wenn man es unternehmen wollte, sie zu kuriren, so dürfte man dazu nicht den Augenblick des Anfalls wählen, sondern man müßte ruhigere Augenblicke abwarten, um ihnen das Hirngespinnst zu zeigen, vor dem sie fliehen; diese Krankheit ist denjenigen, so damit befallen sind, weit schädlicher, als den andern.

Das Mistrauen, eine Schwester der Furchtsamkeit, hat eben denselben Ursprung, ist ihr aber ganz und gar nicht ähnlich. Es sezt immer eine schlimme Denkungsart voraus; man begnügt sich nicht damit, für sich allein zu leiden, und seine Freude bey allem, was uns erfreulich ist, zurück zu halten; sich nicht einmal Augenblicke von Vergnügen zu erlauben, Hungersnoth zur Zeit des Ueberflusses, Armuth in dem Schoos des Reichthums, Verrätherey in der wärmsten Freundschaft, und Kummer, mitten in der Freude zu befürchten; sondern man

greift noch jedermann an der empfindlichsten Seite der Seele an, indem man keinem Menschen traut; man glaubt niemals alle das Gute, was von andern gesagt wird, vergrößert vielmehr das Böse, und ist sehr scharfsinnig, sie eher straffällig, als gerechtfertigt zu finden; die Sicherheit, womit sich das Mistrauen schmeichelt, und deren Mutter es seyn will, ist nur denn schätzbar, wenn es durch Klugheit hervorgebracht wird; im Gegentheil ist sie verächtlich, wenn sie von einer Kleinmuth der Seele herrührt, die sich blos allein mit ihrem eignen Wohl beschäftigt, und durch das Arbeiten an dem der andern, seinem eigenen zu schaden glaubt. Wo bliebe der Umgang, bürgerliches Leben, Gesetze, ja, die ganze Gesellschaft, wenn dergleichen Grundsätze befolgt würden? Die Thorheit, Bosheit und Treulosigkeit der Menschen, sind Gemeinsprüche, wodurch man sich den Schein des Rechts geben will, und werden dadurch eher vermehrt, als vermindert: man kann sich vorwerfen, nicht wachsam genug gewesen zu seyn; niemals aber darf man sich beschuldigen, daß man nicht mistrauisch genug gewesen ist; die, so es sind, verdienen hintergangen zu werden: denn sie sind um so schwerer zu kuriren, weil sie sich klüger dünken, als alle andere Menschen. Man hat Unrecht, wenn man die Unglücksfälle, so andern begegnet sind, welche nicht mistrauisch waren, als einen Beweis anführt, daß man es nothwendig seyn müsse. Die Nachwelt wird Heinrich den Vierten, König von Frankreich, immer unter die größten Könige der Erde zählen; und wenn die Schandthat, wodurch er das Leben verlohr, noch könnte vergrössert werden, und mehr Abscheu verdienen, so wäre es, wegen der Sicherheit, in welcher dieser König mitten unter einem Volk, dessen Vater er war, lebte und leben sollte. Das Mistrauen, so Karl der Siebende gegen seinen

nen Sohn hegte, brachte ihn ums Leben, statt ihn zu retten; er fürchtete etwas zu essen, aus Furcht, es möchte vergiftet seyn, und endigte also selbst das Leben, indem er es zu erhalten suchte. Wie leicht wäre es, Beyspiele von Unglücksfällen anzuführen, so aus allzu großem Mistrauen entstanden sind! Wer war wohl mistrauischer, als der berühmte Tyrann von Syrakus, und war unglücklicher, wie er? von allen Menschen gehaßt, deren Körper er in seiner Gewalt hatte, stand er ganz allein gegen die ganze Welt; ist der Tod einem solchen Leben nicht vorzuziehen?

Die Furcht bringt auch ferner jene Seelen von mittelmäßigem Schlag hervor, welche schwach und unbestimmt sind, keine Richtschnur ihres Betragens haben, sondern ihren Entschluß nach den ersten, besten Gegenständen einrichten, die sich ihnen darstellen; sich immer durch die stärkste Stimme, wie auch durch das größte Ansehen, leiten lassen; vor Leuten, von Verstand immer zittern, und sich, vermöge jener natürlichen Herrschaft, so starke Seelen über schwächere haben, von ihnen leiten und führen lassen, wohin sie wollen: denn, sagte die unglückliche Caligai zu ihren Richtern, diese Art Herrschaft braucht weder Zauberey, noch andere Mittel, um sich gehorchen zu machen.

Verwegene Leute suchen und finden in dieser Klasse viele Anhänger; sie liefert auch Schwärmer von allen Arten, und verursacht viele Gebräuche und manchen Aberglauben, den die Vernunft verwirft, ohne zu wagen, sie abzustellen. Es sind unglückliche Menschen, weil sie gar keine Seelenstärke besitzen, das ewige Spiel ihrer eigenen und anderer Leidenschaften sind, denen man das Gute, so sie thun, nicht verdanken kann, weil es eine Folge

ihrer Schwachheit ist, bey denen man nie weiß, woran man ist; auf die man sich nie verlassen kann, heute hassen, morgen lieben, und gleich den Theaterdekorationen sich verändern, je nach der Bewegung, so man ihnen giebt; ein Gegenstand der Untersuchung für den Geist, sind aber nie einer für das Herz; bey denen alle Mittel vergeblich sind, weil man sich erst ganz umschaffen müßte, bevor man sie kuriren könnte, und welche eher aufhörten zu leben, als schwach zu seyn.

Die, so unter dem Soldatenstand aus Feigheit Verbrecher werden, sind bey einer kriegerischen Nation nur in geringer Anzahl: denn Schande und Schimpf ist ihr Lohn; die Feigheit verräth und bestraft sich selbst, sobald sie einmal bekannt ist; in den andern Ständen des Lebens bringt sie jene niedrige und kriechende Seelen, jene elenden Schmeichler hervor, wovon die Erde wimmelt, und die der Furcht den Mächtigen zu misfallen, alles mögliche aufopfern; die, da sie der rechtmäßigen Freyheit eines polizirten Staats geniessen könnten, lieber Sklaven scheinen, über die man noch Recht über Leben und Tod hat; die zu jeder Erhebung unfähig sind, und unter der Last von alle den Drückungen schmachten, die sie von ihren selbstgemachten Göttern erdulden müssen, auf welche sie kaum die Augen aufzuheben wagen, weil sie gewohnt sind, sich vor ihnen zu demüthigen; die sich gegen Verbrechen, so man ihnen befiehlt, nicht auflehnen, als nur, wenn deren Bekanntwerdung ihnen eine andere Furcht einjagt, und zu allen schlechten Streichen bereit sind, wenn sie nur verborgen bleiben; die sich aus den Gewissensbissen, die ihr Leben vergiften, eine Nothwendigkeit machen, und keinen andern Weg zum Glück wissen, als den, der Feigheit; und wenn sie dazu gelangen, es nicht genießen, weil es bey ihnen nicht mit jener Frey-

heit

heit des Geistes und Herzens verbunden ist, die den ganzen Reiz des Glücks ausmacht, und dasselbe geniessen lehrt.

Die Verwegenheit hat weit weniger Verbrecher hervorgebracht, als die Furcht, unglückliche Menschen; diese leztere erstreckt ihre Gewalt auch über die, so deren nicht fähig schienen; man sah hohe und stolze Seelen, denen die Welt anfangs zu klein schien, über die Eroberungen ihrer Voraltern weinen, gleich als wenn ihnen nichts mehr zu thun übrig blieb; sie hatten eine kindische Furcht, fragten Wahrsager und Zeichendeuter um Rath, und suchten in den Eingeweiden der Thiere eine Zukunft zu erforschen, die sie erwarten konnten, wenn sie sich nicht davor gefürchtet hätten, und welche sie in diesen Dingen gewiß nicht zu finden geglaubt hätten, wenn die Furcht nicht ihren Verstand benebelt hätte.

Ist es nicht eben diese ausschweifende Furcht, welche sogar die Gestirne des Himmels als Feinde der Menschen betrachten lehrte? Diese uns so unbekannten Planeten wurden in Ursachen unsers Unglücks verwandelt: sie geben uns einen ihnen beliebigen Karakter, und führen uns an die Abgründe, so sie uns zubereitet haben, und was man auch thun mögte, um ihre schädlichen Einflüsse abzuwenden, so ist es doch unmöglich, ihnen zu entgehen. Man darf sich nicht wundern, wenn die Menschen sich so wenig kennen und so falsch urtheilen: denn sie suchen immer in fremden Gegenständen ein Glück, das ganz in ihren Händen stehet, und das sie nie ausser sich finden können.

Glücklich sind diejenigen, welche in einem gewissen Alter noch Zeit haben, sich über alle diese Furcht weg zu setzen,

setzen, und stark genug sind, die Lehren, so man ihnen eingeprägt hat, zu vergessen und ihrer Vernunft zu folgen, bevor die Gewohnheit der Furcht sich ihrer bemeistert hat; sie gründen ihr Glück, indem sie ihren Muth befestigen. Man will es nicht glauben, daß es eben so leicht ist, den Kindern Muth einzuflößen, als sie lesen zu lehren; ich habe Beyspiele davon gesehen, deren Erzählung wunderbar scheinen würde, und von denen sich jedermann überzeugen kann. Man sehe dasjenige nach, was ich in der Physiognomik, von der Macht der Erziehung, gesagt habe.

Zweytes Kapitel.

Von der Trägheit.

Ich will die Krankheiten der Seele nach der Ordnung verfolgen, in welcher sie sich mir darstellen: es giebt eine Art von Genealogie unter ihnen: denn derselbe Grundsatz, der im Allgemeinen die Furcht hervorbringt, erzeugt auch die Trägheit. Ob sie gleich nicht so schädlich ist, wie die Furcht, so ist sie dennoch auch eine Seelenkrankheit: denn die angenehmen Namen, so man ihr beylegt, benehmen ihr nichts von ihrer Bösartigkeit; die Unthätigkeit, in welcher sie die Seele erhält, ist eine Art von Strafe, über die sie sich nicht zu beklagen wagt, und die nichts desto weniger eine Strafe ist, obgleich derjenige, der sie leidet, sie nicht zu beschreiben vermag. Das eigenthümliche Temperament trägt freylich etwas dazu bey, weil selbst die Beschaffenheit dieses Temperaments dasjenige bey einigen zur Trägheit macht, was bey andern

Furcht

Furcht ist; immer herrscht der Grundsatz, die Gefahr und alles, was schaden kann, zu entfernen; nur bey den Trägen herrscht er unter der Form der Trägheit: denn nachdem man vor der Gefahr gezittert hat, fängt man an, sie zu fliehen.

Wenn man diejenigen reden hört, so mit dieser Krankheit behaftet sind, so sollte man glauben, sie wären glücklich; allein wenn man es genau untersucht, so findet man, daß sie ihr scheinbares Glück blos aus der Unnützlichkeit ziehen, sich der Gefahr, oder der Verlachung anderer auszusetzen, welches doch nie wahres Glück kann genannt werden.

Sie sind sehr beredt, wenn sie auf den Sturz, die Ungnade und das unglückliche Ende derjenigen zu reden kommen, welche den sogenannten Ruhm, der Ruhe, die sie geniessen konnten, vorgezogen haben. Die Welt ist für sie ein Theater, worauf die Menschen sich thörichter Weise herum tummeln; sie bleiben dabey bloße Zuschauer; die Scene wird manchmal mit Blut befleckt, alsdenn scheint ihnen der Ueberwinder, so Beyfall erhält, mehr gewagt, als gewonnen zu haben, dasjenige gar nicht zu geniessen, was ihm viel gekostet hat, und am Ende eben nicht weiter zu seyn, als die, so er überwunden hat. Helden sind in ihren Augen Narren; sie halten die Staatsmänner für unglückliche Leute; Philosophen und Gelehrte machen ihnen Langeweile; sie glauben Künste und Wissenschaften verfeinert genug, hüllen sich in ihre Trägheit, und suchen vor Dummköpfen ihre Ruhe zu rechtfertigen, die sie selbst nicht einmal recht geniessen.

Man müßte sich die Menschen anders vorstellen, als sie wirklich sind, um glauben zu können, daß die Trägheit eine Quelle des Glücks ist; gänzliche Fühllosigkeit

 gegen

gegen alle Dinge des Lebens, ist nicht möglich; man ist gegen eine Sache empfindlich, gegen andere vielleicht gleichgültig; allein diese einzige ist hinreichend, um uns zu quälen.

Welcher Mensch ist wohl so sehr abgesondert, daß er gar keine Pflicht zu erfüllen hätte, und so glücklich, daß er gar kein Bedürfniß befriedigen, keine Sorgen ertragen und keine Mühe anwenden dürfte? Der Zustand einer vollkommenen Freyheit, ist ein Hirngespinnst; träge Seelen leiden mehr, als andere, weil ihnen dasjenige, was andere thun, weit mehr zu thun Mühe kostet; sie leiden nach dem Grad der Trägheit, in welche sie die Gewohnheit, nichts zu thun, versezt hat.

Ich will von jener nothwendigen Rückkehr in sich selbst nicht einmal reden, die aus dem Anblick schöner Handlungen entstehet, so der Muth hervorgebracht hat, die Welt mit Lobeserhebungen überhäuft, und die Geschichte der Nachkommenschaft zum Unterricht überliefert. Glaubt man wohl, daß träge Seelen alsdann nicht ihren Zustand fühlen, sich ihn vorwerfen und darunter leiden? daß die Begriffe von dem, was schön und nützlich ist, welche durch die Trägheit nicht immer ausgerottet werden, nicht bey ihnen aufwachen, und selbst gegen die Trägheit streiten, sie verdammen und sie für strafbar erklären?

Kann der Träge, ohne Verdruß, die Familie seines Nachbars, sich durch Arbeit vermehren und erheben sehen? findet er wohl in der Unthätigkeit, die ihm so sehr gefällt, ein Vergnügen, so demjenigen eines Vaters zu vergleichen wäre, welcher seine Kinder im Genuß seines Vermögens siehet, und deren Ehre und Ansehen das Werk seiner Liebe gegen sie ist?

Der

Der Träge mag immerhin seiner Leidenschaft das Wort reden; er empfindet dennoch Bedürfnisse, denen seine Arbeit würde abgeholfen haben; er läßt vielleicht eine Familie, die er liebt, an dem Rand des Elends; seine Krankheit wird ein nagender Wurm, der ihn endlich tödtet.

Alle Menschen wünschen der Arbeit überhoben zu seyn, weil sie glauben, es sey eine Mühe, oder Strafe; ja, einige Völker gehen in der Verblendung des Vorurtheils so weit, daß sie die Arbeit, als etwas niedriges betrachten, und sie für die verächtliche Bestimmung der Unglücklichen halten. In allen warmen Ländern sind die Menschen unthätig und träg, folglich auch Sklaven, arm, elend und haben Langeweile; der Himmelsstrich trägt viel dazu bey, die Regierungsform aber noch mehr. Der Despotismus benimmt der Seele alle Thätigkeit und Kraft, und macht blos feige Sklaven, oder verwegene Banditen. Dies ist die wahre Quelle der Trägheit, des Elends und der Unordnung, die man in Spanien, Italien und Sicilien, d. h. in den schönsten Ländern Europens herrschen siehet. (Man sehe hierüber Brydone Reisen nach.)

Wenn die Liebe zur Wohlfahrt uns zur Arbeit antreibt, die allein sie uns verschaffen kann, so ist ganz klar, daß Apathie, Unthätigkeit, Weichlichkeit, Sorglosigkeit, Gleichgültigkeit, Unwissenheit, Feigheit, Abneigung vor der Arbeit, schädliche Fehler und strafbare Verbrechen sind, weil die Menschen nur deswegen in Gesellschaft leben, um wechselseitig ihr Glück zu befördern. Dies sind wahre Verbrechen an einem Regenten, oder an einem Hausvater, deren beyder Bestimmung nicht darinnen bestehet, sich allen Vergnügungen ohne Maas

und Ziel zu überlassen, sondern sich beständig mit den Bedürfnissen und der Wohlfahrt derjenigen zu beschäftigen, die ihnen untergeben sind.

Man muß den Trägen einen Stoß geben, um sie aus ihrer Schlafsucht zu erwecken, worein sie sich vergraben. Frankreich hat die Arbeiten des Herrn von Louvois, einem solchen glücklichen Versuch zu danken. Sein Vater, Herr le Tellier, hatte alle mögliche Mittel vergebens versucht, um ihn zur Arbeit zu bewegen, und kam endlich auf den Gedanken, die Anwartschaft auf die Stelle eines Staatssekretairs, die er für ihn von dem König erhalten hatte, widerrufen zu lassen; dies Vorhaben des Vaters änderte auf einmal den Sohn, und die Ehre, die für die Familie und den Staat daraus erwuchs, entschädigte den Vater dafür, was es seinem Herzen gekostet hatte, einen solchen Vorsatz zu fassen.

Wir haben Begebenheiten dieser Art, und unvorhergesehenen Unglücksfällen, eine Menge großer Leute zu danken, welche ewig in der Trägheit geschmachtet, und sich selbst und dem gemeinen Wesen zur Last gewesen seyn würden. Trägheit ist die Pest der Gesellschaft und des Staats; die alte Geschichte ist voller Revolutionen, deren Ursache sie war, und manche Reiche wurden nach und nach durch sie gestürzt. Die Römer fürchteten sich vor der Trägheit weit mehr, als vor ihren Feinden. Trägheit hat auch das erste Geschlecht der Französischen Könige verlöscht.

Sehr viele Verbrechen entstehen aus Trägheit: denn sie verleitet zum Müßiggang, von welchem bekannt, daß er die Mutter aller Laster ist; aus diesem leztern entstehen die seltsamsten Einfälle, der verkehrteste Geschmack, die unbesonnensten Vergnügungen, nichtswürdigsten Unter-

terhaltungen und die unmäßigsten Ausgaben. Es giebt, sagt Demokrit, keine schwerere Bürde, als die der Trägheit: denn sie ist immer mit Langeweile begleitet, mit welcher drückenden Last die Natur diejenigen bestraft, die sich nicht beschäftigen wollen, oder unglücklicher Weise sich nicht zu beschäftigen wissen. In diese Klasse gehören, durch ein sonderbares Schicksal, die Prinzen und Potentaten der Erde, welche eigentlich, durch ihr Beyspiel, andern Muth machen und die Nationen beleben sollten; der gewöhnliche Müßiggang, in dem sie leben, macht sie nach Schauspielen, Festen, Besuchen und andern ähnlichen Unterhaltungen begierig, um der Langenweile zu entfliehen, die sie überall verfolgt, und die sie sogar selbst in diesen Festen wieder finden, wo sie sich die reizendesten Vergnügungen versprachen.

Vielleicht quälen sich die Menschen zu sehr, schweifen aus und bauen Luftschlösser, welche manchmal mit eben so vielem Geräusch zusammen stürzen, als sie Mühe gekostet haben, aufzuführen; allein diese Fehler rechtfertigen die Trägheit gar nicht: denn es giebt Menschen genug, die mit Glück arbeiten, die der Muth beseelt, die Klugheit leitet und der Ausgang belohnt, und die selbst in dem Glück, so sie andern verschaffen, eine unerschöpfliche Quelle von eigenem Vergnügen finden.

Die Trägheit, von welcher Art sie seyn mag, ist der menschlichen Natur zu sehr zuwider, als daß sie etwas Gutes hervor bringen könnte; der Mensch muß sich bemühen, um glücklich zu werden; dies ist einmal die festgesezte Regel, wer will sich davon ausschliessen? Das Vergnügen, so man sich erwirbt, ist weit über dem, so sich von selbst anbietet, und ist auch ein ächteres Vergnügen: denn wo immer Vergnügen herrscht, findet keines mehr statt.

Die

Die Herren der Welt, denen alles leicht wird, ersinnen Vergnügungen, die ihnen theuer zu stehen kommen. Arbeit und Bedürfniß sind dessen wahre Aeltern; die Trägheit hat übrigens auch eine ermüdende Einförmigkeit; die Seele wird eines Zustandes überdrüßig, der sich nie verändert, und verfällt in ein Schmachten: denn sie schmachtet so gut, wie der Körper: denn dies ist das Eigenthümliche drr Trägheit, daß man nicht weiß, was man will, und was man nicht will; wenn man sich untersuchte, so würde man finden, daß die Seele sich über ihre Trägheit beklagt und in Bewegung zu seyn wünscht. Ueble Laune, jene unerklärliche Krankheit, zeugt von dem Müßiggang der Seele, und ist bey Frauenzimmern gewöhnlicher, weil sie müßiger sind, als die Männer. Eine wahre Betschwester und eine wahre galante Dame, haben keine üblen Launen, und die, so sich stark beschäftigen, kennen sie gar nicht. Laune zeigt immer ein Bedürfniß an; bey Mannspersonen fand ich, daß es ein Bedürfniß nach Ruhe, und bey Frauenzimmern, daß es eines nach Bewegung war; öfters aber sind die Mannspersonen hierinne Frauenzimmer. Beschäftigung ist die Nahrung unserer Seele; sie lebt blos durch Beschäftigung, und dies ist das Gegenmittel der Langenweile, einer schrecklichen Krankheit, welche die Trägen nie eingestehen, gerade als wenn sie nicht eine nothwendige Folge der Trägheit wäre, und man sie nicht an den deutlichen Zügen erkennen könnte, die sie bezeichnen, und an der Ansteckung, die auf sie folgt.

Während daß alle andere Leidenschaften den Menschen öfters, gleich der Verrückung, hinreissen, scheint diese leztere allein alle Fähigkeiten einzuschläfern; derjenige, so damit behaftet ist, wird selbst gegen die Gegenstände gleichgültig, welche sonst jedes vernünftige Wesen reizen.

zen. Die Trägen dieser Art, erröthen nicht einmal über ein so ungeselliges Betragen, vielmehr loben sie sich deswegen, finden ein eignes Vergnügen darinnen, und rühmen sich manchmal damit, als mit einer wahren Philosophie.

Sie sind hierinnen von dem berühmten Moralisten, Hrn. de la Rochefoucault sehr verschieden. Die Trägheit, sagt dieser, so unthätig sie auch ist, hemmt alle Entschlüsse und alle Handlungen des Lebens, und verzehrt nach und nach die Leidenschaften und die Tugend. — Unter allen Leidenschaften ist die Trägheit diejenige, so uns selbst am unbekanntesten ist; sie ist die heftigste und boshafteste, obgleich ihre Stärke unmerklich und der Schaden, so sie anrichtet, sehr versteckt ist. Wenn wir ihre Macht genau untersuchen, so sehen wir, daß sie bey jeder Gelegenheit sich Meister unserer Empfindungen, unsers Vortheils und unserer Vergnügungen macht. — Um endlich einen wahren Begriff von dieser Leidenschaft zu geben, muß man sagen, daß sie die Seeligkeit der Seele sey, die sie über jeden Verlust tröstet, und ihr Alles in Allem ist. — Unter allen Fehlern gestehen wir die Trägheit am ersten ein, weil wir glauben, daß sie mit allen friedlichen Tugenden zusammen hängt, und ohne die übrigen auszurotten, blos deren Ausübung aufhält; und dennoch ist ein träger Mensch, eine wahre Last der Erde, und für die Gesellschaft gleichsam todt: denn er kann weder ein guter Regent, noch ein guter Vater, noch Freund, noch Bürger seyn.

Diesen zwey Krankheiten, welche gleichsam die Verrichtungen der Seele unterbrechen, und sie unthätig lassen, wollen wir eine dritte beyfügen, die ihnen ganz entgegen gesezt scheint, weil die Seele darinnen zu viel wirkt;

immer aber wird unser Grundsatz die Ursache davon bleiben, der, wo er ein zur Entzündung geneigtes Blut findet, gegen alles, was uns zuwider und schädlich seyn kann, die Wirkungen des Zorns, durch seine Einwirkung auf uns hervorbringt; hier erscheint die Seele nicht mehr zitternd oder auf der Flucht, sondern dasjenige rächend, was man gegen sie vornimmt.

Drittes Kapitel.

Von dem Zorn.

Der Zorn, den man eine vorübergehende Wuth, einen Anfang der Tollheit zu nennen pflegt, hat eine gewisse Art von Gerechtigkeit zum Grund: denn er wird immer entweder durch eine würkliche oder scheinbare Beleidigung erregt; allein es ist so wenig Verhältniß zwischen der Ursache, die ihn hervorbringt, und den Ausschweifungen, die seinen Ausbruch zu begleiten pflegen; manchmal ist der Bewegunsgrund so gering, entfernt sich so weit von seinem Ursprung, und quält die Seele so schrecklich, daß sie den Bewegungsgrund, der sie dazu anreizt, vergißt, um blos die Uebel zu zeigen, die daraus entstehen.

Man kann leicht erachten, wie sehr er auf die Seele wirkt, wenn man den Eindruck betrachtet, den er auf den Körper macht; er bringt ihn zu einer gewissen Art von Erschöpfung, läßt ihn ohne Kraft, verunstaltet seine Züge; die Schnelligkeit, mit der er entsteht, die Entzündung, so er hervorbringt, die Waffen, die er in dem Augenblick des heftigsten Anfalls ergreift, und seine kurze

Dauer,

Dauer, sind eben so viele und so merkwürdige Erscheinungen für den Philosophen, als die berühmtesten Vulkane.

Die Schwierigkeit bestehet nicht darinnen, ihn in dem Augenblick, wenn er sich ankündigt, aufzuhalten, sondern darinnen, ihn zu unterdücken, wenn er einmal angefangen hat zu wirken; ich würde dich züchtigen, sagte Sokrates zu seinem Sklaven, wenn ich nicht zornig wäre, und würde dich tödten, wenn ich mich dem Zorn überließ. Diejenigen, so ihm erst gegen das Ende unterdrücken, haben kein Verdienst davon: denn seine eigene Natur legt ihm diese Nothwendigkeit auf; er ist zu heftig, um lange dauern zu können.

Ein zorniger Mensch ist ein für die Menschheit erniedrigender Anblick: er selbst würde sich vielleicht hassen, wenn er im Stand wäre, sich in diesem häßlichen Zustand zu sehen, und kann alle denen, so zugegen sind, zum Beyspiel dienen, um sich davor zu hüten.

Im Zorn kann man eben so wenig für die Folgen stehen, als in der Trunkenheit und Narrheit; und er hat noch das Schlimme voraus, daß alle seine Handlungen abscheulich sind, statt daß die der Trunkenheit oder der Narrheit öfters blos lächerlich sind.

Bey manchen Personen ist der Zorn eine Wuth, eine kurze Raserey, und eine wahre Tollheit, die sich mit der Reue endigt; wie liesse sich sonst das Betragen einiger Unsinnigen erklären, die in dem Anfall ihrer blinden Wuth sich selbst an unbelebten Gegenständen vergreifen, heftig auf einen Tisch, oder wider eine Mauer schlagen, sich dadurch schwer verwunden, und sogar dem Tod Trotz bieten?

Ein Mensch, so dem Zorn unterworfen, ist daher beständig unglücklich, weil die geringste Sache ihm reizen kann;

kann; er ist mit aller Welt unzufrieden, und alle Welt mit ihm; er ist ein Tyrann, der den Abscheu derjenigen, so ihn umgeben, beständig muthmaßt; er ist gezwungen, das Schrecken, so er einflößt, auf dem Gesicht seines Weibes, seiner Kinder und seiner Bedienten zu lesen, die immer nach seiner Entfernung seufzen, und nur in seiner Abwesenheit freyen Athem schöpfen.

Man kann es nie oft genug widerholen; jeder Mensch, der sich nicht gewöhnt hat, sich selbst zu überwinden, ist ein der Gesellschaft schädliches Mitglied. Fürsten, Große, Reiche, und das gemeine Volk, sind dem Zorn am stärksten unterworfen, weil ihre Leidenschaften in der Kindheit entweder geschmeichelt oder vernachläßigt wurden. Es ist unnöthig, hier etwas von den schrecklichen Folgen des Zorns der Könige zu reden; die ganze Erde ertönt von dem abscheulichen Brüllen dieser wüthenden Löwen, oder von dem Geschrey der Nationen, so durch ihre Wuth unglücklich geworden sind. Welcher Unterschied ist es nicht für die Menschheit, den Zorn eines Tyrannen erdulden zu müssen, oder sich der Wohlthaten eines gütigen, friedfertigen Königs zu erfreuen, der den Zorn nur kennt, um ihn gegen Laster und Verbrechen zu gebrauchen?

Es ist mit dem Zorn so viel Schaam und Mühe verknüpft, daß man gewiß darauf Verzicht thun würde, wenn nicht das Verlangen, sich zu rächen, bliebe, welches man nie aus den Augen verliert; dies Verlangen unterhält den Zorn, entzündet ihn aufs neue, und versezt ihn wieder in jene rachsüchtige Wuth, worinnen die Seele ausser Stand ist, ihre Rache nach der empfangenen Beleidigung abzumessen.

Es ist so oft gesagt worden, die Rache sey ein Vergnügen der Götter, daß man es, ohne weitere Untersuchung,

chung, geglaubt hat; man erstickt die Stimme der Natur, die uns zum Verzeyhen antreibt, und die selbst die barbarischsten Seelen, bey der vollkommensten Rache, sobald ihre Wuth sich gelegt hat, sich nicht entbrechen können, zu hören. Wenn man sich gewöhnt hätte, das vorgebliche Vergnügen der Rache mit dem wahren Vergnügen des Verzeyhens zu vergleichen, so glaube ich, daß die Großmuth immer siegen würde. Kann man wohl noch zweifeln, auf welcher Seite die wahre Größe, und selbst das Ansehen der Macht ist? und, um auf unsern ersten Grundsatz zurück zu gehen, ist die Gefahr, der wir uns bey dem Verzeyhen aussetzen, nicht geringer, als diejenige, der man sich aussezt, wenn man einen verzweifelten Feind aufs äusserste treibt? Nein, die Rache ist kein Vergnügen der Götter, sondern dasjenige einer niedrigen Seele, so ihre Schwäche fühlt.

Wenn sich Hindernisse mit einmischen, und die Schwierigkeiten, sich zu rächen, sich vermehren, und unübersteiglich werden, so erzeugt der Zorn, der sich nicht lange halten kann, den Haß, welcher fortdauert und, in Ermangelung des Zorns, wirkt; dies ist eine unglückliche Leidenschaft, die der Seele desjenigen, so sie nährt, weit schädlicher ist, als dem Gegenstand derselben. Haß, ist die größte Quaal der Seele; eine gewisse Heilige nannte den Teufel nie anders, als einen Unglücklichen, der nicht vermögend ist zu lieben. Die Genugthuung des Hasses ist selten und voller Kummer; es ist ein Hirngespinnst, so geschwind vorüber flieht und lange Reue zurück läßt: denn man haßt nicht, ohne dem Herzen Gewalt anzuthun, welches eigenlich zur Liebe geschaffen ist.

Betrachtet man den Anfang, den Fortgang und das Ende des Zorns genau, so siehet man leicht ein, daß die Beschaffenheit des Blutes vieles dazu beyträgt; Eigen-

liebe und Eitelkeit können im höchsten Grad in einer Seele wohnen, und viel Uebels hervorbringen, ohne jedoch den Zorn zu erzeugen; lezterer ist unter allen Seelenkrankheiten diejenige, so man ohne Beyhülfe der Vernunft vielleicht am leichtesten kuriren könnte, wenn man sich blos allein an das Blut hielt.

Ich sah in Anfällen des Zorns sich die Blutadern so auftreiben, daß zu befürchten war, es mögten einige zerreissen, und man hat Beyspiele von Leuten, welche in dem Anfall des Zorns gestorben sind.

Es wäre zu wünschen, daß man sich mehr gewöhnte, die Seele durch den Körper zu kuriren: denn die gegenseitige Einwirkung dieser beyden Wesen, ist ein zu deutlicher Fingerzeig der Natur, den man nicht sollte aus der Acht lassen; ich mag hin und her denken, wie ich will, warum die Menschen dies Mittel so selten versuchen, so finde ich keine Ursache davon; es sey denn diese, daß sie sich thörichter Weise vielleicht eingebildet haben, sich zu erniedrigen, wenn sie die Materie, so mit ihnen vereinigt, und so nothwendig zu manchen Seelenverrichtungen ist, anwendeten, um die Uebel der Seele dadurch zu lindern.

Wenn man die Menschen beobachtet, so findet man, daß sie sich weit mehr damit beschäftigen, dasjenige von sich zu entfernen, was ihnen Uebels zufügen, als sich dasjenige zu verschaffen, was ihnen Nutzen bringen kann; sollte diese Gewohnheit wohl daher rühren, weil die Summe des Uebels größer, oder wenigstens merklicher ist, als die des Guten, und daß es daher nothwendiger sey, sich des erstern zu erwehren, als auf die Erwerbung des zweyten, zu denken? Wie ihm auch sey, so wollen wir

zusehen,

zusehen, welche Folgen diese unmäßige Sucht nach Gütern in der Seele hervorbringt, und alles, was dahin gehört, unter den Titeln: Geiz, Ehrgeiz und Liebe nach einander abhandeln, welche Krankheiten allgemeiner sind, als man wohl glaubt, und die man uuter so mancherley Larven verbirgt.

Viertes Kapitel.

Von dem Geiz.

Das Menschengeschlecht, welches seine Kenntnisse erweitert und vervollkommnet hat, durch die bloße Hülfe der Zeit, welche eben so viel Dinge hervorbringt, als sie zerstört, scheint die Kenntniß der Leidenschaften ganz ausser Acht gelassen zu haben; ja ich zweifle sehr, ob nicht unsere Vorfahren vor einigen tausend Jahren weiter darinnen waren, als wir; was sie darüber gesagt haben, wäre leicht zu sammeln; allein ich glaube, daß der Vergleich nicht zur Ehre der Neuern ausfallen würde.

Doch es sey; beyde Theile scheinen mir dasjenige nicht alles gesagt zu haben, was sie über den Geiz sagen konnten; weder Philostrat in seinen Gemälden, noch Theophrast in seinen Schildereyen, haben diese Leidenschaft so beschrieben, wie sie ist; ja, es scheint, als wenn sie dieselben hätten schonen wollen: denn sie gaben ihr keinen Dolch, gerade als wenn sie nicht grausam wäre; sie glaubten sie blos allein mit der Bewachuug ihrer Schätze beschäftigt, ohne zu bedenken, was sie alles aufzuopfern vermag, ehe sie diese Schätze angreift; sie haben die Fehler, so sie begleiten und von ihr unzertrenn-

lich sind, ganz aus dem Gesicht verloren. Ich würde sie hundertäugig mahlen, mit der Furcht zur rechten, und dem Verdacht zur linken Seite, einen magern dürren Körper, so mit elenden Lumpen bedeckt ist, in der einen Hand den Beutel haltend, der das Gold enthält, und die andere Hand bewafnet, um es zu vertheidigen. Wir wollen nun die äusserliche Hülle, so sie umgiebt, und noch abscheulichere Dinge verbirgt, wegnehmen, und die Seele des Geizigen, als einen Raub aller ihrer Schmerzen betrachten: denn ich schränke mich blos darauf ein, die Seelenleiden des Geizes zu untersuchen, ohne mich auf das Uebel einzulassen, so er in der Welt hervorbringt, und die nicht mit in meinen Plan gehören.

Der Geiz wüthet gegen sich selbst, und entziehet sich die Güter, die er andern entzogen hat; es ist nicht hinreichend, ihn von allen den Annehmlichkeiten, so Reichthümer gewähren, entblößt zu sehen, sondern er fühlt auch alle die Bedürfnisse, so durch Reichthum abgewendet werden, und diese Bedürfnisse greifen die Seele an. Wir wollen die Freude, zusammen zu scharren, übergehen: denn die Geizigen fühlen darinnen eine gewisse Freude, wovon andere Menschen keinen Begriff haben; wir wollen auch nicht untersuchen, wie viel es ihnen kostet, um sich diese Freude zu verschaffen, welche Ungerechtigkeiten, Niederträchtigkeiten und schändliche Handlungen dazu gehören, wie sie allgemein lächerlich ist, und welche Schande sie begleitet; eine Freude, die um so verächtlicher ist, weil sie sich auf sich allein einschränkt, die ganze Familien, ganze Gesellschaften, so deren Opfer sind, in Elend und Thränen versezt; die weder vor Gott, noch Menschen, zu rechtfertigen ist, und sich blos allein auf das Anschauen einer an sich selbst geringen Materie einschränkt,

schränkt, welche gar keinen andern Werth hat, als den guten Gebrauch, den man davon macht; eine Freude, vor deren Anblick Scherz und Vergnügen fliehen, deren Mutter sie seyn sollte, die schlimmer ist, als selbst der Schmerz, weil sie, wie ich anfangs gesagt habe, die Bedürfnisse aller Art nicht zu überwinden weiß, die die Seele des Geizigen belagern und sie auf tausendfache Art quälen: nämlich körperliche Bedürfnisse, die sich in den verschiedenen Ständen, worinnen sich der Geizige befindet, mehren, mit dem Alter zunehmen, und die er nicht abzuwenden wagt.

Alle Leidenschaften beherrschen und tyrannisiren die Seele; giebt es aber wohl eine, deren Herrschsucht so grausam ist, wie diese? Die übrigen geben der Seele doch eine gewisse Genugthuung, die, so mangelhaft sie auch in ihrem Ursprung ist, sie dennoch angenehm rühren, und sie öfters zu bewundernswürdigen Handlungen antreiben, die, dem Schein nach, mit der Tugend selbst wetteifern.

Es wird nicht leicht jemand durch die Handlungen des Geizigen hintergangen; das, was er Mäßigkeit und Nüchternheit im Essen und Trinken, Einfachheit in Kleidern, Selbstüberwindung in der Enthaltung von erlaubten Vergnügungen, und Vorsicht auf die Zukunft nennt, sind blos erborgte Namen, worunter die wahren Laster sehr schlecht verborgen werden, an denen der Geizige immer am mehresten leidet, die ihn gefesselt halten und ihm nicht den geringsten weitern Schritt erlauben. Man betrachte einen solchen Kranken, der die Erhaltung seines Schatzes, seiner Gesundheit und seinem Leben vorzieht, wie er alle Hülfsmittel verwirft, so etwas kosten, und selbst im Tode noch sich weit stärker mit dem Gedanken beschäftigt, was aus seinen Schätzen werden, als was

aus seiner Seele werden soll, die ihm nicht gegeben war, um sie so zu erniedrigen, und die er unglücklich, zur Sklavin und zum Gegenstand des Hasses aller Menschen gemacht hat. Der Geizige kann sich die Verachtung, die jedermann gegen ihn hegt, den Haß, so man auf ihn wirft, und die heimlichen Wünsche, daß er doch einmal aus der Welt gehen mögte, nicht verbergen; der Beyfall, den er sich ganz allein giebt, sizt blos auf seinen Lippen, und entschädigt ihn nicht für die innern Unruhen, die ihn quälen, ohne von seiner Aengstlichkeit, seinem Mistrauen und seinem Mangel zu reden, von welchen jedes seine eigene Strafe mit sich führt. Wie oft stellt er sich nicht das Vergnügen vor, so seine Erben in der Verschwendung seiner Schätze finden werden, und die Flüche, so sie, wegen der Länge seines Lebens, über ihn ausstoßen! Schreckliche Gedanken! die ihn indessen doch nicht bessern, ihn zur Verzweiflung bringen, und ihm tausend eben so seltsame als unnütze Mittel eingeben, um seine Reichthümer vor ihrer Begierde zu sichern. Wir wollen lieber einen Schleyer über diese Art von Seelen werfen, welche die Menschheit entehren und schänden, die Menschen ungesellig machen, und die ihnen natürlichen Tugenden, Wohlthätigkeit, Mitleiden und Erbarmen vertilgen.

Der Geizige kennt vielleicht alle Vergnügungen des Geistes, so nichts kosten; allein er beobachtet auch darinnen seine gewöhnliche Sparsamkeit, die allen Fortschritten des Geistes so sehr entgegen ist; die Vergnügungen der Seele hingegen, welche doch die lebhaftesten und rührendesten sind, kennt er ganz und gar nicht. Freundschaft fliehet weit von seiner vergifteten Wohnung; er ist ganz allein und verlassen in der Welt, und verdient

es

es zu seyn. Die zärtlichen Namen: Gemahl und Vater, legen ihm Pflichten auf, die er verwünscht, und er schäzt es für eben so ein großes Unglück, es zu seyn, als andere sich glücklich dabey schätzen.

Kann man wohl einige Vergleichung zwischen dem Geiz und der Verschwendung anstellen? Leztere, ob sie gleich öfters mit Reue begleitet ist, die sie quält und bestraft, hat die Gesellschaft bereichert, so ersterer arm gemacht hat. Der Verschwender spielt mit dem, was den Geizigen zur Verzweiflung bringt, und ist in seinem größten Mangel doch immer weniger unglücklich, als lezterer: denn wenn ihm auch dasjenige mangelt, was der andere zu viel hat, so sind sie doch beyde in gleichem Mangel, und er wird wenigstens nicht so, wie der Geizige, von der Furcht geängstigt, dasjenige zu verlieren, was er nicht hat; und wenn auch beyde Theile fehlen, so ist doch der Geizige strafbarer, wegen den heftigen Mitteln, so er ergreift, um Schätze zu erwerben und sie zu erhalten. Wenn Familien über sie schreyen und beyde verwünschen, so wird der Verschwender verdammt, indem man ihn bedauert; der Geizige hingegen gehaßt, wegen den Reichthümern, nach denen er sie so lange schmachten läßt; und giebt es nicht welche unter ihnen, denen es an Zeit fehlt, sie zu geniessen, und die zu früh wegsterben, als daß sie, wegen ihrer Leiden, entschädigt werden könnten? Ich weiß kein Gegenmittel wider den Geiz: man müßte denn Strafen erfinden, wodurch diejenigen abgeschreckt würden, die sich ihm überlassen: denn es liegt der Gesellschaft vieles daran, daß dies Laster nicht ferner ungestraft bleibe, wie bisher. Wie viele Laster sind nicht der Gegenstand der Gesetze, welche den Menschen nicht so schädlich sind, wie der Geiz?

Verschwendung ist das entgegengesezte Laster des Geizes; der Verschwender ist kein Wohlthäter, sondern ein Unbesonnener. Ein Fürst, so diese Thorheit an sich hat, die man öfters mit dem Namen der Wohlthätigkeit schmückt, zwingt sein Volk zu Seufzern, um sich in den Stand zu setzen, seine Leidenschaft zu befriedigen. Ein kluger Mann weiß sein Vermögen zu benutzen; der eitle und lasterhafte Mensch hingegen misbraucht es und wird ein Verschwender.

Der Geizige und der Verschwender haben dies mit einander gemein, daß weder der eine, noch der andere, den guten Gebrauch der Reichthümer kennt, nach denen sie beyde trachten; der eine ist geizig, um zusammen zu scharren, und der andere, um verschwenden zu können. Beyde zeigen, wenn sich die Gelegenheit ereignet, eine gleich starke Haabsucht, wodurch sie öfters ungerecht und strafbar werden; beyde werden weder geschäzt, noch geliebt, weil der Geizige keinen Menschen Gutes erweißt, und der Verschwender sich nur Undankbare verbindlich macht.

Fünftes Kapitel.

Von dem Ehrgeiz.

Nichts ist der Größe der Seele ähnlicher, als der Ehrgeiz; es ist dieselbe Hoheit, dieselbe Sprache, dieselbe Bemühung, und dennoch sind beyde sehr weit von einander verschieden. Es verhält sich mit diesen ehrgeizigen Seelen, wie mit den aufgedunsenen Gesichtern, die das

Anse-

Ansehen der Gesundheit haben, und dennoch kränker sind, als sie scheinen.

Es ist nicht leicht, den Ehrgeiz von andern Leidenschaften zu unterscheiden; man verwechselt täglich die Ehrbegierde, und den Wetteifer mit dieser Leidenschaft, welche zum Unglück der Staaten wird, wenn sie die Könige beseelt, und bey Privatpersonen alle Gesetze der Gesellschaft aufhebt. Karl der Zwölfte war für seine Unterthanen dasjenige, was Cromwell seinem Vaterland war; sie fügten ihnen beyde viel Böses, aber kein Gutes zu.

Das vorgebliche Gute, so manchmal aus dem Ehrgeiz entstanden ist, war die Wirkung der allgemeinen Erschütterung, die er eindrückt, und die selbst auch aus der Unordnung entsteht; und was bleibt denn an diesem Guten, wenn man bedenkt, wie viel Blut es gekostet, und welche schreckliche Verbrechen um dessenwillen begangen wurden? Die Ruhe und der Ueberfluß, in dem man eine gewisse Zeit lebt, verlöschen aus der Geschichte der Menschheit nicht jene Grausamkeiten und Drückungen, welche diejenigen ausstehen mußten, so nicht mehr sind. Die Veränderungen, wodurch manche Throne umgestürzt, andere aufgerichtet wurden, und Millionen Menschen umkamen, rechtfertigen keinesweges den Ehrgeiz, weil sie nun vorüber sind, und man ihnen nicht mehr ausgesezt ist.

Es giebt kein begangenes Böses, so nicht jemand zum Vortheil gereicht und für einen andern zum Guten wird; diese Ursache entschuldigt aber das Verbrechen nicht, und benimmt ihm nichts von dem häßlichen Namen, so die Natur ihm beylegt.

Die Unruhen und Bemühungen, welche der Ehrgeiz mit sich bringt, sollten allein hinreichend seyn, um davon

 abzu-

abzuhalten; er ist ein despotischer Gebieter, der seine Forderungen mit den schmeichelhaftesten Namen verschönert, und sich mit keinem Temperament verträgt, so ihn etwas modificirt oder ändert; er würde seinen Namen verlieren, wenn Menschlichkeit und Klugheit sein Betragen anordnen; er will allein über seine Sklaven herrschen, und unternimmt nichts, als was zu einem glänzenden Ziel führen kann; die ihn umgebenden Gefahren verschwinden vor seinen Augen; er verstopft seine Ohren vor dem Geschrey der Unglücklichen, die er aufopfert, und was auch der Aufgeopferte darunter leiden mag, so wird er entweder durch seinen Fall, oder durch seine gewaltsamen Handlungen, ein furchtbares Beyspiel seiner Macht. Ganz unrichtig nennt man diejenigen berühmt, welche dadurch zu den größten Ehrenstellen gelangt sind, und es ist unmöglich, daß sie das Glück geniessen können, wenn sie es einmal erhalten haben: denn sie gleichen den Leuten, welche, in der Hitze des Streits, die Streiche nicht fühlen, so sie empfangen, und sich am Ende desselben ganz blutig und verwundet sehen. Der Ehrgeizige findet weder Ruhe noch Frieden; sein Glück reizt ihn noch mehr an, und sein Unglück bringt ihn zur Verzweiflung. Die Fabel des Prometheus ist das wahre Bild seines Zustands; der Ehrgeiz ist der Geyer, der ihn unaufhörlich verzehrt; er ist eben so unglücklich, wie Prometheus, aber noch strafbarer; blos in der Strafe sind sie einander ähnlich. Der Ehrgeizige wiederholt seine schlechten Handlungen, so oft es in seiner Gewalt steht; die geheiligten Gesetze der Natur stellen sich vergebens seinem Herzen dar; er entfernt alles, was seine Entwürfe verhindern kann, und flieht selbst dasjenige, was ihn glücklich machen würde, um nach einem Schatten von Glück zu ringen, der ihn nur zum Uebel führt.

Die

Die Größe der Seele ist eine Nebenbuhlerin des Ehrgeizes, und stehet mit ihm in gar keiner Verbindung; erstere ist eben so uneigennützig, als die andere habsüchtig ist; sie liebt große Dinge, wo sie dieselben findet, hilft ihnen auf und macht sie bey andern geltend, statt sie zu unterdrücken; alles, was schön ist, betrachtet sie als ihr Eigenthum und nimmt Theil daran. Die Seele hat in diesem Zustand keinen andern Kummer, als daß sie nicht so viele glücklich machen kann, als sie gerne wollte, und diejenigen, so sie glücklich gemacht hat, trösten sie, wegen demjenigen, so Umstände oder das Schicksal ihr entziehen; sie weiß, daß es nur den Göttern zukömmt, so viel Gutes zu thun, als sie wollen, und ist, in Ansehung der Wahl der Dinge, so sie ergreifen soll, niemals unschlüßig: denn diejenigen, so sich erst darüber besinnen müssen, was groß ist, kennen die wahre Größe nicht.

Ganz irrig nennt man also den Ehrgeiz die Leidenschaft großer Seelen: denn gemeiniglich ist er nichts weiter, als die Wirkung einer unruhigen und mit ihrem Schicksal unzufriedenen Eitelkeit. Diese übertriebene Begierde nach Herrschaft, ist eine Thorheit, die, statt zur wahren Ehre zu führen, die allgemeine Verwünschung nach sich zieht. In dem Tempel der Ehre siehet man die Namen derjenigen, welche das Glück ihrer Nebenmenschen befördert haben; diese Namen wurden durch die Hand der Erkenntlichkeit, der Wohlthätigkeit und der Tugend daselbst eingegraben; aber zur Schande der Menschheit hat niedrige Schmeicheley und Wahnsinn, die Namen jener Zerstörer des Menschengeschlechts mit eingegraben, deren Thaten ihren Ruhm und Glanz nur dem Feuer und Schwerdt zu verdanken haben, mit welchen sie Blutvergiessen und Elend überall verbreiteten.

Ihre

Ihre Namen sind zwar daselbst eingeschrieben; allein mit dem Blut der Menschen, und nur im Gefolg des Geschreys, der Wehklagen und der Thränen der Unglücklichen, die sie ihrem grausamen Ehrgeiz aufgeopfert haben, bis zu uns gekommen.

Die Ruhmbegierde, die man so sehr erhebt, ist zwar öfters der Keim schöner Handlungen; allein sie hat mehr mit dem Ehrgeiz, als mit der Seelengröße, gemein: denn sie ist bey weitem nicht so aufgeklärt, verwechselt die Gegenstände, und quält die Seele mehr, als sie ihr Zufriedenheit gewährt; sie verirrt sich sehr oft und verdient nicht immer das Lob, so man ihr beylegt, und ob sie gleich mit einigen richtigen Grundsätzen begleitet ist, so artet sie auch aus, und geräth auf Hirngespinnste. Nicht alle Menschen haben einerley Begriff von der Ruhmbegierde, und dennoch giebt es nur eine wahre. Man übersieht sie an denen, bey welchen in ihrer Ermangelung Laster eintreten könnten, und siehet solche Menschen lieber verwegen, als feig und träge; das erstere schadet der Gesellschaft weniger, als das leztere; der Stamm ist gut; allein er erfordert unendlich viele Mühe und Sorgfalt, um daß er gute Früchte hervorbringe.

Der Wetteifer erfordert zwar weniger Genie; allein er schließt es doch nicht aus; eine solche Seele schämt sich, daß sie noch gegen diejenigen zurück stehet, die sich empor schwingen und sich einen Namen machen. Die ersten großen Männer hatten kein Muster vor sich; sie fanden in sich selbst mehr, als hinlängliche Bewegungsgründe, wodurch sie dasjenige wurden, was sie waren. Man kann gewissermaßen denjenigen einen Vorwurf machen, denen Beyspiele nöthig sind, um ihren Muth anzufeuern, so wie Speisen, um das Leben zu erhalten. Wir würden glücklich seyn, wenn viel Wetteifer unter uns

uns herrschte; das Allgemeine würde darunter gewinnen: denn man wetteifert nur um das Gute, und das Gute macht das Glück der Gesellschaft.

Die Nachahmung stehet noch weiter zurück; sie ist eine Kleinmuth der Seele, so der Sklaverey nahe kömmt; man verkennt in dieser Lage nicht sowohl die Gränzen seiner Fähigkeiten, sondern sie sezt wirklich einen geringen Umfang derselben voran. Hier findet die wenigste Freyheit statt; die Unterscheidungskraft trügt sich dabey sehr oft, und man siehet den Beweis davon an der Entstellung der Originale, so man kopirt hat, und ahmt dasjenige nicht nach, was verdiente nachgeahmt zu werden, sondern wählt vorzüglich Fehler und Lächerlichkeiten; ein Nachahmer kann oder wagt nicht durch sich selbst zu denken; er handelt als Uebersetzer, weil er unfähig ist, selbst etwas hervor zu bringen, und wiederholt also dasjenige, was andere vorgebracht haben; die Mühe, die er sich giebt, kann denen Menschen nützlich werden, die nicht gewohnt sind, denen dafür zu danken, die ihnen diesen Nutzen verschaffen.

Die Eitelkeit hängt zu sehr mit dem Ehrgeiz zusammen, um beyde von einander zu trennen; öfters ist sie dessen erste Quelle: denn es giebt Ehrgeizige, so es blos aus Eitelkeit sind; wenigstens ist kein Ehrgeiziger ohne Eitelkeit. Diese Leidenschaft scheint eigentlich nicht für die Menschen zu passen: denn sie haben so viele Ursache, bescheiden zu seyn, daß es unnatürlich scheint, wenn sie es nicht sind; eben dasjenige, was sie demüthigen sollte, macht sie stolz; der Ueberfluß der Güter, so sie besitzen, macht sie glauben, daß sie derselben würdig sind, ob sie gleich wissen, daß sie nicht von ihnen herrühren und daß sie dieselben nicht verdient haben; auch ist die kurze

Dauer dieser Güter, die Unbeständigkeit, der sie unterworfen sind, und die Leere, so sie in dem Herzen zurück lassen, ein neuer Bewegungsgrund, um nicht eitel darauf zu seyn.

Sonderbar genug ist es, daß schwache, hinfällige Menschen, so allen Eindrücken der Sinne unterworfen, Sklaven der Materie sind, die nichts durch sich selbst vermögen, mit Elend umgeben sind, und bey allem ihren Verlangen und Wünschen, Hindernisse finden, noch der Eitelkeit fähig sind! Eitelkeit ist ein unrichtiges Urtheil von seinem eigenen Werth, und kann also blos aus Mangel des Verstandes und der Ueberlegung entstehen; es ist daher grundfalsch, wenn man glaubt, daß Leute von vielem Geist am eitelsten sind: denn dies wäre ein Bewegunsgrund, um ihnen sehr wenig zuzutrauen.

Seelen dieser Art werden immer durch die Unordnung ihrer Gedanken bestraft; sie leiden täglich und augenblicklich: denn je günstiger sie von sich selbst denken, desto weniger Leute finden sie, die sie bewundern; dieser Fehler quält diejenigen weit mehr, die damit behaftet, als die, so dessen Gegenstand sind. Das Ansehen, so der Reichthum giebt, ist eine Schande, sobald es allein die Frucht des Reichthums ist, und ob es gleich sehr gewöhnlich ist, daß Eitelkeit den Reichthum zu begleiten pflegt, so ist diese Gewohnheit nichts desto weniger lächerlich: denn ob man gleich die Reichen nöthig hat, so läßt man ihnen doch immer fühlen, daß sie unrecht haben, sich, wegen ihres Reichthums, für achtungswerth zu halten.

Man kann es bedauren, daß man nicht reich ist; allein man tröstet sich darüber, sobald die Eitelkeit nicht

der

der Bewegungsgrund davon ist; in diesem Fall ist man untröstlich: denn diese Eitelkeit mischt sich in alles; Verstand, Figur und Kleidung gehören mit in ihr Fach. Man ärgert sich, wenn ein anderer eine feine Rede hervorgebracht hat. Manches Frauenzimmer wird traurig, ja sogar melancholisch, weil man ihre Freundin mit mehr Aufmerksamkeit betrachtet hat, als sie; dies ist hinreichend, um sie zu entzweyen: denn weiter gehet die Freundschaft zwischen Frauenzimmern nicht. Junge Personen sind eben so stolz auf ihren Putz, als auf ihre Schönheit.

Ein Schriftsteller verzeiht seinem Recensenten, der ihn tadelt, niemals; Eitelkeit ist es, die den Gelehrten in ihren Streitigkeiten eingiebt, einander Grobheiten zu sagen, die man dem gemeinsten Pöbel nicht verzeihen würde. Was für Folgen hat die Eifersucht des Geistes und des Geschäftes nicht hervorgebracht; es gehet so weit, daß man einen Dichter nicht fragen darf, was er von einem andern Dichter denkt, und noch gefährlicher wäre es, den einen in der Gegenwart des andern zu loben. Der Stand der Könige ist so weit über die andern erhoben, daß er sie vor dieser Leidenschaft schützen sollte; indessen hat doch mancher Monarch Krieg geführt und seine Staaten verwüstet, um einer Beleidigung willen, die er verachten sollte, und die wenigstens nicht werth war, in dem Blut der Menschen getilgt zu werden.

Man schreibt manchmal dasjenige, was die Wirkung einer großen Eitelkeit ist, vieler Leidenschaft zu: erstere hat an allen Galanterien weit mehr Antheil, als man wohl glaubt, und die Liebe thut nicht alles dabey, was man ihr zuschreibt, öfters wohl gar nichts; ausserdem erkennt man nicht immer dasjenige für eitel, was es wirklich ist. Jene Nonne, welche, bevor sie eine andere besuchte, sich vorher erkundigte, ob man ihr die rechte

Hand

Hand lassen würde, glaubte vielleicht nur die Rechte ihres Klosters dabey im Sinn zu haben; sie fühlte vielleicht nicht eher die Eitelkeit ihrer Frage, als bis ihr die andere sagen ließ, daß sie ihre rechte Hand nicht anders von der linken zu unterscheiden wüßte, als, um damit das Zeichen des Kreuzes zu machen. Die Eitelkeit mischt sich weit öfterer unter die Kutte, als unter den Purpur. Diogenes, der die Eitelkeit und den Stolz Plato's mit Füßen trat, wurde selbst des Stolzes und der Eitelkeit beschuldigt.

Man ist verbunden, Leute zu trösten, die, wegen ihrer übertriebenen Eitelkeit, im Ernst leiden; sie nehmen ein einziges Wort, einen einzigen Schritt, der gar keine Absicht hatte, und sie nicht betraf, für eine Beleidigung auf, und ihr Verdruß, so lächerlich er auch ist, bleibt doch immer wahrer Verdruß. Ich überlasse es andern, die Thorheiten her zu zählen, so die Eitelkeit hervorbringt; ich betrachte sie hier blos als eine sehr gewöhnliche Krankheit, deren Kennzeichen leicht in die Augen fallen, welche durch die Erziehung gegründet, durch die Gewohnheit verstärkt, und durch Unglücksfälle und Armuth nicht ausgerottet wird. Marius hielt sich, als er über den Ruinen Carthago's stand, noch für ein Beyspiel der Ungerechtigkeit des Schicksals. Hannibal, der sich selbst den zweyten Helden der Welt nannte, ob er gleich überwunden war, gestund dem Scipio, daß er sich den ersten Rang würde eingeräumt haben, wenn er ihn überwunden hätte.

Wenn man diejenigen untersuchen wollte, so bey dem Wechsel des Glücks Standhaftigkeit gezeigt haben, so würden sich sehr wenige darunter finden, die diesen Anschein der Tugend nicht ihrer natürlichen Eitelkeit zu danken haben. Beleidigte Eitelkeit ist vielleicht die größte

Quaal derjenigen, so von dem Gipfel des Glücks herabgesunken sind; die Entbehrung der Bequemlichkeiten des Lebens drückt sie weit weniger, als die Entbehrung des Vorzugs und der Verehrung, und wer wünscht wohl etwas in der Welt aus einem edlern Bewegungsgrund, als dem der Eitelkeit?

Ein eitler Mensch ist niemalen ruhig; man weiß in seinen Augen noch immer seinen Werth nicht recht, und läßt ihm nicht die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren; man lobt ihn nicht, wie er es wünscht; sein Triumph hängt von der Würde und dem Verdienst derjenigen ab, so er überwunden hat; er hat viele Unruhen und wenig Vergnügen.

Wahre Bescheidenheit findet man beynah bey keinem Menschen; sie erfordert eine große Richtigkeit und Unterscheidungskraft; und würde durch die Erfahrung vollkommner werden, wenn nicht schon vorher die allgemeine Gewohnheit der Eitelkeit, die Bescheidenheit erstickt hätte; nur eine gesunde Philosophie vermag die erstere etwas zu mindern und manchmal gänzlich davon zu heilen. Man glaubt gewöhnlich, daß der Umgang mit Personen von höherem Stand, Bescheidenheit einflößt; allein im Grunde wird man dadurch auf sie neidisch und eitler; der Anblick großer Herren erweckt Neid bey den Bauern; sie wären glücklich, wenn sie dergleichen nie sähen, noch kennen lernten.

Der Stolz erzeugt die Eitelkeit im Aeusserlichen; man legt seine Ansprüche öffentlich dar, und verlangt, daß man sie anerkenne; daher kömmt jene unerträgliche Ungeschliffenheit; man sucht und forscht alsdenn, worauf sich der Stolz gründet, und da niemand Ursache hat,

stolz zu seyn, so fliehet man sorgfältig diejenigen, so es sind; die hohen Gesinnungen, so er einflößt, entschädigen niemand für die Verachtung, die er annimmt: denn die Eigenliebe verzeiht es ihm nicht. Eine hohe Geburt ist die Wirkung des Ohngefährs, welche die Pflicht auflegt, nicht auszuarten, keineswegs aber berechtigt sie zum Stolz.

Ich halte den Stolz weniger für die Folge der Eitelkeit, als für die der Härte des Herzens: denn stolze Leute sind selten zärtlich; sie können leidenschaftlich und feurig seyn; sie wollen geliebt seyn; aber sie selbst lieben nicht.

Hochmuth ist ein Gefallen an seinem eigenen Verdienst, und ein Vorzug, den man sich selbst einräumt; er äussert sich nur durch die Lächerlichkeiten, so ihn begleiten, und erregt das Lachen derjenigen, welche Zeugen davon sind; öfters bringt er jene großen Lügner hervor, denen man so wenig traut. Wenn der Hochmuth ganz ohne alles Verdienst ist, so entstehen daraus die Prahler, die armseligsten unter den Menschen; man schreibt ihnen eine so kleine, verblendete und von allem Guten entblößte Seele zu, daß man es nicht einmal unternimmt, sie zu bessern; man giebt sich nicht die Mühe über sie zu lachen: denn sie verdienen es nicht.

Der Neid ist ein Anhang des Ehrgeizes, wenigstens sind beyde nicht so sehr von einander verschieden, als man anfangs glaubt; er ist in seinen Gegenständen niedriger und geringer; der Gang ist bey beyden derselbe, und die Quaal, so die Seele darunter leidet, ist gleich. Man könnte sagen, daß der Ehrgeiz sich nur große Dinge vornimmt; der Neid hingegen sich auf alles erstreckt: denn man weiß aus Erfahrung, daß Menschen von neidischem Karakter, alles beneiden, was ihnen vor die Augen

kommt. In ihrer Gesellschaft muß man verschweigen, was man hat und was man hoft, um sie damit nicht zu ärgern; sie gleichen hierinne gewissen Kranken, welche das Licht nicht vertragen können. Man höre sie über etwas sprechen, was andere bewundern, und man wird die innere Unruhe erkennen, die sie darüber empfinden; sie wissen nicht, daß Beyfall geben, ein Vergnügen und Tadeln ein Schmerz für schöne Seelen ist, und glauben den Verdruß, so ihnen das Glück anderer einflößt, zu lindern, indem sie es verringern, heruntersetzen, und dem Schein nach verachten, ob sie gleich innerlich es schätzen müssen. Diese Krankheit ist sehr allgemein; allein das Gemälde davon ist so häßlich, daß man es nicht für die Schilderung vieler Personen zu halten wagt. Niemand hat sie besser beschrieben, als Ovid im zweyten Buch seiner Verwandlungen. Blässe und Magerkeit wetteifern mit einander, um den Neid zu karakterisiren; seine Zunge verbreitet den Gift, mit dem sein Herz erfüllt ist; der Schlaf fliehet fern von seinen Augen, welche die Sorgen ihm nicht zuzuschliessen erlauben; das Glück der andern macht ihn am unglücklichsten; er lacht nicht anders, als wenn ihnen Uebels begegnet, und weint nur dann, wenn sie zufrieden sind. Giebt es wohl eine schädlichere Pest der Gesellschaft, als den Neid? Die Art, sie am leichtesten zu bestrafen, wäre, daß man sie sich selbst überliesse: denn man kann ihnen keine härtere Strafe auflegen, als die, so sie sich selbst anthun. Man könnte sich hiermit begnügen, wenn man nichts von ihrer Wuth zu befürchten hätte; allein man sehe sie einmal in dem Schoos ihrer Familie, oder mitten unter ihren Freunden; sie verlangen daselbst einen merklichen Vorzug, oder besser zu sagen: sie haben weder Familie noch Freunde, sie beneiden das Verdienst ihrer Kinder, und die Talente ihrer

Freunde; hievon hat man schreckliche Beyspiele gesehen.

In welchem Stand sie seyn mögen, so bemühen sie sich, wenn sie ihre Mitgesellen nicht durch Talente überwinden können, es durch Hinterlist und heimliche Nachrede zu thun. Der Neid erfand und gebrauchte jenen abscheulichen Grundsatz des Machiavels, der nur zu viel Anhänger gefunden hat: Verläumdet immer, weil ohnerachtet aller Mühe, die sich der Verläumder geben mag, ihm doch immer ein Schandfleck davon übrig bleibt, der niemals verlöscht; man sagt zwar, kluge Leute werden nicht daran glauben; allein die Anzahl derjenigen, so Beweise verlangen, ist so gering, daß nur die Zahl derjenigen, so sie gehörig schätzen können, noch geringer ist. Der große Haufe giebt immer den Ton an, und dieser große Haufe ist blind. Hat nicht zu allen Zeiten der Neid das Verdienst verfolgt, ihm Fallstricke gelegt und es am Ende unterdrückt? Er war es, so dem Sokrates den Giftbecher zubereitete, und wie viele andere berühmte Männer hat er seiner Wuth nicht aufgeopfert? Diese Leidenschaft ist die grausamste unter den Eumeniden: sie verfolgt den Mann von Verdienst bis an den Rand des Grabes; dort verschwindet sie, und die Gerechtigkeit der Zeiten sezt sich an ihre Stelle.

Man sollte diesem abscheulichen Fehler zuvor kommen, der der Gesellschaft eben so sehr schadet, als demjenigen, so davon angesteckt ist; allein dies thut man nicht; man lernt niemanden, wie man gut seyn, dasjenige loben soll, was lobenswerth ist, und sich bestreben muß, eben dasjenige zu werden, was die sind, so wir bewundern; man lacht über die kleinen Bosheiten des

Kindes; man pflegt und wartet den aufsprossenden Keim des Neides in seinem Herzen; man findet nur diejenigen witzig, welche boshaft sind, und durch dieses schädliche Lob werden die Kinder zur Bosheit, zum Neid und allen schädlichen Folgen desselben gewöhnt: denn wenn man es genau untersucht, so findet man, daß der Neid die Bosheit erzeugt, und man ist wirklich nur boshaft, weil man neidisch ist. Man kann eigentlich von boshaften Leuten nicht sagen, daß sie witzig sind; dies ist grundfalsch: denn die Bosheit ist ein Zeichen, daß es ihnen an Geist mangelt; besser und richtiger sagt man, daß boshafte Leute sehr neidisch sind. Wie leicht wäre es nicht, dieser schädlichen Neigung zu widerstehen, und wie glücklich würde man die Moral gegen die ersten Versuche des Neids anwenden! Gewiß, es würde nicht schwer seyn, den Neid in Wetteifer zu verkehren, und statt Ungeheuer, Menschen zu bilden.

Sechstes Kapitel.

Von der Liebe.

Vergeblich würde man den Menschen sagen: wenn ihr gewollt hättet, so würde die Liebe euer größtes Glück ausmachen, so wie sie jezt euer Unglück ist; sie würde eure übrigen Uebel lindern, statt sie zu vermehren, und der Vater der ganzen Natur seyn, statt dessen sie jezund der Tyrann derselben ist. Das Uebel ist einmal geschehen, und wir werden es nicht ändern. Unter allen Misbräuchen, so aus der menschlichen Verderbniß entstanden sind, ist der Misbrauch der Liebe der größte unter

ter allen; man hat den Balsam des Lebens in Gift verwandelt, ihm seine Aufrichtigkeit, Einfachheit und Freyheit benommen, die sein Wesen bezeichneten; ja, ich zweifle, ob Liebe mit allen ihren schönen Eigenschaften irgendswo jemals vorhanden war. La Fontaine sagt:

L'amour est mort, le pauvre Compagnon
Fut enterré sur les bords du Lignon.

Ich glaube, sie war tod, schon ehe sie geboren wurde, wenn man so reden darf. Denn sollte wohl zu irgend einer Zeit sich die Welt nicht über diesen wichtigen Gegenstand ihres Glücks geirrt haben? Nein, sie war blos in Büchern erhalten, wo man noch ihr Bild findet, und wenn auch einige Menschen sie realisiren wollten, so wurde ihr Vorhaben vereitelt, der allgemeine Strom riß sie hin, und sie mußten die genossenen Süßigkeiten mit vielen Thränen büßen. An ihre Stelle wurden Laster gesezt, die ihr nur den Namen nach glichen, den man ihnen beylegte, und den sie nicht verdienten. Denn es ist nicht zu glauben, daß alles, was jezt den Namen Liebe trägt, eine wahre Folge davon sey. Die Alten gaben diesen Namen der gegenseitigen Zuneigung beyder Geschlechter, und breiteten ihn bis auf die Thiere, ja selbst bis auf die Pflanzen aus: sie legten ihn allen lebendigen Wesen bey, und brachten dadurch in diese ohnehin dunkle Materie, eine Verwirrung der Begriffe, welche jezt aus einander zu setzen und zur Wahrheit zurück zu führen, beynah unmöglich scheint. Liebe war bey Griechen und Römern, so wie bey den ältesten Völkern, so vor ihnen gelebt, eine wahre Krankheit, und zwar die gefährlichste von allen. Welche schreckliche Denkmale haben wir nicht von ihrer Wuth? Die ganze

Welt

Welt ist voll von ihren seltsamen und wunderbaren Wirkungen; sie ist die heftigste unter allen Leidenschaften: fortis ut mors dilectio; indessen könnte sie sehr rechtmäßig und wohlgeordnet seyn: denn sie nimmt ihren Ursprung von dem Schöpfer der Natur; allein der Gebrauch, so man davon macht, ist beynah immer unrechtmäßig und verderbt; Beleidigung erstickt sie; Ueberdruß oder Eifersucht zerstören ihren Reiz und verändern deren Annehmlichkeit so sehr, daß sie alsdenn die Quelle unsererer grausamsten Uebel wird.

Man pflegt die Liebe als den Sohn der Venus zu betrachten, und hat in sofern recht, wenn man, unter dem Namen Venus, den Trieb der Natur zur Fortpflanzung der Wesen, oder die natürliche Schönheit, wenn sie mit Annehmlichkeit begleitet ist, verstehet: denn diese Schönheit ist dasjenige, was bezaubert, entzündet und das Herz hinreißt, dadurch wird sie Mutter der Liebe. Sie hat alle Reize, alle mögliche Vortrefflichkeiten; allein ihre Physiognomie verliert vieles, sobald die Kunst daran arbeitet; nur dann, wenn das Herz sich in seiner ganzen Reinigkeit, Zärtlichkeit und Aufrichtigkeit darauf mahlt, ist sie verführerisch.

Der Müßiggang befördert diese Leidenschaft vielleicht mehr, als alle Bücher und Schauspiele, welche geschrieben und eingeführt sind, um sie zu erwecken: denn diejenigen, so viele Geschäfte haben, sind seltner und weniger verliebt, als andere. Körperliche Liebe ist die einzige, so sie fühlen, und sie finden öfters in ihren Geschäften selbst das Gegenmittel darwider; auf dem Lande kennt man nur diese leztere Liebe und beklagt sich selten darüber: denn sie ist daselbst ein bloßes Bedürfniß, woran die Seele keinen weitern Antheil hat, als den, so sie an allen animalischen Verrichtungen nimmt.

Die Liebe ist keineswegs ein unvermeidliches Schicksal, wie man glaubt: denn es ist leicht, ihr im Anfang zu widerstehen, aber schwer, sich davon zu heilen, wenn sie einmal gefallen hat; manchmal wird man sie, ohne weiters zu thun, los, nämlich wenn sie veraltet; es giebt aber auch Menschen, bey denen sie niemals stirbt. Man schildert sie, als eine eigensinnige Gottheit, die nicht vorhanden ist: denn jeder trägt diese vermeinte Gottheit in seinem Busen, die ihn wechselsweis quält und beruhigt; diejenigen, so nur Rosen von ihr erhalten, mischen Dornen dazwischen, so die Natur nicht mit eingeflochten hat: denn nur die Beraubung des Gegenstands, so man liebt, ist ein wahres Uebel. Wir sagen es alle, und in der Oper wird uns vorgesungen; man ist glücklich, wenn man liebt; allein wir sagen es blos im Singen, und bringen es dahin, daß es auch wirklich nur beym Singen bleibt.

Dies Gefühl ist indessen doch das Glück des Lebens; es lindert die Schmerzen, verdoppelt das Vergnügen, macht die Tugend liebenswürdiger; es ist das Bedürfniß schöner Seelen, die Quelle des Heldenmuths und die Sympathie der ganzen Natur.

Die Eifersucht quält diejenigen, so die Liebe am mehresten zu begünstigen scheint; die Schriftsteller, so sie erklären wollten, sagen: sie sey eine Tochter der Liebe, und leztere würde an Feinheit verlieren, wenn keine Eifersucht dabey wäre: denn diese sey eine nothwendige Folge davon; dies heißt: uns mitten im Schoos des Glücks unglücklich machen wollen: denn die Eifersucht ist unstreitig eine der schwersten Krankheiten der Seele; sie verblendet die Vernunft, schafft sich Hirngespinnste und Ungeheuer, mit denen sie kämpft, und erzeugt aus dem

größten

größten Guten das größte Uebel; sie ist der Ruin der Herzen, und hat öfters den Menschen das Schwerdt gegen sich selbst und gegen die treuesten Gegenstände in die Hände gegeben.

Herodes und Rhadamist sind für die Welt das fürchterlichste Beyspiel ihrer Wuth. Das Zutrauen, so die Eifersüchtigen in ihre Meynung setzen, ist ungegründeter, als sie glauben; sie mögen immerhin über die Vernunftgründe lachen, womit man sie zu besänftigen sucht, und die Krankheit lieben, so sie verzehrt, sie sich zur Ehre rechnen, und sie der Heftigkeit und Zärtlichkeit ihrer Leidenschaften zuschreiben; sie sind blind, und wie sollten sie es nicht seyn, da ihnen die Eifersucht den dicksten und dunkelsten Schleyer vor die Augen hält? Sie sehen nicht ein, daß Eifersucht aus übertriebener Eigenliebe entstehet; daß sie zu viel auf sich selbst halten, um günstig von andern zu denken, und daß sie ihre Vortrefflichkeit allen Arten von Aufopferungen würdig halten; selbst die Luft, so man einathmet, ist in ihren Gedanken nicht unschuldig, und sie wünschen, daß Häßlichkeit an die Stelle der Schönheit, so sie verehren, treten könnte. Unglücklicher Weise verhält es sich mit der Eifersucht, wie mit der Furcht; die Vernunft vermag nichts über sie, und selbst die Erfahrung bessert sie nicht.

Ich rede hier nicht von der Ungleichheit der Liebe in denen Herzen, die sich deren Reizungen überlassen; diese Ungleichheit wird oft die Quelle vieles Unglücks, und man wird sie erst zu spät gewahr; wie viele Menschen hat sie nicht für den Ueberrest des Lebens zur Verzweiflung gebracht.

Die List der Coquetten, die Treulosigkeit derer, so ihren Triumph misbrauchen und sich mit der Schwachheit,

heit, so man gegen sie hat, brüsten; die Verderbniß aller jener galanten Verbindungen, so nur Sinnlichkeit zum Gegenstand haben; die öffentliche Liederlichkeit, die nur zu sehr Mode worden, und bey welcher man die schändlichsten Ansprüche mit dem ehrwürdigen Schleyer der Liebe bemäntelt; alle diese Nichtswürdigkeiten sind bekannt genug, und ohnerachtet des Vortheils, so sie mit der Liebe verknüpft, dennoch so wenig ihr zugehörig, und so weit entfernt davon, als daß man sie mit ihr verwechseln sollte; dies sind nicht blos Krankheiten der Seele, sondern wahre Laster, die sich diejenigen selbst, so damit behaftet sind, eingestehen müssen, und gegen welche fremde Mittel nichts ausrichten; man findet die Gegenmittel dawider; allein in seinem eigenen Herzen, wenn man sein Betragen mit den Gesetzen der Vernunft, der Ehre und der Rechtschaffenheit vergleicht, die darein geschrieben sind, und durch keine Ausschweifungen niemals können vertilgt werden.

Das, was die heiligen Schriftsteller von der Vermeidung der Gelegenheit zur Erhaltung der Tugend gesagt haben, kann nicht besser, als auf die Liebe angewendet werden: denn nur die Flucht gewährt hier den Sieg; der Feind verstehet sich zu gut mit uns selbst, als daß wir ihm gerade zu widerstehen könnten; und das Vergnügen, ohne die Quaalen zu leben, die sie begleiten, überwiegt um vieles den Kummer, ohne die Vergnügungen zu leben, die sie gewährt.

Siebendes Kapitel.

Von der Selbstliebe.

Die Seele hat zwey allgemeine Fähigkeiten: Verstand und Willen; durch den Verstand erkennt sie die Gegenstände, und durch den Willen neigt sie sich zu ihnen, oder entfernt sich davon; es giebt zweyerley Zustände des Menschen, worinnen diese Fähigkeiten sich mehr oder weniger von ihrem natürlichen Punkt entfernen; in der Dummheit nämlich, ist die Seele ausser Stand, ihre Verrichtungen zu vollbringen, und in der Narrheit wird die Ausübung dieser Seelenfähigkeiten bis zur Ausschweifung übertrieben. Das Mittel zwischen diesen beyden äussersten Enden, bestimmt also die Gesundheit der Seele. Es giebt nur wenige oder vielleicht gar keine Menschen, welche nicht mehr, oder weniger, sich zu einem von diesen beyden Enden neigen; nur der ist glücklich, der sich diesem Mittelweg, von dem wir reden, am mehresten nähert. Horaz sagt: Nemo ſine vitiis naſcitur, beatus ille qui minimis urgetur; daher ist vermuthlich das Sprüchwort entstanden: jeder hat seine Thorheit. Wer unter uns kann sich wohl schmeicheln, einen dem allgemeinen ganz angemessenen Geschmack zu haben, der immer auf Vernunft gegründet ist, und nicht eine eigene bestimmte Zuneigung, einen unvernünftigen Hang gegen Dinge zu haben, welche vernünftige Leute nur auf eine der Vernunft gemäße Art rühren? oder einen Abscheu, wenigstens eine Abneigung gegen gewisse Dinge zu haben, die man im Allgemeinen nicht für schädlich hält? Diese Mängel des Verstandes und Willens

sind

sind keine eigentlichen Narrheiten, sondern das, was man Sucht zu nennen pflegt; allein sie sind nichts desto weniger Seelenkrankheiten. Eine Sucht dieser Art gränzt noch nicht an die Wuth; sie ist eine übertriebene Leidenschaft, wodurch man den Gegenstand entweder zur Erhaltung, oder zur Zerstörung unsers Daseyns, am tauglichsten hält. Unter dergleichen unmäßige Neigungen gehören die Büchersucht, Blumensucht und andere mehr.

Man könnte zwar den übertriebenen Ehrgeiz, die äusserste Wuth, verzweifelte Liebe, unmäßige Eifersucht und unbegränztes Verlangen nach Rache, auch dazu rechnen, weil es Fehler, oder wirkliche Krankheiten der Seele sind: denn sie stören wirklich die Ordnung der Natur, verwirren das Reich der Vernunft, und haben mehr Narren hervorgebracht, als alle andere natürlichen oder zufälligen Ursachen der wahren Narrheit. Dazu kann man noch die Melancholie und Hypochondrie rechnen, welche beyde Anlage zu künftiger Narrheit geben, so wie auch hysterische und andere Zufälle, denen das Frauenzimmer unterworfen ist. Diese Krankheiten greifen gerade zu den Sitz des Verstandes und Willens an; um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Klagen dieser Art Kranken anhören; indessen muß man ihnen nur einige Augenblicke schenken: denn besonders die Frauenzimmer können bey Erzählung ihrer Krankheiten nie kein Ende finden. Zwar erzählen sie mit vielem Ausdruck, und gehen in die kleinsten Umstände hinein, welche durch ihre Erzählungsart interessant werden; und dies zeugt schon von einer kranken Einbildungskraft, welche geringen Dingen zu viel Aufmerksamkeit schenkt. Alle diese Kranken haben eine Abneigung gegen die Vergnügungen

derer,

derer, die sich wohl befinden. Sie sind gleichsam vernichtet, und diese Schwachheit erweckt bey ihnen Ekel des Lebens; sie fürchten, es mit jedem Augenblick zu verlieren, und glauben, zu ungeschickt zu seyn, um sich der Zerstreuung und andern Sorgen zu überlassen, die zur Erhaltung ihres Daseyns und ihres Glücks nothwendig erfordert werden.

Es giebt noch eine andere Krankheit der Seele, die immer zur Melancholie führt, wenn man nicht schleunige Mittel dagegen anwendet; dies ist die Krankheit, so man in Frankreich Maladie du Pays, und im Deutschen, Heimweh zu nennen pflegt, und von einigen Aerzten Nostalgia genannt worden ist. Sie bestehet in einer immerwährenden Reue, sein Vaterland verlassen zu haben, und einem lebhaften Verdruß, nicht wieder zurückkehren zu können, so daß alle Gedanken diese Richtung nehmen; alles misfällt, kein Gut, kein Vergnügen, keine Hofnung kann so angenehm seyn, als die Freude, seinen Geburtsort wieder zu sehen, ob er gleich für jeden andern Menschen vielleicht gar keinen Reiz hat. Es ist eine Art einer beständigen melancholischen Verrückung, welche den Geist und das Herz unaufhörlich schwächt. Melancholie, üble Launen und Hypochondrie haben ihre Quelle in einer zerrütteten Beschaffenheit des Körpers, und sind eine gewöhnliche Folge davon. In dem Heimweh hingegen ist die Krankheit der Seele die eigentliche Ursache der des Körpers, der Schlaf wird öfters dadurch unterbrochen, ein langsames Fieber untergräbt und vertrocknet den Körper, alle Verrichtungen gehen träge von statten und verschlimmern sich so sehr, daß das Leben des Kranken in Gefahr stehet, wenn man nicht das einzige Mittel, nämlich die Rückkehr in das erwünschte Vaterland, vornimmt. Ein sicherer Beweis, daß diese

Krank-

Krankheit der Seele ganz eigen, und der Körper nicht die Ursache davon sey, ist dies, daß der bloße Gedanke an eine gewisse und baldige Rückkehr, Appetit und Kräfte wiederbringt, und der Kranke manchmal schon gesund wird, bevor er die Reise angetreten hat. Man hat Lappländer von dem Heimweh befallen gesehen, welche doch in ihrem Land, so die Natur selbst zu verabscheuen scheint, unter dem größten Elend schmachten; auch behauptet man, daß die Schweizer, so in fremde Länder reisen, dieser Krankheit mehr unterworfen sind, als andere Nationen. Sie vermissen daselbst ihre Hütten, ihre Heerden, ihr Vieh, ihre ländlichen Instrumente, und jene reine und freye Luft, die sie, von ihren Freunden und Verwandten entfernt, nicht einzuathmen glauben; die Melancholie bemächtigt sich ihrer, und kann nur durch die Hofnung, ihr Vaterland wieder zu sehen, gehoben werden. Die von ihrem Land entfernten Schweizer können, ohne eine starke Rührung, ein gewisses Lied nicht hören, so von Theodor Zwinger gesezt ist, und in verschiedenen Schweizer-Kantonen gesungen wird. Dies Lied stehet in seinem Fasciculus Dissertationum medicarum Dissert. 3. de Pothopatridalgia; sie seufzen, bey Anhörung desselben, nach ihrem Vaterland und verfallen allmählig in das Heimweh; auch ist bey allen Schweizerregimentern, so in Französischen Diensten stehen, auf das strengste verboten, dieses Lied zu singen, oder zu spielen.

Die Quelle und wahre moralische Ursache aller Seelenkrankheiten, ist die Selbstliebe. Der Mensch betrachtet sich als ein einzelnes unabhängiges Wesen, auf welches alle übrigen sich beziehen sollen. Liebe zur Unabhängigkeit schränkt ihn auf die Liebe seiner selbst ein;

jedes

jedes Mitglied der Gesellschaft ist also in seinen eigenen Augen gewissermaßen ein unabhängig Wesen, welches sich verbunden glaubt, für sich selbst zu sorgen und alles auf sich zurück zu führen, ohne sich weiter mit dem Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied es ist, viel mehr zu beschäftigen, als in sofern es auf sein eigenes Glück einigen Einfluß hat. Jeder glaubt, sein Gewerbe oder seine Aemter gehören ihm selbst eigen, so gut wie die Züge seines Gesichts und die Talente seines Geistes. Indessen macht ihn die Nothwendigkeit gesellig, so wie auch die Erfahrung, die ihn lehrt, daß um angenehm und bequem zu leben, er beständig den Beystand der übrigen Menschen nöthig habe. Er siehet ein, daß das einzige Mittel, sie zur Hülfleistung gegen ihn zu bewegen, darinnen bestehet, daß er selbst etwas zu dem ihrigen beytrage; allein er thut es nur um deswillen, weil ihn die Erfahrung lehrt, daß die Dienste, so er ihnen erweißt, zu seinem eigenen Vortheil gereichen: denn er siehet, daß alle Bequemlichkeiten, alle Vergnügungen des Lebens von der Hülfe abhängen, so man aus dem Fleiß und der Arbeit der verschiedenen Mitglieder der Gesellschaft zieht, und daß die Personen, so man für die glücklichsten hält, sich durch ihr Glück oder ihre Talente, die größte Anzahl Menschen erworben haben, die sich damit beschäftigt, sich ihnen verbindlich zu machen, und ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Ein kleines Nachdenken über diese Grundsätze, deren Ausübung das allgemeine und besondere Glück nach sich zieht, sollte den Menschen von diesen Seelenkrankheiten heilen, welche die Gesellschaft stören, und diejenigen ihrer Mitglieder quälen, dir sich ihnen überlassen; allein wie soll sich der größte Haufe davor hüten? Je-

der-

dermann giebt zwar zu, daß man das allgemeine Wohl dem einzelnen vorziehen müsse; allein man nimmt ein ganz entgegengeseztes Betragen an, weil, wenn jeder sich unpartheyisch untersuchen will, er finden wird, daß er sich allein mehr liebt, als alle andere Menschen zusammengenommen. Man prägt uns dieses von der zartesten Kindheit an ein, und das erste, was wir von unsern Ammen lernen, ist, auf uns selbst Acht zu geben; und diese Lehre wird uns von unsern Aeltern, Hofmeistern, und von allen denen, so an unserer Erziehung Theil haben, tausendmal wiederholt.

Diese Grundsätze zusammen genommen, machen dasjenige aus, was man menschliche Klugheit nennt, und die Geschichte und Erfahrung zeigen uns, daß die Menschen, indem sie die Grundsätze dieser Klugheit befolgten, sich immer als den einzigen Zweck aller ihrer Handlungen betrachteten. Wenn Personen von einerley Geschäften sich zusammen in eine Gesellschaft vereinigen, so suchen sie das allgemeine Wohl dieser Gesellschaften nur deswegen zu befördern, weil das ihrige damit verknüpft ist, und es ist so wahr, daß unsere Eigenliebe und unser Vortheil alle unsere Urtheile regieren, daß sie gleichsam zur Waagschaale werden, auf welcher wir alles, selbst das Verdienst der Menschen abwiegen. Jede einzelne Person urtheilt von Dingen und Menschen nach dem angenehmen oder unangenehmen Eindruck, den sie dadurch erhält, und ganz sicher wird dieser Eindruck von lezterer Art seyn, sobald sie unsern Vortheil nur etwas verlezt, oder unsern Stolz beleidigt. Ein sicherer Beweis, daß diese Urtheilsart jedes einzelnen Menschen, eine Schwachheit und Mangel der Seele sey; ist dieses, daß das Allgemeine ganz anders urtheilt, weil das allgemeine

Wohl

Wohl sich nicht nach dem einzelnen abmißt, welches nur diejenigen Handlungen für gut erklärt, die ihm nützlich sind; und weil das Allgemeine öfters das einzelne Uebel für die Grundlage und Ursache des allgemeinen Wohls betrachtet. Es giebt indessen doch erhabene Menschen, denen ein glückliches Temperament, eine lebhafte Begierde nach Ruhm und Achtung für Tugend und Gerechtigkeit dieselbe Liebe einflößt, so andere Menschen gewöhnlich nur für Wohlleben, Ansehen und Reichthümer haben; allein die Anzahl dieser Menschen ist so gering, daß ich ihrer hier nur zur Ehre der Menschheit erwähne.

Es giebt noch eine andere Art Menschen, welche von diesem Fehler der Seele beynah ganz frey sind, nämlich von dieser misverstandenen Eigenliebe, welche unsere Denkungs- Handlungs- und Urtheilsart vergiftet. Sie sind von einer entgegengesezten Eigenliebe beseelt, welche man einen edlen und aufgeklärten Stolz nennen könnte; Freunde des Wahren, und ohne Hartnäckigkeit auf ihrer Meynung beharrend, erhalten sie ihren Geist und ihr Urtheil in einem gewissen Stand der Erwartung, und lassen dadurch den gegenseitigen Wahrheiten, so man ihnen beweißt, einen freyen Zutritt, während daß beynah alle übrigen Menschen die Schwachheit oder Eitelkeit haben, bey andern nur diejenigen Meynungen zu schätzen, die den ihrigen angemessen sind, und die hohen Begriffe rechtfertigen, die sie von der Richtigkeit ihres eigenen Geistes haben; daher entstehet jener sichere und wirksame Trieb, wodurch alle mittelmäßigen Köpfe Leute von Geist erkennen und sie zu vermeidon suchen; daher entstehet ferner jener mächtige Zug, den Leute von Geist gegen einander fühlen, ein Zug, der sie gleichsam zwingt, einander aufzusuchen, ohnerachtet der Gefahr, so aus ihrem Umgang durch die gemeinschaftliche Begierde nach Ruhm entste-

hen kann. Ein Dummkopf hat lauter Dummköpfe zu Freunden: denn jede freundschaftliche Verbindung sezt eine Aehnlichkeit der Begriffe und Meynungen zwischen zwey Personen voran. Leute von Geist, von welchem Stand sie auch seyn mögen, nähern sich um so mehr geistvollen Leuten von andern Ständen, als sie selbst mehr Verstand haben. Wenn unaufgeklärte und mittelmäßige Köpfe, so aber reich sind, die Gesellschaft geistvoller und sinnreicher Leute aufsuchen, so ist es Eitelkeit und Stolz, so sie dazu bewegt: denn sie glauben, man würde sie selbst für geistreich halten, weil sie mit Leuten von Genie umgehen; es ist immer ein Glück, daß diese Schwachheit und Fehler ihrer Seele zu ihrem Nutzen etwas beyträgt, indem sie denjenigen einiger andern befördert.

Dieser Seelenmangel, die Eigenliebe ist dem Menschen so natürlich, daß man sich gar nicht wundern darf, daß er einen so hohen Begriff von sich selbst hat; jeder glaubt, richtig zu denken, und folglich auch besser, als diejenigen, deren Meynungen den seinigen zuwider sind; unterdessen würde jeder gerne seine Meynung fahren lassen, wenn er überzeugt wäre, daß sie falsch sind. Diese Eigenliebe ist also eine wahre Krankheit der Seele, weil die Vernunft sie verwirft und alles anwendet, um sie auszurotten. Indessen siehet man doch berühmte Leute von verschiedenen Fächern, welche, mit dem besten Vorwissen, einander gegenseitig gering schätzen; der Dichter behandelt den Metaphysiker als einen ernsthaften Narren; ein Astronom mißt die Größe seines Geistes nach der Größe des Gegenstandes ab, den er betrachtet; ein Physiker nimmt seinen Maasstab von dem Weltall und den Revolutionen, so der Erdball erlitten hat u. s. w. So beweißt sich also jeder seine eigene Ueberlegenheit,

durch

durch seine Vernunftschlüsse, ohne diese Krankheit der Seele gewahr zu werden, wodurch blos Leute von Geist einander gering schätzen, sich dadurch selbst der Verachtung aussetzen, die sie gegen ihres Gleichen blicken lassen, und dadurch zum Gelächter eben dieses Publikums werden, dem sie Bewunderung einflössen sollten.

Man würde sich vergebens bemühen, um diese günstige Meynung, die jeder von sich selbst hat, zu verringern: denn wenn sie nicht die Frucht der Unwissenheit, oder der Dummheit ist, so ist sie gemeiniglich die Ursache der Nacheiferung; zugleich aber ist sie auch der Grund des Stolzes, und dieser ist die unreine Quelle der Verachtung und der Thorheit. Ich gestehe, daß es nicht leicht ist, sich über einen Blumisten aufzuhalten, der unbeweglich vor einem Tulpenbeet stehet, die Augen immer auf ihre Kelche richtet, und in seiner Schwärmerey, in der ganzen Welt nichts feineres und schöneres finden kann, als die Farben, mit denen sie die Natur geziert hat, und sie nach dem unmäßigen Preis schäzt, um welchen ein geringerer Thor, als er ist, die Zwiebeln davon verkauft hat. Jeder ist dieser Blumist, sobald er den Geist der Menschen nur nach den Kenntnissen abmißt, so sie von den Blumen haben: denn wir messen gleichermaßen unsere Achtung für sie, nach der Uebereinstimmung ihrer Begriffe und ihres Geschmacks, mit den unsrigen ab.

Diese Aehnlichkeit und ihre Verschiedenheit sind die beyden Ursachen des Steigens und Fallens des Thermometers unserer Achtung; die erste macht ihn durch die Wärme steigen, die sie unserm Geist zuführt, und die zweyte macht ihn fallen durch die Kälte, so sie darinnen erregt. Eitelkeit, Stolz, Eigennuz und Unwissenheit

verblenden alle Menschen: denn wer sich unpartheyisch untersuchen wollte, würde sich so oft im Irrthum finden, daß er dadurch sehr behutsam und sehr bescheiden werden würde. Es verhält sich mit dem Verstand, wenigstens mit dem guten Verstand, so, wie mit der Gesundheit; hat man sie, so bemerkt man sie nicht; allein der halbe oder mittelmäßige Verstand ist eine Krankheit für die Seele, die deren Fähigkeiten verschlimmert, und ihr glauben macht, sie sey gesund, während daß sie sehr krank ist; und diese Krankheit wirkt so stark auf das Urtheil, daß selbst der mittelmäßige, ja sogar dumme Mensch, noch Bewunderer findet, so wie es keinen Mann von Verstand giebt, der in gewissen Gesellschaften nicht wechselsweis für einen Narren, für einen Weisen, für angenehm, langweilig, dumm oder sinnreich gehalten wird. Und wie sollte das anders seyn? Zur Eigenliebe, die jeder vor sich selbst hat, gesellt sich die ansteckende Geisteskrankheit derer, mit denen man gewöhnlich umgeht, und die falschen Begriffe, welche der Stand einflößt, in dem man lebt. Ein Hofmann glaubt, er sey der wichtigste Mann des Staats, aller Augen wären nur auf ihn gerichtet, und die Intriguen des Hofs wären das Meisterstück des menschlichen Geistes, während daß ihn vielleicht sein Nachbar nicht einmal kennt, oder er vielleicht neben einem Philosophen wohnt, dem die Intriguen und Kabalen eines Ehrgeizigen, eben so kindisch und unbesonnen scheinen, als die Verbindung eines Haufens Schuljungen, um eine Büchse mit Zuckerwerk zu stehlen, und dem diejenigen, so nach Reichthümern und Ehrenbezeugungen geizen, als alte Kinder vorkommen, die es nicht zu seyn, glauben. Auf solche Art macht man sich tausend Vorurtheile eigen, und füllt seinen Kopf mit einer Menge Ideen an, die in den Augen vieler andern

abge-

abgeschmackt und lächerlich scheinen. Immer bleibt es also bey dem Sprüchwort: Jeder hat seine Thorheit; und wer zweifelt wohl, daß Thorheit, von welcher Art sie auch seyn mag, nicht eine Krankheit der Seele sey?

Alles, was die Seele auf eine Art rührt, wodurch Irrthum im Urtheil entstehen kann, ist eine wahre Krankheit; nun aber kann man die Leidenschaften als die Quelle und den Keim einer unendlichen Menge von Irrthümern betrachten, obgleich sie ganz allein uns von jener Unthätigkeit, und jener Trägheit abreissen können, welche unsere Seelenfähigkeiten beständig zu ergreifen bereit sind; und so heilet man also eine Krankheit durch die andere. Die Leidenschaften erleuchten uns manchmal, aber das Licht, so sie uns geben, ist öfters die Ursache unserer Irrthümer; weil es uns blendet, und unsern Augen einen falschen Schein giebt. Die Leidenschaften erwecken in uns das Streben nach dem Guten; und dies Streben ist der wahre Punkt, wo die Selbstliebe ihren Anfang nehmen muß; schränkt man sie nicht darauf ein, so verwandelt sie sich in Stolz, und statt sich zu bemühen, um die Achtung des Publikums zu verdienen, so wünscht man seinen Beyfall nur als eine Bestätigung der hohen Meynung, die man von sich selbst hat. Der Wetteifer ist löblich, und die natürliche Trägheit des Menschen erstickt in ihm das Verlangen nach Achtung, wenn gut geordnete Leidenschaften es nicht erwecken; diese Trägheit ist ein Fehler, eine wahre Krankheit der Seele, die nur durch die Leidenschaften kann gehoben werden.

Die Leidenschaften sind der Seele dasjenige, was die Nahrungsmittel dem Körper sind; genießt man die guten mäßig, so erhalten und stärken sie den Körper, und erhalten ihn bey Gesundheit; genießt man deren aber zu

viel, selbst der gesundesten, so schwächen sie und machen Kranke. Eben so verhält es sich mit den Leidenschaften; man überschreite die Gränzen nicht, so die Vernunft und Klugheit ihnen vorschreiben, so werden sie der Seele Stärke und Kraft geben, sobald aber das Zuviel sich mit einmischt, so verwandeln sie sich aus Tugenden in Laster, und alle Laster sind Krankheiten der Seele. Vergebens würde man sich bemühen, sie auszurotten; sie gehören mit zu dem Wesen und der Beschaffenheit des Menschen; es ist hinreichend, wenn man deren Heftigkeit und Ausschweifungen mäßigt, wodurch die Menschen, so sich ihnen überlassen, zu den Thieren herunter sinken, so nach bloßem Instinkt handeln; wohl geleitet führen sie zum Glück, nach welchem der Mensch unaufhörlich seufzt, und das er nicht erreicht, weil er nach einem Schatten rennt, und sich vom Schein des Glücks verführen läßt, statt daß er nach dem Wahren streben sollte.

Allein Schatten und Wirklichkeit gränzen so nah an einander, daß sie sich berühren; zwischen diesen beyden Aeussersten ist nur ein Punkt, und dieser Mittelpunkt ist so schwer zu treffen, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn nur wenige ihn bemerken und sich daran halten. Von dem Wetteifer zur Eifersucht, zum Neid und zum unbegränzten Ehrgeiz, ist nur ein Schritt; Klugheit und Unentschlossenheit, Muth und Verwegenheit, Empfindlichkeit und Zorn, sind sehr nahe Nachbarn. Der Wetteifer macht neugierig das Verdienst zu kennen, um selbst einiges zu erwerben; die so von der Eifersucht oder dem Neid geplagt werden, passen unaufhörlich auf die Fehler der andern, um sie ans Licht zu bringen, und würden selbst den kleinen Verdienst verlieren, auf den sie so stolz sind, wenn die Menschen ihre Lächerlichkeiten ablegten; allein sie betrügen sich dennoch: denn alle die

Mühe

Mühe, so sie anwenden, um das Verdienst zu ersticken, macht große Talente nur desto glänzender.

Es ist so wahr, daß dieser Mittelpunkt so schwer zu treffen ist, daß selbst große und erhabene Männer, und die größten Philosophen sich öfters davon entfernt haben. Wir wollen den Begriff, den sie sich von der Tugend machten, zum Beyspiel nehmen; einige behaupteten, wir hätten einen bestimmten Begriff von der Tugend; sie sey einzig, immer dieselbe, unabhängig von der verschiedenen Denkungsart der Nationen, und von den Gesetzen und Gebräuchen der Völker. Andere fragten sie dagegen, warum eine tugendhafte Handlung in Süden gethan, nicht auch in Norden dafür gehalten würde? und glaubten, daß blos Meynungen und Eigensinn die Güte oder das Schlechte der menschlichen Handlungen bestimmten. Wenn, statt sich in dem Labyrinth der Metaphysik und der sinnreichen Platonischen Träume zu verirren, die ersteren bedacht hätten, daß jede Handlung zur tugendhaften Handlung wird, sobald sie das allgemeine Glück befördert, in welchem Theil der Welt sie auch geschehen möge; und daß dieselben Handlungen wechselsweis nützlich und schädlich werden können, je nach den Umständen, unter welchen sich die Nationen befinden; und die andern dies gleichfalls überlegt hätten, so würden beyde erkannt haben, daß das allgemeine Beste der Zweck der Tugend ist, und daß der Begriff, so man sich von der leztern machen muß, von demjenigen abhängt, so man sich von dem erstern macht, in Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft; und daß folglich der Begriff der Tugend keineswegs willkührlich ist.

Eine andere Krankheit der Seele, die ihren Grund in der Eitelkeit hat, ist die, daß man beständig sucht,

sich von der edlen Einfalt der Natur zu entfernen; man will nicht kriechen, und stellt sich lieber auf Stelzen. Wir finden nichts schön, was nicht glänzt und vieles Aufsehen macht; alles Schöne, dessen Zierde in der Einfachheit und Naivheit bestehet, gehet für uns verloren, weil unser Gefühl zu stumpf ist, um es zu fühlen, und unser Auge zu dunkel, um es zu erkennen. Wenn der allgemeine Beyfall heller und aufgeklärter Köpfe nicht für die Gespräche Sokrates wäre, und uns den unsrigen abnöthigte, so würden wir ihnen vielleicht unsern Beyfall versagen, und sie als die Unterhaltungen gemeiner Leute betrachten: so, würden wir sagen, sprechen Handwerker und gemeine Weiber, die keine andern Begriffe von Dingen haben, als von denen, die beständig um sie sind. Sokrates spricht beynah immer von Kutschern, Tischlern und Schustern; man findet bey ihm lauter Gleichnisse von gemeinen Dingen, und Folgen, so aus den gemeinsten menschlichen Handlungen gezogen werden; allein man versteht ihn; ein guter Kopf bemerkt sogar die Feinheiten davon: denn Sokrates drückte seine Gedanken ganz natürlich aus; dahingegen wir, unter dem Vorwand des guten Styls und edlen Ausdrucks, schwülstig und unverständlich werden. Wir verachten als niedrig und platt alles, was nicht auf poetischen Stelzen gehet, oder wo man nicht dasjenige anwendet, was die alten Lateiner sesquipedalia verba nannten; gerade als wenn die wahre Schönheit nur in Pomp und Flitterwerk bestünde; man sollte glauben, wir wären Luftballen, so mit Wind angefüllt werden müssen, und die sich nur Sprungweise bewegen.

Laßt uns lieber den Sokrates nachahmen; sein Zweck war nicht, schöne Redensarten und große Worte

zu

zu geben, sondern wirkliche Dinge und Vorschriften. Lukan sagt uns: (Lib. 2. v. 381.) wir sollten in allem ein gutes Mittel treffen, uud die Antriebe der Natur mit Mäßigung befolgen.

Wir verlassen den Sokrates für den Cato, den man immer, wie Montaigne sagt, auf großen Pferden reiten siehet, statt daß Sokrates an der Erde klebt, und, mit gewöhnlichem gemeinen Schritt, die nützlichsten Dinge abhandelt. Er ist es, sezt er hinzu, der die menschliche Weisheit vom Himmel herunter brachte, wo sie ihre Zeit verlor, und sie den Menschen wieder zuführte, wo sie ihre eigentliche und gehäufte Arbeit findet. Man höre ihn, sich vor seinen Richtern vertheidigen: findet man wohl in seinen Reden und in den Mitteln, die er gegen die Verläumdung, die Tyranney, gegen den Unsinn seiner Frau, und selbst gegen den Tod, der ihm droht, anwendet, wohl etwas von dem, was man heut zu Tag von der Kunst borgt? Der gemeinste Mann findet darinnen seine eigenen Vertheidigungsmittel und die Stärke der natürlichen Beredsamkeit; wir sind an uns selbst reicher, als wir glauben, und sind so schwach, ja, ich möchte sagen, so thörigt, um von einer übel ausgedachten Kunst das erborgen zu wollen, was die einfache und naive Natur verwirft. Warum begnügt sich doch der Mensch nicht, mit dem, was nöthig und hinreichend ist! Warum weiß er doch nicht diesen Mittelpunkt zu treffen, der sein wahrer Reichthum ist! Warum ist in Vergnügungen, Wollüsten, Reichthümern und Macht, ja sogar in der Wißbegierde und der Kunst, dasjenige auszudrücken, was er weiß, seine Begierde unersättlich! Ut omnium rerum sic litterarum quoque intemperantia laboramus. *Senecæ* Epistol. 106. Kann man noch zweifeln, daß diese Unmäßig-

keit nicht eine wahre Krankheit der Seele sey? Montaigne nennt sie eine fieberhafte Ausschweifung unsers Geistes, und sezt hinzu: man müsse sich wohl hüten, dasjenige stark zu nennen, was nur artig ist, gründlich, was nur spitzig, oder gut, was nur schön ist: quæ magis gustata, quam pota delectant. CICER. Tuscul. Quæst. L. 5. C. 5.

Selbstliebe, wenn sie gut geordnet ist, wird Tugend; übel angewandt, ist sie ein Laster, folglich eine Krankheit der Seele, die wir vorgefaßte Meynung, oder eitlen Ruhm nennen, und in einer zu günstigen Meynung von uns selbst bestehet. Eben so eine große Schwachheit wäre es, wenn man sich selbst verkennen und sich weit unter dem glauben wollte, was man wirklich ist; daher muß man die Mittelstraße halten; allein sie ist so schlüpfrig, daß es sehr schwer ist, sich nicht auf die eine oder andere Seite des eitlen Ruhms, oder der Heruntersetzung seiner selbst, zu neigen. Diese beyden Extreme entstehen aus einem unrichtigen Urtheil, welches immer gerade und wahr seyn sollte. Die Vernunft befiehlt uns, in Rücksicht unserer selbst, sowohl als in allen andern Dingen, dasjenige zu befolgen, was die Wahrheit uns lehrt. Würde Cäsar wohl klug gehandelt haben, wenn er sich so weit herunter gesezt, und sich einem gemeinen Schuhflicker, oder Bettler gleich geschäzt hätte, blos, damit er nicht in den eitlen Stolz, wegen seiner großen Heldenthaten, verfallen mögte?

Vorgefaßte Meynung, wie auch Verachtung seiner selbst, zeigen sich in den geringsten Dingen; es war Ziererey von Alexander, daß er den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt trug, und von Alcibiades, daß er lispelte; beyde waren von ihrer schönen Figur eingenommen.

Der

Der Kaiser Konstans suchte etwas darinnen, daß er den Kopf öffentlich ganz steif trug, ohne ihn weder zu drehen, noch im geringsten zu neigen, den Körper unbeweglich gerade und perpendikular hielt, ohne sich nach der Bewegung seines Wagens zu bequemen, weder zu husten, noch zu spucken, noch sich zu schneuzen, und das Gesicht, in Gegenwart seiner Leute, abzuwischen wagte, weil er von seinem Rang ganz trunken war, und sich zu erniedrigen glaubte, wenn er sich betrug, wie andere Menschen.

Die Philosophie und die christliche Religion bestreiten unsere Eigenliebe und unsere Eitelkeit; allein die erstere verleitet uns oft zum Stolz, und die andere, zu einer übertriebenen Verachtung unserer selbst, unter dem Titel: der Demuth. Wenn die Philosophie in den Gränzen der Vernunft bleibt, so bekennt sie aufrichtig die Schwachheit, Unwissenheit und Ungewißheit der Kenntnisse des Menschen; vergißt sie aber diese Gränzen, so sezt sie sich über alles weg. Misverstandene Religionsbegriffe setzen uns unter alles herunter; daher ist die Eigenliebe, oder die zu günstige Meynung von sich selbst, die wahre Mutter und Ernährerin aller, sowohl öffentlichen, als besondern falschen Meynungen.

In der Gesellschaft ist nichts unausstehlicher, als ein vor sich eingenommener Mensch, und man erkennt diese Eigenliebe für einen Fehler und für eine Seelenkrankheit, weil man sie an andern tadelt. Dionysius, der Vater, schickte einige von seinen Gedichten zu den Olympischen Spielen, und fest überzeugt, daß seine Stücke den Vorzug vor den der andern Dichter erhalten müßten, ließ er sie auf prächtigen Wagen dahin bringen, und die Wagen von Dichtern und Musikern begleiten, um sie zu lesen und zu spielen. Die Art, wie sie vorgelesen wurden, und der Ton, in dem es geschah, machte anfänglich das

Volk

Volk aufmerksam; allein, als man sie gründlich untersucht hatte, so fieng man an, sie zu verachten; und die Dreistigkeit, so Dionysius gehabt hatte, sie zum Wettstreit aufzustellen, verdroß das Volk so sehr, daß es über seine vergoldeten Fahnen herfiel und sie in Stücken schlug. Diese fehlgeschlagene Hofnung heilte ihn jedoch nicht von seiner Eigenliebe: er gab ein anderes Stück zum Wettstreit mit denen der tragischen Dichter her; und als die Richter von Athen so niederträchtig waren, ihm den Preis zuzuerkennen, so wurde er dadurch von Stolz und Eigendünkel so aufgeblasen, daß er gleich darauf starb.

Wenn noch etwas an dieser Seelenkrankheit zu entschuldigen ist, so ist es die Selbstzufriedenheit, die ein aufgeblasener Mensch fühlt; sie entschädigt ihn für alle die Kränkungen, die ihm von Zeit zu Zeit widerfahren; seine Seele ist mit sich selbst zufrieden und findet darinnen einen Theil ihres Glücks, und nach diesem seufzen wir ja alle unaufhörlich. Ein Mann von Geist und Verstand ist nicht so glücklich: er feilt und polirt an seinen Geistesprodukten, und findet doch immer noch etwas daran auszusetzen. (Ovid. de Ponto Eleg. 6.)

Ehrgeiz ist eine Folge der Eigenliebe, der Tyrann des Geistes, und der Feind der Ruhe und der Zufriedenheit; laßt uns doch das Angenehme geniessen, das sich uns darbietet, und uns des Lebens freuen, während daß es unser ist; die Zukunft zeigt uns nichts weiter, als einen Aschenhaufen, und unser Gedächtniß ist alsdenn die Fabel der Nachkommenschaft.

Es scheint mir, als wenn Cicero, Plinius und so viele andere, die sich so sehr bestrebten, noch nach ihrem Tode in

in dem Gedächtniß der Menschen zu leben, von dem Fabula fies geplagt wurden; sie haben die Geschichtschreiber ihrer Zeit gleichsam gebeten, sie doch nicht zu vergessen, und hatten, wenn es mir erlaubt ist, so zu reden, die Schwachheit, ihre Zeit darauf zu verwenden, eine Rede oder Epistel schön auszuarbeiten, um dadurch zu verstehen zu geben, daß sie die Sprache ihrer Amme recht gut anzuwenden wüßten. Ich würde diese Schwachheit einem Schul- oder Sprachmeister, oder auch jedem andern gemeinen Menschen verzeihen, der nicht bey Hofe oder in den vornehmsten Ständen erzogen ist: denn er hat ausserdem kein ander Mittel, sich bekannt zu machen; allein an einem Römischen Konsul ist es kein Verdienst, sondern es würde für ihn ein unverzeihlicher Fehler seyn, wenn er die Sprache seines Landes nicht ganz rein verstünde. Scipio und Lälius waren von dieser Thorheit frey, als sie dem Terenz den Ruhm überliessen, den sie aus seinen Komödien ziehen konnten, von welchen sie beynah allein die Verfasser waren. Sie betrachteten diese Ehre als unter derjenigen, die ihrem Rang zukam, und überliessen sie dem Afrikanischen Sklaven. Es würde freylich an einem guten, gerechten Fürsten, der alle erforderlichen Eigenschaften hat, um sowohl in Friedens- als Kriegszeiten gut zu regieren, ein Verdienst mehr seyn, wenn er ein guter Mahler, ein guter Baumeister wäre, oder sonst ein Talent dieser Art besäße; allein es würde für ihn eine Schwachheit des Geistes seyn, wenn er Ehre dadurch zu erwerben suchte. Diejenigen, so den Demosthenes auf seiner Gesandtschaft zu dem Macedonischen König, Philippus, begleiteten, rühmten ihm von diesem Monarchen, daß er schön, beredt, und ein guter Trinker wäre; Demosthenes lachte darüber, und sagte zu ihnen: sie hielten vermuthlich diesen Fürsten für ein Weib, für ei-

nen Advokaten, oder für einen Schwamm. *) Iphikrates stopfte einem Redner, der ihm vorwurf, er machte den Helden, ohne doch die Talente eines Fechtmeisters, Musikers u. s. w. zu haben, den Mund durch folgende merkwürdige Rede: „Von allem diesem verstehe ich „nichts; allein ich weiß allen denen zu befehlen, die in „diesen verschiedenen Künsten berühmt sind.“ Antisthenes verachtete das Lob des Ismenias, der ihn als einen bewunderungswürdigen Flötenspieler herausstrich; andere mögen sich auf die Beredsamkeit und auf die Sternkunde befleißigen; die Wissenschaft eines Fürsten bestehet darinnen, daß er das ihm untergebene Volk wohl zu regieren verstehe. (Virgils Aeneis, B. 5. v. 344.)

Diese verschiedenen Kenntnisse machen einen Fürsten, weder bey seinem Volk, während seinem Leben, noch bey der Nachkommenschaft empfehlungswürdiger, sondern blos dajenige, daß er sich vor Schmeichlern zu hüten weiß, die immer beschäftigt sind, seine Eigenliebe, seinen Stolz und seinen Ehrgeiz, bey jeder Gelegenheit zu erwecken und zu unterhalten; ferner, daß er seine Unterthanen gegen den Feind vertheidige, und ihr Glück befördere durch seine Menschlichkeit, Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit; vorzüglich aber durch gerechte Bestrafung des Lasters, und Belohnung und Beschützung, die er der Tugend schuldig ist.

Man sollte beynah auf den Gedanken gerathen, daß die Natur uns die Eigenliebe und Zufriedenheit mit uns selbst, als eine Gunst verliehen hat, um uns dadurch für das menschliche Elend zu entschuldigen. Wir begnügen uns mit Wind und Rauch; freylich eine leere Kost! allein ihre Dünste machen uns trunken, und hindern uns, daß

*) Plutarch in dem Leben des Demosthenes.

daß wir unser Uebel nicht fühlen. Die Eigenliebe ziehet uns von uns selbst ab, und beschäftigt uns mit dem, was ausser uns ist: denn in uns würden wir weit mehr Stof zum Nachdenken erhalten; die Kenntniß unserer selbst würde uns unsern geringern Werth, ja, ich sage unser Nichts zeigen, und uns von der Eigenliebe dieser Krankheit der Seele heilen, wodurch wir in so viele Irrthümer gerathen. Wir würden daselbst Unbeständigkeit, Unentschlossenheit, Ungewißheit unserer Kenntnisse, Aberglauben, Irrthum, Lügen, Eifersucht, Stolz, Neid u. s. w. finden; lauter Krankheiten der Seele, die sie wechselsweis unaufhörlich belagern. Es ist also gewissermaßen eine Wohlthat der Natur, daß sie uns jene hohe Meynung von uns selbst gegeben hat, wodurch der dümmste und albernste Mensch weit zufriedener mit sich selbst ist, als selbst der Weise, und der größte Narr unter den Menschen sich den weisesten dünkt. Was ist doch unsere Einbildungskraft für eine nützliche Sache! sie ist die wahre Freundin des Menschen, weil sie in seinen Verirrungen alles das realisirt, was nur im Traum existirt. Dieser Gedanke erinnert mich an den Proceß, den ein gewisser Lykas seinen Aerzten machte, die ihn geheilt hatten: Er lebte ruhig im Schoos seiner Familie, und genoß die Freude eines rechtschaffenen Mannes, der seine Pflichten gegen sich selbst und gegen andere erfüllt hat; es ergreift ihn eine Hirnkrankheit, wodurch seine Einbildungskraft verwirrt wird; er glaubt, beständig im Schauspielhaus bey den schönsten Komödien zu seyn, und genießt alle das Vergnügen, so dieser Zeitvertreib gewähren kann. Man ruft die Aerzte herbey, um ihn von dieser Krankheit zu kuriren, und es gelingt ihnen; als nun Lykas wieder zu sich selbst kam, so verlangte er, sie sollten ihn wieder in seinen Zustand der Thorheit versetzen,

setzen, aus dem sie ihn gerissen hatten. „Ach! sagte er, „was habt ihr gemacht, meine Freunde? statt mich zu „heilen, nehmt ihr mir das Leben, indem ihr mir ein so „süßes Vergnügen raubt, und mir diesen schönen Irr„thum aus der Seele reißt, der sie bezauberte." Horaz, 1stes Buch, Epist. 3,

Thrasileus, der Sohn des Pythodorus, war nicht weniger mit seinem Zustand der Thorheit zufrieden, indem er wähnte daß alle Schiffe, so in dem Hafen Pyräus ankamen, ihm zugehörten und nur für ihn arbeiteten. Er freute sich über ihre glückliche Ankunft und empfieng sie mit vieler Freude; nachher machte er es seinem Bruder Crito zum Vorwurf, daß er ihm wieder zu seinem Verstand verholfen hätte. Man sehe den Athenäus, 12. Buch, und Aelian Hist. var. Lib. 4. C. 25.

Neugierde ist dem Menschen unentbehrlich; allein sie muß sich blos auf die Untersuchung der Kenntniß von den ihr nützlichen oder schädlichen Dingen, einschränken; sobald man sie übertreibt, wird sie eine Krankheit der Seele, die selbst der Gesundheit des Körpers nachtheilig wird. Der erste Schritt so der Mensch aus Neugierde that, war ein Fall, wodurch das ganze Menschengeschlecht unglücklich wurde. Neugierde ist eine geizige und habsüchtige Leidenschaft, die nie ersättigt wird, und die Ruhe und Zufriedenheit des Geistes stört; je mehr man weiß, desto mehr will man wissen, weil, je mehr man weiß, desto besser kann man sich selbst kennen und überzeugen, daß man sehr wenig weiß. Sokrates war nicht wenig erstaunt, als ihm der Dollmetscher des Gottes der Wissenschaften, den Namen eines Weisen beylegte; er forschte in sich, untersuchte seinen Vorrath von Kenntnissen, und am Ende seiner Untersuchung gestund

er,

er, er wisse blos das, daß er nichts wisse. Id unum scio, quod nihil scio. CICER. Quæst. Tuscul. L. 1. C. 4. Er kannte gerechte, nüchterne und in allen Dingen mäßsige Leute, welche so, wie er, tapfer, gelehrt, beredter und vielleicht geschickter waren, das Beste der Republik zu besorgen, auch einige, welche weit mehr wußten, als er, und glaubte daher, er wäre vielleicht nur deswegen weise, weil er sich nicht einbildete, ihnen gleich zu seyn; ein großer Punkt, wodurch er sich von so vielen andern Philosophen unterschied, die von der guten Meynung ihrer selbst ganz trunken waren. Vermuthlich dachte er, betrachtet es Apollo, als eine Dummheit an dem Menschen, daß er sich gelehrt und weise dünkt, und sich den Reizungen und Antrieben der Neugierde überläßt, wodurch er bewogen wird, dasjenige kennen zu lernen, was ausser den Gränzen seines Geistes liegt. Es gehet den Gelehrten nicht anders, wie den Kornähren: sie schiessen auf und halten den Kopf hoch und stolz, so lange sie leer sind; sind sie aber angefüllt, wie sie seyn sollen, so fangen sie an den Kopf zu senken und neigen ihn endlich ganz herunter. Ein wahrer Gelehrter, der alles zu erlernen gesucht hat, endigt endlich damit, daß er einsiehet, daß alles nur Eitelkeit und Wahn des Geistes ist, und daß die Summe dessen, so uns verborgen, weit größer ist, als die von dem, was wir wissen. Wir kennen die Dinge, oder vielmehr den Schein der Dinge, und nicht deren Wirklichkeit, sagt Plato; und Cicero läßt alle alten Philosophen sagen, daß man nichts wissen könne, weil unsere Sinnen und unser Geist zu schwach und das Leben zu kurz ist. *) Daher entstund die Sekte der Pyr-

rhonisten.

*) Omnes veteres, nihil cognosci, nihil percipi, nihil scire dixerunt; angustos sensus, imbecilles animos, brevis curricula vitæ. CICER. Tuscul. Quæst. C. 12.

rhonisten. Die wahre Philosophie hat zum Zweck, die Wissenschaften zu studieren, um deren Gewißheit einzusehen und die Wahrheit zu entdecken. Die Neugierde, welche sich blos auf den Eifer einschränkt, an dieser Entdeckung mit zu arbeiten, ist keine Krankheit der Seele. Die Pyrrhonisten hielten diese Untersuchung für überflüßig, weil, sagten sie, wir gar keine Gewißheit in unsern Wissenschaften haben, und diejenigen so sich schmeichelten, die Wahrheit gefunden zu haben, sich sehr stark irrten.

Diese Ungewißheit und Zweifelsucht der Pyrrhonisten, ist eine wahre Krankheit der Seele: denn der Zweifel stürzt die Seele in lauter Unruhe und Verwirrung, statt deren Zufriedenheit zu befördern; jeder wird sich in dem Augenblick des Vergnügens und der Wollust, wodurch man wirklich glücklich ist, lieber glücklich glauben, als zweifeln, ob er es auch wirklich ist: denn dieser dazwischen tretende Zweifel, würde eine unangenehme Empfindung hervorbringen. Wenn ich mich glücklich halte, ob es auch gleich ein Irrthum seyn kann, so ist doch dieser Irrthum weit angenehmer, als die Wahrheit selbst. Zwar ist es wahr, daß, wenn ich behaupte, daß ein Ding wirklich so ist, ich mich der Gefahr aussetze, den Schatten für die Wirklichkeit zu ergreifen, und meinen Geist mit vielen Vorurtheilen zu beladen, die in andern Gelegenheiten mir schädlich seyn können; allein jedes Vorurtheil, so mich glücklich macht, gereicht zu meinem Nutzen. Ich glaube mich reich in der Mittelmäßigkeit; der Glanz des Tombaks verführt mich; ich halte es für Gold, und genieße es als solches; welchen Dank soll ich wohl dem wissen, der mir hierüber meinen Irrthum benimmt? Soll ich denn immerfort einen Probierstein bey mir tragen, um zu proben, ob mein Glück wahr oder nur scheinbar

bar ist? Nein! man lasse mich lieber mit Mäßigung genießen; dies ist der wahre Probierstein: denn Genuß bis zur Sättigung würde mich nicht so unterrichten.

Es giebt eine gewisse Unmäßigkeit in der Begierde, alles zu wissen und alles zu erkennen; studieren ist für einen Mann von Geist ein wahres Vergnügen, und gefällt so sehr, daß die Stoiker unter den Wollüsten diejenige verbot, die man bey der Uebung seines Geistes findet, aus Furcht, daß nicht die Begierde zu viel zu wissen, die Schranken überschreiten mögte, die man seiner Neugierde setzen soll. Demokrit, der so, wie viele andere, mit dieser Krankheit behaftet war, fand einst einen Honiggeschmack an Gurken, so man ihm vorgesezt hatte, und war sogleich begierig zu wissen, woher sie diesen ungewöhnlichen Geschmack erhalten hatten; *) er war im Begriff vom Tisch aufzustehen, um die Art des Erdreichs zu untersuchen, das sie hervorgebracht hatte. Seine Magd, die sein Vorhaben merkte, ersparte ihm die Mühe, Untersuchungen hierüber anzustellen, indem sie ihm sagte: sie hätte sie in ein Gefäß gethan, worinnen Honig gewesen war. Demokrit war ärgerlich darüber, daß sie ihm des Vergnügens beraubt hatte, das er sich bey der Untersuchung versprochen hatte; du magst sagen, was du willst, sagte er ihr, du hintergehst mich, und ich will selbst die Ursache dieses Geschmacks untersuchen, den ich für natürlich halte. Dieses Beyspiel eines der größten Philosophen des Alterthums, zeigt uns deutlich, daß unmäßige Neugierde, eine übertriebene Leidenschaft für das Studium der Dinge selbst herfürbringt, die nichts zu unserm Glück beytragen; dies hieße eben so thörigt seyn, als ein am hitzigen Fieber liegender Mensch, der

*) Plutarchs Tischreden.

sich von dem Arzt nicht wollte heilen lassen, damit er das Vergnügen nicht entbehrte, zu trinken, um den brennenden Durst zu löschen, den es verursacht.

Eudoxus liefert uns ein anderes Beyspiel dieser Neugierde, als Krankheit der Seele betrachtet; er wünschte und bat die Götter, die Sonne so nahe sehen zu dürfen, daß er deren Form, Größe und Schönheit besser erkennen könnte, sollte er auch gleich nachher von ihren Strahlen verzehrt werden. *) Wozu würde ihm nun diese Kenntniß gedient haben, die er nicht einmal das Vergnügen gehabt haben würde, andern mittheilen zu können, und ihn aller derjenigen beraubt haben würde, die er noch in der Folge erlangen konnte? Vermuthlich hielt Eudoxus die Befriedigung, so diese Kenntniß ihm gewähren würde, für das größte Vergnügen, und man weiß, daß jeder das seinige nimmt, da, wo er es findet. Plato hatte vermuthlich dessen sehr viel, als er die überspannten Begriffe seiner chimärischen Republik durchdachte, in Ordnung brachte und sie bekannt machte. Allein er hat dadurch nur desto besser die Verirrungen einer erhizten Einbildungskraft bewiesen, und wie weit die Neugierde, als Leidenschaft betrachtet, sich und andere zu unterrichten, uns bringen kann. Ist es nicht eine wahre Thorheit, daß man seine Neugierde, in Rücksicht der Dinge befriedigen will, die über unsern Verstand gehen? und das Daseyn und die Beschaffenheit des höchsten Wesens zu entdecken sucht, welches wir doch nicht begreifen können? CICERO de Natura Deorum. L. 1. C. 10.

Car pour le bien connoitre, il faut être lui-même.

Daher

*) Plutarchs Tischreden: daß man nicht frölich leben könne. Kap. 8.

Daher entstund jene Verschiedenheit der Meynungen und Begriffe von der Gottheit, die, obgleich von den größten Köpfen erdacht, so je gelebt haben, dennoch immer bleibende Denkmäler von der Thorheit der Menschen sind. Wir kennen uns nicht selbst, da wir uns doch so nahe sind, und vernachläßigen die Begierde, diese Kenntniß zu erlangen, welche für uns die nützlichste ist, um uns der Untersuchung der Kenntniß von Dingen zu überlassen, die ausser uns, ja selbst über der Sphäre unsers Geistes sind, oder solcher, die von gar keinem Nutzen sind; dies heißt: die wahre Selbstliebe, der Eitelkeit unserer Neugierde zu befriedigen, und unserer misverstandenen Eigenliebe aufopfern. Ferne sey es indessen von mir, daß ich die Wissenschaften verachten und von ihrer Erlernung abhalten wollte! Neugierde ist die Mutter des Wetteifers; ohne sie würde der Mensch in Unthätigkeit, Trägheit, vielleicht wohl gar in der Stumpfheit und Dummheit bleiben, und in die Klasse der Thiere herunter sinken, von welchen sein Geist und seine erlangten Kenntnisse mehr, als seine Vernunft, ihn unterscheiden. Ich verwerfe keinesweges die Wissenschaften selbst, sondern blos deren Misbrauch. Sokrates hielt es für mehr als überflüßig, daß man mehr Geometrie lerne, als nöthig ist, um das Land abzumessen, so man weggiebt, oder erhält; er sezt, im Xenophon, noch hinzu, daß Anaxagoras, den man für den geschicktesten Meßkünstler und Astronomen seiner Zeit hielt, sein Gehirn durch das Studium der Geometrie und Astronomie verwirrt hätte. Ein öffentliches Weib zu Miletus gab dem Thales eine philosophische Lehre, welcher beständig mit der Beobachtung der Gestirne beschäftigt war, und sezte ihm etwas in den Weg, worüber er stolpern mußte, um ihn dadurch zu erinnern, daß es Zeit sey, seine himmlischen

Beobachtungen zu unterbrechen, um seinen Blick auf die Erde zu werfen, auf der er stand, und dasjenige zu sehen, was vor seinen Füssen liegt. Cicero läßt den Demokrit sagen: man bemüht sich, die Stellungen der Gestirne und ihren Lauf zu beobachten, und niemanden fällt es ein, dasjenige zu sehen, was vor seinen Füßen liegt. Quod est ante pedes nemo spectat; cœli scrutantur plagas. Cic. de Divin. L. 2. C. 13. Der menschliche Geist, der sich nicht kennt, eben so wenig als seine Hülle, verzweifelte, vermuthlich über seine Unwissenheit hierinnen, und wollte lieber ausschweifen, als mäßig bleiben; er will über alles urtheilen, weil er seine Schwachheit nicht fühlt, und giebt uns seine Muthmaßungen für Gewißheiten; er will alles kennen, das, was dem Meer Gränzen sezt; wodurch die Jahrszeiten entstehen; ob die Sterne eine eigene Bewegung haben, oder durch eine fremde Gewalt mit fortgeführt werden; woher der Mond ab- und wieder zunimmt, worinnen die Kraft der vier Elemente bestehen, die, so widerwärtig sie gegen einander scheinen, dennoch zur Erhaltung des Weltalls beytragen. (Horaz 1. B. Epist. 12.)

Man weiß, oder schmeichelt sich vielmehr, die verschiedenen Bewegungen der Planeten und der Sterne genau zu wissen; und bald wird man sich einbilden, die der Kometen zu kennen, während daß man nicht weiß, wie der Finger, oder der Fuß, sich nach unserm Willen bewegt; wie die Gegenwart eines Gegenstandes in mir das Rothwerden hervorbringt; wie ein Theil Luft durch meine Lunge gestoßen, und in meinem Mund artikulirt, auf die Seele eines andern Menschen einen Eindruck macht, wodurch plötzlich diese rothe Farbe verschwindet, die seine Haut belebte, und die Blässe an deren Stelle tritt; wie ein einziger Blick mich durchdringt, hinreißt, alle Be-

wegungen meiner Glieder hemmt, und mich gleichsam versteinert; wie eine geistige Substanz auf diese wunderbaren Triebfedern wirkt, welche die menschliche Maschine in Bewegung setzen; alles dies wissen wir nicht, und werden wahrscheinlich immer in der Unwissenheit hierüber bleiben. Die Geschicktesten hierinnen sind höchstens die weniger Unwissendesten, und der Beweis hiervon zeigt sich durch die verschiedenen Meynungen über die Ursache der Dinge: denn warum sollte man nicht eben sowohl die Ideen Plato's, als die Atomen Epikurs, oder das Volle und Leere des Leucippus und Demokrit, oder das Wasser des Thales, die Unendlichkeit des Anarimander, die Luft des Diogenes, die symmetrischen Zahlen des Pythagoras, die Einheit des Musäus, das Wasser und Feuer des Apollodorus, die ähnlichen Theile des Anaxagoras, die Widerwärtigkeit und Freundschaft des Empedokles, das Feuer des Heraklit, oder endlich die Meynung des Aristoteles annehmen, der alles in die Materie, Form, und die Abwesenheit derselben sezte? Warum sind die größten Köpfe und gelehrtesten Leute über das Wesen der Dinge, die Verschiedenheit ihres Daseyns und ihrer Wiederhervorbringung, noch so wenig übereinstimmend unter sich? Weil alles dieses die Gränzen unserer Vernunft überschreitet, und weil die Neugierde, diese Krankheit der Seele, uns unaufhörlich treibt, und durch die Schwierigkeiten, so sich ihrem Verlangen entgegen setzen, nur noch hitziger wird, eine Art von Thorheit ist, die uns keine Ruhe läßt, und deren Erfolg nur durch die Genugthuung nützlich wird, die sie denjenigen gewährt, so sich ihr überläßt.

Alle Kenntnisse, so wir über diese Dinge erlangen könnten, würden uns nicht lehren, die Jahrszeiten nach

unsern Bedürfnissen einzurichten, unsere Saaten vor dem Frost oder Hagel zu bewahren; und der Lauf der Sterne und die übrigen Bewegungen des Weltalls würden sich eben so wenig nach unserm Willen richten; die Entdeckung der Wirbel des Cartesius, der Anziehung des Newton, wird in dem gewöhniglichen Gang der Dinge nichts verändern. Salomo hat, meiner Meynung nach, sehr weise gesagt: daß das höchste Wesen, das Weltall den eitlen Spekulationen und lächerlichen Streitigkeiten der Menschen preis gegeben hat: Tradidit Deus Mundum disputationibus hominum, quoniam vanæ sunt. Es giebt kein Hirngespinnst, so sonderbar es auch seyn mag, und kein so absurdes System, welches nicht von jemand als eine Wahrheit bekannt gemacht worden ist, sagt Cicero, de Divin. L. 2. C. 28. Man lese und studiere alle diese eitlen Lehrgebäude; allein man lese sie blos zur Unterhaltung, um zu sehen, wie weit die menschliche Thorheit und die Verirrungen des Geistes gehen können. Die Vernunft befiehlt uns, keinem, auf das blose Wort, Glauben beyzumessen: denn wie soll derjenige, der sich selbst nicht kennt, dasjenige erkennen, was ausser ihm ist? Quasi mensuram illius rei possit agere, qui sui nesciat. Plin. Hist. natural. L. 2. C. 1. Da die Kenntniß des Menschen, sagt Thales, dem Menschen so schwer wird, sollte man nicht daraus gewissermaßen auf die Unmöglichkeit schliessen, andere Dinge kennen zu lernen? Man gebe dem Antrieb unserer Neugierde nach; allein man mässige sie, und wende sie nur dazu an, dasjenige zu entdecken, was der Menschheit nützlich und vortheilhaft seyn kann; man bemühe sich, dasjenige zu erfinden, was ihm Arbeit und Mühe ersparen, und Gesundheit des Körpers und Ruhe des Geistes verschaffen kann. Der Geist ist eine nützliche Sache, ein gutes Werkzeug; allein man

muß

muß seine Heftigkeit mäßigen und ihn leiten; ausserdem schweift er aus, wird verwegen und gefährlich.

Eine andere Krankheit der Seele, und eine der tyrannischsten, ist das Verlangen; wenn es sich blos zum Zweck macht, eine Sache, die zur Erhaltung unsers Wesens und zur Ruhe unserer Seele beyträgt, mäßig zu geniessen; alsdenn ist das Verlangen löblich; allein wenn der Gegenstand eine Sache ist, die wir nicht geniessen dürfen, oder wovon die Mittel, ihn uns zu verschaffen, nicht in unserer Gewalt stehen, oder es überhaupt unmöglich ist, ihn zu erhalten; alsdenn ist dies Verlangen eine Krankheit der Seele, und eigentlich zu reden, eine Thorheit.

Ist es nicht eine wahre Thorheit, eine Sache nicht beständig zu lieben, die für gut und schön erkannt wird, und sie zu verlassen, um das thörichte Verlangen zu befriedigen, eine andere zu besitzen, welche nicht so viel werth ist? dies bemerkt man jedoch an dem größten Theil der Menschen; ist es weniger thörigt, wenn man die uns so natürliche Liebe zur Ruhe und Zufriedenheit betrachtet, daß man weniger Vergnügen findet, ein Gut zu geniessen, so sich uns von selbst darbietet und dessen Besitz uns erleichtert wird, als daß man nach einem andern strebt, so uns zu fliehen scheint, und alle Kräfte anwendet, um die unzähligen Schwierigkeiten und Hindernisse zu besiegen, die das Verlangen, es zu besitzen, uns verspricht?

Transvolat in medio posita, & fugientia captat.

HORAT. L. 1. Sat. 2.

Wir sind so schwach, den Dingen einen größern Werth beyzulegen, wenn sie weit her kommen, oder wenn

wir sie nur mit Schwierigkeit und großen Kosten erhalten können; ist es die Vernunft, so den Werth dieser Dinge bestimmt, und das Verlangen, sie zu besitzen, reizt? Nein; es ist ihre Seltenheit, oder die Schwierigkeit, sie zu erhalten. Ist es die Vernunft, so uns dazu antreibt und das Urtheil bestimmt, so wir davon fällen? warum bieten wir alle unsere Kräfte auf, um Mittel zu erfinden und zu entdecken, wodurch die Arbeit des Menschen erleichtert wird, die er verrichten muß, um sich das Nothwendige oder die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen? Nothwendig muß die Vernunft in dem einen oder dem andern Fall irren; sollte wohl der Schmerz die Ursache des Vergnügens seyn? sollte wohl die Wollust der Seele, die, vermöge des Gefühls des Daseyns, das gegenwärtige Glück des Menschengeschlechts ausmacht, sollte sie wohl nur in sofern Wollust seyn, als Kummer voran gehet? Ich weiß wohl, daß es zum Sprüchwort geworden ist: ein leichtes Vergnügen, sey ein unschmackhaftes Vergnügen; ein verbotenes hingegen, sey desto reizender; allein gründet sich dieses Sprüchwort wohl auf die Vernunft, die doch immer die Dinge nach ihren Werth schätzen soll? Ovid sagt auch, de Amor. Lib. 1. Eleg. 19. das, was erlaubt ist, wird unschmackhaft; die Lust und Begierde strebt nach verbotenen Dingen.

Man gebe mir doch hiervon einen guten Grund an; die Erfahrung und die Gewohnheit aller Zeiten beweisen, meiner Meynung nach, höchstens, daß dies die Denkungs- und Handlungsart der Menschen ist; allein wie vielen andern Ungereimtheiten ist der Mensch nicht ergeben! und sind sie deswegen weniger eine Verderbniß des Geistes und eine Krankheit der Seele? Man glaubt, die Frauenzimmer verbergen ihre Schönheit nur aus Schaamhaftigkeit; allein man ist irrig; sie thun es, weil sie die

Manns-

Mannspersonen nur gar zu gut kennen. Sie bedecken sich, theils um die Gebrechen und Mängel ihres Geschlechts zu verbergen, theils aber auch, um das Verlangen, dasjenige zu sehen, was sie zu verbergen scheinen, desto stärker zu reizen. Diese jungfräuliche Schaamhaftigkeit, die uns hinreißt, diese angenommene Kälte, die uns abzuschrecken scheint; diese Zurückhaltung und ernsthafte Anstand, der uns in Schranken hält; diese angenommene Unwissenheit der Dinge, die sie besser wissen, als wir, die sie ihnen lernen wollen, sind nichts weiter, als ein Sporn des Verlangens, alle diese Hindernisse zu überwinden. *) Hat wohl die Schönheit diese erborgten Hülfsmittel nöthig? sollten ihre Reize so ohnmächtig seyn, wenn die Kunst sie nicht mit diesen fremden Kleidern bedeckte? Diese List entdeckt sich demjenigen sehr leicht, der nur etwas darüber nachdenkt, wie sehr alle Frauenzimmer den Mannspersonen, von ihrer frühesten Jugend an, zu gefallen suchen, und die Mittel betrachtet, die sie sorgfältig von der Kunst erborgen, um diesen Zweck zu erreichen.

Wie soll man diese Mittel, zu gefallen, aus dem erzwungenen Anstand zusammen reimen? Dies gehet so zu: sie wissen uns nach unserm Geschmack zu bedienen, und wir haben die Schwachheit, nicht zu bemerken, oder nicht verstehen zu wollen, wie unvereinbar diese beyden Dinge für uns seyn würden, wenn wir mehr der Vernunft, als unsern unrichtigen Begierden folgten.

Eine andere Krankheit der Seele, ist das Verlangen nach Ruhm; sie ist unter gemeinen Seelen nicht ansteckend; sondern die Krankheit der Großen, Fürsten und jener

*) Et fugit ad salices & se cupit ante videri. VIRG. Eclog. 3.

jener erhabenen Köpfe, so die Eigenliebe beherrscht, und denen sie die Schwachheit einflößt, ihr Glück darein zu setzen, daß, während ihrem Leben, von ihnen gesprochen wird; und sie noch nach ihrem Tod in den Gedächtniß der Menschen leben mögen, und die, um diesen Zweck zu erlangen, ihre schönsten Tage, ihre Ruhe und Zufriedenheit, ja öfters ihr Leben selbst aufopfern.

Es giebt zweyerley Arten von Ruhm: der wahre und der falsche; der wahre bestehet in der Tugend; der falsche ist nur der Schatten davon. Der wahre Ruhm ist unzertrennlich von Verdienst und Rechtschaffenheit; der falsche wird ihnen öfters vorgezogen, und ist manchmal blos die Frucht des Lasters und des Ehrgeizes, der, zu seiner Befriedigung, sich der erlaubten sowohl, als unerlaubten Mittel bedient.

Der kürzeste Weg zum wahren Ruhm zu gelangen, ist, daß man dasjenige vor seinem Gewissen thut, was man pflegt aus Prahlerey zu thun; man muß bey sich zu Hause eben das seyn, was man auswärts, entweder aus Furcht vor den Gesetzen, oder vor den bösen Zungtn, sich zu seyn bestrebt. Mancher ist in den Augen der Fremden ein bewundernswürdiger Mann, an welchem jedoch seine Frau, seine Kinder, seine Bedienten, nur etwas ganz alltägliches, ja öfters schlechte Handlungen sehen. Einen Sieg auf Unkosten des Bluts, oder gar des Lebens seiner tapfersten Soldaten davon tragen; ein Königreich erobern; durch List auf den Gipfel der Ehre steigen, indem man das wahre Verdienst mit Füssen tritt, und auf den Ruinen des Glücks seiner Nebenmenschen hinauf steigt, sind glänzende Handlungen, welche die Thorheit der Menschen als Sprossen betrachtet, auf welchen man zu dem Tempel der Ehre und der Unsterblichkeit hinauf steigt. Allein ein Volk ohne großen

Lärm

Lärm und Waffengeräusch regieren, als in Friede erhalten und ihm dessen Anmuth empfinden lassen, dasselbe durch Liebe, Gerechtigkeit und Wohlthaten regieren; dies ist der eigentliche Weg zum wahren Ruhm. Da es einmal eingeführt ist, die Dinge nach ihrer Seltenheit zu schätzen und einen höhern Werth darauf zu legen, je schwieriger es ist, sie sich zu verschaffen, so muß es ja eine weit größere Ehre seyn, gut zu regieren, als ein Königreich durch eine gewonnene Schlacht zu erobern, welches öfters mehr von dem Ohngefähr, als von der Geschicklichkeit des Generals und der Tapferkeit der Soldaten abhängt. Unter hundert Prinzen kann man ohngefähr zwanzig zählen, welche das Glück im Krieg begünstigt hat; aber kaum findet man viere darunter, welche das Glück ihrer Unterthanen zu befördern suchten: denn es ist für einen König weit schwerer, die Pflichten seiner Krone zu erfüllen, die sich auf die Beschützung und Glücklichmachung seines Volks einschränken, als sich von einem unmäßigen Ehrgeiz hinreissen zu lassen und Schlachten zu gewinnen.

Ist es nicht tausendmal schwerer, sich mitten unter einem Haufen nach Ehre und Reichthum geizender Hofleute ganz rein zu erhalten, als dem Strom der Gewohnheit nachzugeben, wodurch sie Schmeichler, verstellt, hinterlistig und betrügerisch werden? Man athmet bey den Prinzen eine angesteckte Luft ein, und diejenigen, so sich davor bewahren, verdienen weit eher, daß man ihnen Bildsäulen errichte, als andere, so nur das Gebäude ihres Ruhms mit dem Blut, oder den Thränen derjenigen zu befestigen wissen, welche sie ihrem Ehrgeiz aufgeopfert haben. Ich weiß wohl, was Sokrates auf dem Macedonischen Thron gewesen wäre;

allein was Alexander an der Stelle Sokrates gewesen seyn würde, ist mir ein Räthsel. Wollte man einen Alexander fragen, was er verstehet und was er gethan hat, so würde er antworten müssen: Menschenblut vergiessen, Könige absetzen, die Welt unterjochen, und das Schrecken des Kriegs überall verbreiten. Man lege die Frage einem gekrönten Sokrates vor; so wird er antworten: Ich verstehe die Könige zu unterrichten, indem ich ihnen, durch mein Beyspiel, eine sichere Richtschnur und weise Gesetze zu einer Regierungsart gebe, wodurch mein Volk und die übrigen Nationen glücklich werden; ich rechne es mir zur Pflicht und zur Ehre an, die Erhaltung und die Ruhe der Menschen meines Gleichen zu befördern und sie nicht zu drücken. Welchem von beyden Königen würde die Vernunft wohl einen Altar oder ein Tollhaus errichten? Der eine hat ein hitziges Fieber eines das Menschengeschlecht zerstörenden Ehrgeizes; der andere folgt blos dem ruhigen Antrieb der Vernunft und der Wohlthätigkeit. Mir scheint es ein Widerspruch des menschlichen Geistes, daß man Handlungen, so der Vernunft zuwider sind, mit Lorbeeren krönt: denn Lorbeeren gehören nur der wahren Größe der Seele, der Tugend und Handlungen, so auf das Wohl der Menschheit abzielen; man muß dem Werth der Dinge nicht nach dem Glanz beurtheilen, den sie von sich geben: denn das Vorurtheil sagt uns, dieser Glanz sey dasjenige, was auf den Weg des Ruhms führt; allein dieser Glanz ist ein lebhaftes glänzendes Licht, so blendet, und nur zum Tempel des falschen Ruhms führt, so von dem thörichten Ehrgeiz aufgeführt worden ist, und nicht zu demjenigen des wahren Ruhms, den Vernunft und Klugheit aufbauen. Die Meynung regiert die Welt; sie wird von dem Vorurtheil geleitet und ergreift den

Schatten, statt der Wahrheit; sie beurtheilt den Werth der Handlungen, und verachtet oder lobt sie, nach Belieben; in ihren Augen sind sie nicht schön, als in sofern sie glänzen, Aufsehen erregen, und von den mehresten Menschen gesehen werden. Das heißt, den Menschen sagen: hütet euch, Gutes zu thun, wenn keine Zeugen dabey sind, die euren Werth, Großmuth und Wohlthätigkeit öffentlich bekannt machen; diese Handlungen würden verloren und vergessen seyn. Indessen weiß man doch, daß der wahre Ruhm, nach dem man streben soll, in dem Zeugniß eines guten Gewissens bestehe; denn wer nur rechtschaffen und gut handelt, weil man es wieder erfahren und ihm desto mehr Achtung zufliessen wird, von dem kann man wenig Gutes erwarten; derjenige, so nur zum Schein handelt, ist ein kurzsichtiger Dummkopf, der seinen Ruhm der Willkühr der Thoren überläßt, und die Verachtung aller vernünftigen Leute verdient. Es ist eine wahre Krankheit des Geistes, wenn man den Beyfall des großen Haufens sucht, und seinen Ruhm in dessen Meynung sezt. Laßt uns das Gute um des Guten willen thun, mag doch die Menge ihren Beyfall dazu geben oder nicht; es bleibt doch immer wahr, daß der Weg der Vernunft und der Tugend der einzige ist, der zum wahren Glück führt.

Ich gestehe übrigens ein, daß es sehr angenehm ist, wenn man sich loben hört und Beyfall erhält; auch scheint das Loben blos deswegen erfunden zu seyn, um zu guten Handlungen mehr anzufeuern; allein wir sind verschwenderisch damit. *) Wie vielen Leuten schlagen übrigens

*) Laudari haud metuam, neque enim mihi cornea fibra est,
Sed recti finemque extremumque esse recuso,
Euge tuum & belle. PERSII Sat. I.

übrigens ihre Entwürfe von sich reden zu machen und sich selbst zu überleben, nicht fehl? In einer Schlacht, wo zehn tausend fallen, oder Krüppel werden, spricht man kaum von Zehnen; in dieser Lage einen oder zwey Menschen mehr tödten, dem Tod unerschrocken entgegen gehen, ist wohl etwas für uns; allein in Rücksicht auf den Ruhm bey Menschen, der daraus entstehen kann, ist dies eine so gewöhnliche Handlung, daß es blos von ohngefähr geschieht, wenn man einen unter so vielen Tausenden unterscheidet, die in derselben Gefahr mit ihm waren. Wie viele tapfere Leute sind nicht, seit der Errichtung eines Reichs, mit den Waffen in der Hand gestorben, und wie klein ist die Anzahl derjenigen, deren Namen die Geschichte aufbehalten hat? Wer übrigens auch die Dinge nach ihrem wahren Werth beurtheilen will, wird hinreichende Gründe finden, um nicht so stolz auf dasjenige zu seyn, was er mit so vielen andern gemein hat; wie viele gemeine Soldaten sind nicht Mitgesellen seines Ruhms? Derjenige, der unerschrocken auf einer Trensche'e steht, thut er was größeres und rühmlicheres, als hundert Soldaten, die ihn begleiten, oder funfzig Schanzgräber, die diese Trensche'e vor ihm eröfnen, und ihn täglich für einen gewissen Sold mit ihren Körpern bedecken? sie machen keinen Anspruch auf den Ruhm, den sich derjenige verspricht, so sie kommandirt, und vielleicht haben sie recht: denn wie viele betrügen sich nicht in ihrer Rechnung? es müßte jeder tapfere Mann einen unsterblichen Sekretär bey sich haben, der alle schöne Handlungen, wovon er Zeuge wäre, registrirte, und wer wollte dafür stehen, daß diese Register wirklich auch auf die Nachkommenschaft kommen werden? Folglich ist es eine Thorheit, das Gute nur in Rücksicht auf den Ruhm zu thun. Recti facti fecisse merces est: officii fructus ipsum officium est. SENEC. Ep.

Wer

Wer auf der Waage der Gerechtigkeit, des Verdiensts und der reinen Wahrheit, die glänzenden Handlungen, und die Personen, so werth sind, auf die Nachkommenschaft zu kommen, abwägen wollte, würde sehr vieles von der Begierde verlieren, von sich reden zu machen, oder würde an die Stelle der verblendeten Eigenliebe, einen großen Eifer für die Tugend setzen. Es ist nicht schwer, einen großen Ruhm zu erlangen; Schmeichler und Leute, so ihren Vortheil dabey haben, euch zu erheben, sind dazu hinreichend; allein es ist nicht so leicht, ihn wirklich zu verdienen, und noch schwerer, ihn nicht zu überleben.

Alles, was bisher gesagt worden ist, wurde gesagt, um diejenigen Seelen zu heilen, welche von der Begierde, von sich reden zu machen, eingenommen, und leichtgläubig genug sind, sich einzubilden, daß ihre Namen in dem Tempel des Ruhms prangen werden. Es giebt Mittel genug, von sich reden zu machen; jede glänzende Handlung in dem Militairstand, in dem der Justiz, in den Wissenschaften und Künsten, und in der Regierung, kann dazu helfen; allein es ist so schwer, in allen diesen Fächern sich einen Namen zu erwerben; daß es kaum zu begreifen ist, wie so viele Menschen Anspruch darauf machen können, wenn man nicht wüßte, daß der Mensch aus Eigenliebe, vorgefaßter Meynung, Stolz und Eitelkeit zusammen gesezt ist. Wie viele Alexanders, Cäsars, Demosthene, Cicerone, Aristotelesse, Archimedesse, Zoroasters, Hermes, Lykurgs, Sokrates, Plato's, Orpheus, Homers, Virgils, Horaze u. a. m. zählt man seit so vielen Jahrhunderten? Alle diese Männer waren in ihren Fächern groß; Millionen andere glaubten, wenn sie in ihre Fußtapfen träten, zu dem Tempel der Unsterblichkeit zu gelangen; allein sie verirrten sich;

die Kräfte fehlten ihnen, und sie blieben in der Vergessenheit und im Staub begraben; sie erreichten nur den Schatten des Ruhms; dieser Schatten ist verschwunden, und mit ihn auch die Namen derjenigen, die ihn verfolgt haben.

Der Ruhm hat freylich sehr mächtige Reizungen, und es ist schwer, ihnen zu widerstehen; allein, bevor man Anspruch darauf macht, sollte man seine Kräfte abmessen, und sie nicht nach dem Gewicht der Eigenliebe und der vorgefaßten Meynung, sondern nach demjenigen der Vernunft und der Klugheit abwiegen, und ohne Vorurtheil dasjenige einsehen, was man vermag, und was man nicht vermag; quid valeant humeri, quid ferre recusent; alsdenn würde der Wetteifer, so aus der Ruhmbegierde entstehet, an seiner Stelle seyn; man würde sich in seiner Rechnung nicht betrügen, und den Ruf seiner Ehre nicht, wie so viele Unbesonnene, dem Urtheil der Thoren preiß geben, wovon die ganze Welt voll ist. Denn es ist nichts thörichter, sagt Cicero, (Tusc. Quæst. L. 5. C. 36.) als das Urtheil und den Beyfall derjenigen, im Ganzen für etwas zu rechnen, die man einzeln genommen verachtet?

Laßt uns immerhin Begierde nach Ruhm haben; allein sie sey auf den Eifer für die Vollbringung des Guten eingeschränkt; sie wird uns jener Schläfrigkeit entreissen, welche die Frucht der Trägheit ist, die einen Menschen in den Augen aller andern verächtlich macht. Jeder bestrebe sich demnach das Lob und den Beyfall, so der Tugend zukömmt, zu verdienen, lasse sich aber nicht von Schmeicheleyen und Lobreden bethören, und halte sie für den Zweck schöner Handlungen. (Persii Satyr. I.) Es schickt sich nicht, daß man sich zur Schau hinstelle, als

als nur vor solche, die sich entweder durch ihre schönen Handlungen, durch die Kräfte ihres Geistes, oder durch glückliche und der Menschheit zum Nutzen gereichende Entdeckungen, zum Muster darstellen können. Wozu die Schreibesucht und die Bekanntmachung seiner Prose oder seiner Verse, wenn sie nicht auserlesen gut sind? Weiß man nicht, daß ein mittelmäßiger Dichter Göttern und Menschen, ja selbst den Mauern unerträglich ist, wo seine Werke darauf angeschlagen werden?

— — Mediocribus esse Poetis
Non Di, non homines, non concessere columnæ.

HORAT. de Arte poetica.

Diese Begierde, sich dem Publikum bekannt zu machen, und sich der demüthigendesten Kritik auszusetzen, ist eine Folge der guten Meynung, die man von sich selbst hat; und wer hat diese nicht in ziemlichen Maas? und wem ist es wohl eingefallen, zu glauben, daß er wenig Wissenschaft und Geist hat? Diese Meynung würde einen Widerspruch verrathen. Die Wirkung dieser Krankheit läßt sich demjenigen nicht fühlen, der damit behaftet ist; sie verschwindet, sobald der Kranke merkt, daß er damit befallen ist, und hört auf, sobald man sie bemerkt; allein gewöhnlich ist sie ein Nebel, der den Verstand verdunkelt, oder eine Wolke mit einem falschen Lichtstrahl, der uns verblendet, und nur dann verschwindet, wenn das Licht der Vernunft auf ihn fällt. In solchem Fall sich erkennen und anklagen, heißt sich entschuldigen; sich verdammen, heißt sich frey sprechen. Es giebt keinen Karrenschieber, kein altes Weib, so nicht glaubt, einen hinlänglichen Vorrath von Verstand und Kenntnissen zu haben; man erkennt an andern sehr leicht die Ueberlegen-

heit an Stärke des Körpers, an Muth, Erfahrung, Wissenschaften und Schönheit; allein was die Vorzüge des Geistes, des Urtheils und des Genies betrifft, glaubt man, niemand den Rang einräumen zu dürfen.

Man pflegt zwar zu sagen, und es ist wahr, daß die Natur in Austheilung ihrer Gunstbezeigungen, in Ansehung des Verstandes, am billigsten gewesen ist: denn niemand ist unzufrieden mit dem Theil, so er erhalten hat, und wer darüber hinaus gehen wollte, würde die Gränzen seines Gesichtskreises überschreiten; nur selten beklagt man sich über sich selbst; man klagt wohl über sein Schicksal und sucht es zu verbessern, weil die Eigenliebe immer dasjenige, was man genießt, als unter dem zeigt, was man zu verdienen glaubt. Man richtet die Augen beständig auf dasjenige der andern; man beneidet den Vorzug, den man darinnen zu sehen glaubt, und wendet niemals seinen Blick auf dasjenige, was man besizt; alles ist schön bey andern; bey uns ist alles häßlich, weil man nicht daran denkt, sich zu untersuchen und sich selbst kennen zu lernen. Nemo tentat in se descendere. (Persii Satyr. 4.)

Von der Selbstzufriedenheit hat jeder seinen guten Theil; ein Soldat glaubt, sich über alle Profeßionen, öfters selbst über den wahren Gelehrten erhaben: dafür bezahlt ihn der Gelehrte mit gleicher Münze. Die gute Meynung, so er von seinem Wissen hat, macht ihn dreist, sich zu zeigen; er glaubt, alle Augen seyen auf ihn gerichtet, um ihn zu bewundern, während daß er, durch die Bekanntmachung seiner Meynungen, sich zu sehr verräth, und man ihn alsdenn blos betrachtet, um mit Fingern auf ihn zu zeigen.

Wenn

Wenn die vorgefaßte Meynung eine Krankheit der Seele ist, so uns verwegen macht, und wodurch andere gegen uns geringschätzig scheinen, so giebt es dagegen eine andere ganz dieser zuwiderlaufende, die nicht weniger ein Fehler ist, nämlich wenn man sich selbst gegen andere zu gering schäzt; diese Schwachheit benimmt den Muth und erstickt den Wetteifer; sie ist unter dem Namen der Feigheit und Zaghaftigkeit bekannt.

Die Zaghaftigkeit ist die Mutter der Feigheit, und die Schwachheit, die der Zaghaftigkeit; die Grausamkeit hat ihren Grund in diesen dreyen Fehlern, so wie auch die Bosheit, Niederträchtigkeit, Hinderlist und Spitzbüberey. Eine große Seele ist immer großmüthig, mitleidig und menschenfreundlich; fehlt es einem aber an Kräften, so sucht man es durch List zu ersetzen; dies ist das Hülfsmittel der Weiber; sie sind schwach und haben ein mitleidiges Herz, so lange man ihnen nicht widerspricht, oder der Erfüllung ihres Verlangens keine Hindernisse in den Weg legt; allein sie sind dabey ausserordentlich empfindlich und rachsüchtig, und ihre Rache ist immer grausam und blutig. Alle zaghafte Menschen haben diesen Fehler; und wenn die Zaghaftigkeit bis zur Feigheit gehet, so artet sie in Niederträchtigkeit aus und erzeugt die Unmenschlichkeit. Man hat die grausamsten Menschen, um geringe Ursachen, gleich Weibern, sich erweichen und weinen sehen. Alexander der Tyrann von Phära konnte, nach dem Bericht Plutarchs, (in dem Leben des Pelopidas,) keine Vorstellung des Trauerspiels Andromacha mit ansehen, ohne die Leiden dieser Unglücklichen zu beweinen, während daß er täglich, ohne alles Erbarmen, eine Menge Menschen hinrichten ließ.

Zwey so entgegengesezte Wirkungen können nur Schwachheit zum Grund haben; der Esel trozt dem

kranken Löwen; wahrer Muth zeigt sich da nur gerne, wo er Stärke und Widerstand findet; allein da Schwachheit und Feigheit sich ausser Stand fühlen, dasselbe zu thun, so sucht sie sich wenigstens durch Mord und Blutvergiessen auszuzeichnen. Der tapfere Soldat ist es nicht, der, nach einer Schlacht, Grausamkeiten ausübt, sondern der gemeine Haufe, Troßknechte, Marquetender, die, um ihre schändliche Habsucht zu befriedigen, ihre Hände mit dem Blut derjenigen färben, die das Schicksal ihnen überliefert hat. Sie gleichen jenen feigen Hunden, die ein Thier nicht auf einem freyen Platz anzugreifen wagen, sondern es anfallen und zerreissen, wenn es ausser Stand ist, sich zu vertheidigen.

Der Kaiser Moriz wurde benachrichtigt, daß ein gewisser Phokas ihm nach dem Leben stünde: er fragte sogleich, wer er wäre, wie er dächte und handelte; man sagte ihm: er wäre feig; woraus der Kaiser schloß, daß er grausam und zum Mord geneigt sey; und warum sind alle Tyrannen blutdürstig? deswegen, weil sie ihre Schwachheit fühlen, und ihre Feigheit keine andern Mittel anzuwenden weiß, um sich zu erhalten und ihr Leben zu sichern, als indem sie diejenigen ausrottet, von welchen sie glaubt, etwas zu befürchten zu haben. Cuncta ferit dum cuncta timet, sagt Claudian, (in Eutrop.) L. 1.)

Feigheit verleitet zu den größten Grausamkeiten; die Furcht, vor einer gerechten Rache, macht noch mehrere begehen, und so folgen sie auf einander, um die einen durch die andern zu ersticken.

Von

Von der Rache.

Eine andere Folge dieser Schwachheit ist das ungezähmte Verlangen nach Rache, entweder wegen einer wirklichen Beleidigung, oder wegen einem Wort oder einer Handlung, so dafür angenommen wird; es ist keine Zaghaftigkeit, wenn man sein Leben in Gefahr sezt, um sich wegen einer Beleidigung zu rächen; allein es ist Schwachheit, daß man sich rächen will, und Feigheit, wenn man denjenigen zu tödten sucht, der beleidigt hat. Seinen Feind tödten, der es durch eine Beleidigung gegen uns geworden ist, heißt, sich selbst des Vergnügens berauben, ihn noch lange Zeit seinen Fehler bereuen zu sehen, und sich ihn wieder zum Freund zu machen; ihn tödten, heißt nicht die empfangene Beleidigung rächen, sondern sich aus Furcht vor einer neuen Beleidigung zu dieser Grausamkeit hinreissen lassen; es ist folglich mehr eine Handlung aus Furcht und Feigheit, als aus Tapferkeit und Muth; und sezt mehr Vorsicht, als Muth voran. In diesem Fall tödten, ist also nicht der wahre Zweck der Rache und der Sorge für die Erhaltung unserer Ehre: denn eine Beleidigung rächen wollen, heißt so viel, als nicht den Muth haben, andere auszuhalten, und seinem Feinde selbst seine eigene Schwachheit zu einer Zeit eingestehen, wo man sich das Ansehen geben will, als wenn man ihm seine Ueberlegenheit beweisen wollte. Unsere Väter rächten eine Beleidigung durch eine Herausforderung, und eine Herausforderung durch Schläge, und waren vernünftig genug, zu glauben, daß dies ihrer Ehre nicht nachtheilig wäre, weil, wenn ja einige Schande oder Unehre mit einer Beleidigung verknüpft ist, sie nicht auf den Beleidigten, sondern auf den Beleidiger zurückfallen muß. Sie hatten Muth genug,

um ihren Gegner lebendig nicht zu fürchten; wir aber sind ohne Zweifel so feig und zittern, ihn noch am Leben zu sehen, weil wir ihn zu tödten suchen, und heut zu Tag der unmenschliche Gebrauch herrscht, demjenigen sowohl nach dem Leben zu trachten, den wir beleidigt haben, als den, der uns beleidigt hat.

Die Feigheit war vor einigen Jahrhunderten noch auffallender: denn man verließ sich so wenig auf sich selbst, daß man sich durch einen, zwey auch drey Freunde sekundiren ließ, die unsern Streit, wie ihren eigenen betrachteten; anfänglich lud man sie blos zu dem einzelnen Kampf, als Zeugen ein, daß alles in der Ordnung vor sich gienge; allein in der Folge mischten sich diese Zeugen selbst mit in den Streit, aus Furcht, man mögte ihnen Mangel an Muth und Freundschaft für ihre Freunde Schuld geben, wenn sie bey ihrem Kampf müßige Zuschauer blieben. Ausser der offenbaren Feigheit, daß man sich nicht auf seine eigene Kräfte verließ, um seine vorgebliche verlezte Ehre zu vertheidigen, war es auch ungerecht und niederträchtig, seinen Freund der Gefahr auszusetzen, sein Leben zu verlieren, um das unsrige zu vertheidigen. Eben so viele Feigheit und Unmenschlichkeit herrscht in der Seele jener Haudegen, oder Renommisten, die sich auf ihre mörderische Geschicklichkeit im Fechten verlassen, und ohne Unterschied Freunde und Feinde beleidigen, um Gelegenheit zu haben, ihre Kunst in diesem Fach zu zeigen. Ein Beyspiel wird hinreichend genug seyn, um die Feigheit dieser Art Leute zu beweisen. In dem Alter von funfzehn bis achtzehn Jahren kam der Ritter Folard, der sich nachher in der Kriegswissenschaft hervorgethan, als Lieutenant zu einem Regiment; ein Offizier desselben Regiments hatte sich durch

durch die Ueberwindung, oder besser zu sagen, durch die Ermordung verschiedener seiner Kameraden furchtbar gemacht, die er der Begierde, sich in diesem Fach einen Namen zu machen, aufgeopfert hatte; besonders aber machte er sich an die Neuangekommenen, und beleidigte sie so sehr, daß sie dem Duell nicht ausweichen konnten. Die übrigen Offiziers benachrichtigten den Ritter hiervon; dieser fragte sie aber: ob sie wohl froh wären, wenn er sie von dieser Pest des Menschengeschlechts erlößte? Man kann ihre Antwort leicht errathen; nun gut, sagte der Ritter, ich will euch davon befreyen! Kaum hatte er dies gesagt, als der Renommist dazu kam; man wieß ihn dem Ritter, und er kam wirklich heran, mischte sich in das Gespräch, und leitete es so ein, daß der Ritter ihm widersprechen mußte. Junger Mensch, sagte er hierauf zu ihm, ihr seyd sehr stolz; ich werde euch Lebensart lernen; und ich, antwortete der Ritter, will euch sterben lernen, und gab ihm zugleich eine Ohrfeige. Der Renommist zog sogleich den Degen, um diesen Schimpf zu rächen; allein der Ritter sagte ihm: Nein, mit dergleichen Waffen dürft ihr euren Muth nicht zeigen; ich will mich mit Waffen schlagen, die auf beyden Seiten gleich sind, und ihr seyd ein niederträchtiger Mensch, der die Verachtung und den Spott der ganzen Welt verdient, wenn ihr dasjenige nicht annehmet, was ich euch vorschlage: Wir wollen ein Faß ohne Boden hieher bringen lassen, und beyde zusammen uns hinein stellen, jeder mit einem Dolch bewafnet, und so wollen wir in Gegenwart dieser tapfern Herren mit einander um die Wette kämpfen; der Haudegen fand es nicht für rathsam, diesen Vorschlag anzunehmen, und wurde vom Regiment fortgejagt. Allein eine solche Strafe ist noch zu gelinde, sondern man sollte diese Feinde der Gesell-

schaft und des Menschengeschlechts gänzlich von der Gesellschaft absondern. Die Geschicklichkeit, die List und die Uebung im Fechten, geben eine Ueberlegenheit über die Stärke eines jungen ungeübten Menschen, oder auch über die Tapferkeit eines weniger erfahrnen; welcher Ruhm, oder vielmehr welche Schande ist es nicht für den, der durch bloße Geschicklichkeit gesiegt hat? Derjenige, so sich furchtbar macht, macht sich dadurch gehäßig, und der Ruf eines Renommisten ist in schlechtem Ansehen. Man spare seine Tapferkeit und seinen Muth für die Gelegenheiten, wo die Vertheidigung des Unterdrückten, oder die des Vaterlands es erfordert, und übe sich nicht, um gegen alle Gesetze der Gerechtigkeit, sich unter einander methodisch umzubringen. Plato, indem er von dem Gebrauch spricht, junge Leute in den Waffen zu üben, welches bey uns Fechten genannt wird, sagt, daß er niemals aus diesen Schulen einen großen Kriegsmann hätte entstehen sehen; und die Erfahrung hat uns dies hinlänglich bestätigt.

Von der Eifersucht.

Die Eifersucht ist eine andere Schwachheit, eine andere Krankheit der Seele, die weder dem Körper, noch dem Geist Ruhe läßt, sie beständig tyrannisirt, den Mann und das Weib zu den größten Ausschweifungen verleitet, und sie sogar das Gefühl der Menschlichkeit vergessen macht.

Die Eifersucht und ihr Bruder, der Neid, sind Leidenschaften, so nicht zu entschuldigen sind, und der Vernunft am mehresten widersprechen; erstere ist indessen die gewöhnlichste Leidenschaft bey den mehresten Asiatischen Nationen und den südlichen Bewohnern von Europa,

als Türken, Italiäner, Spanier und Portugiesen. Man hat entweder eine sehr geringe Meynung von sich selbst, oder verheelt sich seine eigenen Mängel, oder man ist von einer übertriebenen Eigenliebe eingenommen, wenn man sich dieser Leidenschaft überläßt, die der- oder demjenigen immer schädlich ist, die sich derselben überlassen; denjenigen gefährlich, so deren Gegenstand sind; die, mit einem Wort, niemalen etwas Gutes, dagegen aber die größten Uebel hervorgebracht hat. Die Eifersucht, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, kann also kein Beweis der Liebe seyn, wie diejenigen behaupten, so mit dieser Krankheit behaftet sind. Ein kluger und verständiger Mann wird sich ihr nie überlassen. Wer hatte wohl mehr Ursache zur Eifersucht, und war weniger eifersüchtig, als Lukullus, Cäsar, Pompejus, Marcus Antonius, Kato und andere? Alles nährt diese Krankheit; sie verderbt und verschlimmert selbst die besten Speisen; die stärksten Beweise von Zuneigung, Wohlwollen und Liebe scheinen einem Eifersüchtigen Fallstricke und betrügerische Masken zu seyn; es ist ein Fieber, eine Art Wuth, welche diejenigen, so damit befallen sind, um so stärker nagt und untergräbt, als sie sich schämen eifersüchtig zu scheinen und gezwungen sind, sich mit dem Vorwand des Wohlwollens zu entschuldigen.

Es giebt noch eine andere Art von Eifersucht, so man die Eifersucht des Standes nennen könnte, und die eben so tadelnswerth ist, als die andere, weil sie den Geist tyrannisirt und den Neid erzeugt; sie ist es, die so viele Verletzungen der geselligen Liebe hervorbringt, so manchen unversöhnlichen Haß erzeugt, und dennoch, wenn sie nur gemäßigt würde, der Grund des Wetteifers und des eifrigsten Bestrebens nach dem Guten seyn könnte. Man ist

ist blos auf diejenigen eifersüchtig, deren höheres Verdienst und Ueberlegenheit man anerkennen muß; andere zu unterdrücken suchen, heißt: seine eigene Schwachheit erkennen, und sich mit Schaam gestehen, daß man ihnen nicht gewachsen ist.

Von dem Zorn.

Wir alle sind Mitglieder der Gesellschaft, und als solche verbunden, die gute Ordnung erhalten zu helfen, von welcher das allgemeine Wohl, die öffentliche Glückseligkeit und das Glück der einzelnen Glieder abhängt. Dies ist der wahre Zweck der Gesetzgeber; wenn man indessen die von Creta und Lacedämon ausnimmt, so haben die übrigen beynah alle, einen der wichtigsten Artikel in dieser Rücksicht vergessen, nämlich die Erziehung der Kinder. In der Meynung vermuthlich, daß die väterliche Liebe die Väter bewegen würde, für diejenigen, denen sie das Leben gegeben haben, alle Sorgfalt zu tragen, so der Name Vater erfordert, um glückliche Menschen und gute Bürger aus ihnen zu machen, haben sie ihnen die Regierung ihrer Weiber und Kinder überlassen, ohne zu bedenken, daß selbst nicht alle Väter nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft handeln und dem Triebe der väterlichen Liebe folgen. Man ist euch verbunden, sagte Juvenal, (Sat. 14.) daß ihr dem Vaterland einen Bürger gegeben habt; allein man wird euch nur in sofern dafür danken, als er durch eure Sorgfalt dem Staat nützlich wird, und die Aecker wird bauen können, so man ihm anvertraut, wie auch in Kriegs- oder Friedenszeiten gleich gute Dienste zu leisten weiß. Sind dies aber die wahren Mittel dazu, wenn man die Erziehung und den Unterricht der Kinder, der Willkühr der mürrischen, eigen-

eigensinnigen, thörichten, auffahrenden und boshaften Väter und Mütter überläßt? Wie oft geschiehet es nicht, daß ihre Unmenschlichkeit die väterliche Liebe erstickt, und diese zarten Körper alsdenn die Schlachtopfer ihrer unbändigen Hitze werden? Ganz wüthend und ausgelassen, mit Feuer und Wuth in den Augen, siehet man sie diese zarten Früchte ihrer Liebe schlagen, verläumden und zu Krüppeln machen, von welchen sie selbst doch so viele Dienste zu erwarten haben; ist dies eine Zurechtweisung? Nein, es ist Rache; man würde einen Richter strafen, der einen Verbrecher aus Zorn oder Rache verdammte; warum straft man nicht einen Vater, eine Mutter, einen Lehrer, die in ihrem Zorn ein Kind ganz unmenschlich züchtigen?

Keine Krankheit der Seele ist gefährlicher, und keine Leidenschaft stört das Urtheil so sehr; sie zeigt uns immer die Fehler und die Beleidigungen größer, als sie sind; man sollte daher einen Bedienten niemals strafen, so lange man im Zorn ist: denn sonst würde die Leidenschaft die Oberhand haben; er würde zu seiner Rechtfertigung die Hitze seines Herrn, die feurigen Augen, die noch ärger funkeln, als die der Gorgonen, anführen, und würde sich nicht für straftbar und mit Recht gezüchtigt halten; er würde alsdenn in dem Fall seyn, die Achtung zu verlieren, und sich eben der Hitze überlassen, die er an seinem Herrn tadelte. Die Härte und Rachgierde mit welcher Cäsar den Tabirius verdammte, machte, daß ihn die Versammlung des Volks, an die er appellirte, lossprach. (Sueton in dem Leben Cäsars.) Gellius erzählt in seinen Attischen Nächten, daß, als ein boshafter und schlechter Bedienter Plutarchs, einen wichtigen Fehler begieng, Plutarch ihn zu geisseln befahl; während daß man dies an ihm vollzog, brummte und beklagte sich der Bediente,

Bediente, daß man ihn ohne Noth übel behandelte, und daß sein Herr sich schämen sollte, gegen seinen Bedienten in Zorn zu gerathen; er, der ein Philosoph seyn wollte, und selbst eine Abhandlung über diese schädliche Leidenschaft geschrieben hätte, um deren gefährliche Folgen zu beweisen und gehäßig zu machen. Du irrest dich, antwortete Plutarch ganz kalt: woran siehest du, daß ich im Zorn bin; zeigt dir mein Gesicht, meine Farbe, meine Stimme und meine Sprache, daß ich zornig bin? habe ich funkelnde Augen, ein feuriges Gesicht und verstörte Augen? ist der Ton meiner Stimme rauh und schreyend? steht mir der Schaum vor dem Mund? zittere ich? wanken mir die Kniee? denn dies sind die wahren Zeichen des Zorns. Hierauf wendete er sich zu dem, der ihn geisselte, und sagte zu ihm: fahrt nur fort, während daß wir beyde uns streiten, wer von uns Recht hat. Plato, der gegen einen seiner Sklaven aufgebracht war, sagte zu Speusippus: übernimm du es, diesen Menschen zu züchtigen: denn ich mag es nicht in der Hitze thun, in die er mich gebracht hat.

Diese Krankheit ist nicht so, wie die andern, die sich durch ihr Gegenmittel heilen lassen: denn Kaltblütigkeit und Sanftmuth reizen sie manchmal noch stärker, diejenigen, so mit hartnäckigen und eigensinnigen Weibern zu thun gehabt, werden bemerkt haben, in welche Wuth sie gerathen, wenn man ihrem Schreyen und Toben nur Stillschweigen und Kälte entgegensezt. Der Redner Celius, sagt Seneca, (de Ira, L. 3. C. 8.) war sehr zum Zorn geneigt; und da er einst mit einem sehr sanften und friedfertigen Menschen in Unterredung war, der ihn gut kannte, so ergriff lezterer die Parthie, alles zu bejahen, was er sagte; Celius wurde über seine Sanftmuth

muth und Gefälligkeit aufgebracht, und sagte zu ihm: bey den Göttern! so widersprich mir doch einmal, damit nur einmal unsere zwey sind.

Wenn man geneigt ist, gegen seine Kinder oder seine Bediente in Hitze und Zorn zu gerathen, so macht man sich bey ihnen verächtlicht Das Geschrey und der Lärm, so man bey jeder Gelegenheit macht, wirkt eben so wenig auf sie, als Wasser auf Wachsleinewand; man flucht und tobt gegen einen Bedienten, der einen bestohlen hat; er aber hört nicht darauf, weil man auf eben diese Art mit ihm verfahren ist, wegen einem unreinen Glas, oder einem unrecht gesezten Stuhl. Wie sollte es einem nicht beyfallen, über ein so unrichtiges Betragen nachzudenken? und dennoch thut man es nicht, weil es einige Mühe kosten würde, und die Trägheit die Lieblingsleidenschaft des Menschen ist.

Schimpfreden und Beleidigungen sind nicht die einzigen Ursachen des Zorns; das Blut erhizt sich und wallt in unsern Adern, je nachdem unsere Sinne von gewissen Gegenständen gerührt werden, deren Anblick uns auffällt und lebhafte Empfindungen erregt, wodurch die Seele in Bewegung geräth.

Man wohne einer grausamen Handlung bey, ohne daß wir selbst einigen Theil daran nehmen, und ohne daß die leidende und wirkende Parthey uns bekannt ist, so werden wir sogleich dadurch in Bewegung gerathen; der Unwille wird sich unserer bemeistern, die Galle sich erhitzen, und der Zorn wird uns die Waffen in die Hand geben, um die unterdrückte Menschheit zu rächen. Ist nun in solchem Fall der Zorn eine Tugend oder eine Schwachheit? Wenn zwey feindliche Armeen gegen einander

ander stehen, so frage man einen Offizier, oder einen Soldaten, welchen Antheil er an der Aktion nimmt, die vor sich gehen wird, so wird er antworten: den Antheil des Beyspiels und des Gehorsams gegen die Befehle meines Fürsten; übrigens habe ich keinen Vortheil dabey: denn was den Ruhm betrifft, so weiß ich wohl, daß ein einzelner Mensch, wie ich, keinen großen Anspruch darauf machen darf; ich habe hier weder eine Leidenschaft zu befriedigen, noch einen eigenen Streit auszumachen, noch eine Beleidigung zu rächen; ihr werdet euch also mit sehr kaltem Blut schlagen? Ja! wird er antworten; allein man betrachte ihn einen Augenblick nachher, wenn der Glanz der Waffen seine Augen geblendet, das Getöse der Trommel, das Feuer des kleinen Gewehrs, und der Donner der Kanonen seine Ohren betäubt hat; alsdenn wird er ganz Feuer seyn, das Blut wird in seinen Adern kochen, die Augen funkeln; er wird ganz ausgelassen seyn, und sich wüthend mitten unter diejenigen stürzen, die ihn nicht beleidigt haben, und sie, wie seine grausamsten Feinde behandeln. Dies, wird man mir sagen, ist eine sehr unbedeutende Ursache des Zorns; allein es bedarf nicht einmal einer Ursache, um unsere Seele in Bewegung zu bringen; ein Traum ohne Wahrscheinlichkeit, ohne Gegenstand, kann sie in Unruhe setzen. Man baue, wie das Sprüchwort sagt, Luftschlösser, so zeigt einem die Einbildungskraft Bequemlichkeiten und Vergnügungen darinnen, die unserer Seele angenehm sind und sie erfreuen. Wie sinnreich sind wir nicht, uns Hirngespinnste und leere Schatten zu bilden, die uns in Zorn und Traurigkeit versetzen, und die Seele und den Körper angreifen. Cambyses läßt seinen Bruder tödten, weil er geträumet hat, daß dieser Bruder, den er sehr liebte, König von Persien würde. Das Geheul

eines

eines Hundes bringt den Aristodemus zu dem Entschluß, sich umzubringen, weil er es für ein böses Anzeigen hält; Midas geräth in Unruhe, wegen einem Traum und tödtet sich selbst. (Plutarchs Abhandlung vom Aberglauben.) Welche Thorheit! ist wohl, ausser dem Menschen, in der ganzen Natur ein Wesen, so sich mit Hirngespinnsten quält, und auf welches die Schreckenbilder der Einbildungskraft so viele Wirkung haben? Und wie? unser Körper ist allen Uebeln unterworfen, Kummer und Verdruß belagern unsere Seele; kaum geniessen wir ein einziges Vergnügen, so nicht mit Verdruß vermischt wäre, und unser Geist ist noch so sinnreich, uns zu quälen? Wo bleibt denn jene so gerühmte und gepriesene menschliche Weisheit? ist sie nicht vielmehr eine wahre Thorheit, weil sie so dummer unbesonnener Weise sinnreich ist, um das Vergnügen und die Wollust zu vermindern, und deren Süßigkeit zu vergiften, welche doch die Erhaltung unsers Daseyns und unser Glück befördern sollten.

Das Sonderbarste und Unbegreiflichste in diesem thörichten Betragen des Menschen ist dies, daß es seinen Grund in dem Verlangen selbst hat, sein Daseyn zu erhalten, und sich das Glück zu verschaffen, nach welchem er unaufhörlich seufzt; er irrt blos in den Mitteln und die dahin führen. Statt sich gegen die Eindrücke der Furcht zu stählen, misbraucht er das Sprüchwort, welches sagt: Vorsicht sey die Mutter der Sicherheit, und fürchtet sich nicht allein vor den Gefahren, die seinem Leben drohen, sondern seine Einbildungskraft schaft ihm neue Hirngespinnste, die er für wahr und gegenwärtig hält und die er fliehen sollte. Sollte er nicht vielmehr glauben, daß die Furcht ein wahres Uebel, eine Schwachheit der Seele und eine Leidenschaft sey, die das Urtheil

verwirrt, und die Gegenstände ganz anders zeigt, als sie sind; eine Krankheit, die uns alles zum Ekel macht, was sich unsern Augen darstellt, die uns sogar die Hofnung, das einzige Hülfsmittel der Unglücklichen raubt; uns nagt, und die Seele und den Körper untergräbt; die endlich das erste Mittel ist, unser Daseyn zu zerstören, statt es zu erhalten, und uns von unserm Glück zu entfernen, statt uns dahin zu führen?

Wenn Hirngespinnste, die man eher Wesen der Unvernunft, als Wesen der Vernunft nennen könnte, schon die Seele so sehr bewegen und sie aus ihrer Lage bringen können: wie darf man sich wundern, wenn ein cholerischer Mensch die geringste Sache hoch aufnimmt, über Kleinigkeiten sich ärgert, streitet und zankt, wegen einem misverstandenen Wort in Hitze geräth, und auf solche Art Unruhe und Verwirrung in die Gesellschaft bringt? Dies ist eine Schwachheit, welche ihren Grund in dem Verlangen nach seiner eigenen Erhaltung hat; allein die Folgen dieser Krankheit der Seele sind Wirkungen dessen, daß man die Mittel dazu nicht zu vereinigen weiß, und zeugen von einem Mangel des Urtheils in der Wahl derselben.

Von der Unbeständigkeit.

Nichts ist beständig in der Welt, als das Weltall selbst im Ganzen betrachtet, nicht aber in seinen Theilen; die Unordnungen, welche dem Schein nach, unter den leztern herrschen, machen die Ordnung des erstern aus. Alles verändert sich, entweder in Ansehung des Orts, oder der Beschaffenheit; warum sollte der Mensch, den man die kleine Welt nennt, seine Natur allein verleugnen, und das Vorrecht haben, immer derselbe zu bleiben?

ben? Nein; er hat dies Vorrecht nicht; im Gegentheil ist er das Veränderlichste unter allen Wesen. Die Veränderungen, so in der Natur vorgehen, befördern die Ordnung, die darinnen herrscht; aber die, so in dem Menschen vorgehen, sind nur in sofern in der Ordnung, als sie sich auf das Ganze, dessen Theil er ausmacht, und auf die Beschaffenheit des Menschen beziehen; dessen Natur erfordert, nicht zwey Augenblicke nach einander in einerley Zustand zu bleiben. Die innige Verbindung, so zwischen der Seele und dem Körper des Menschen statt findet, und ihre gegenwärtige Abhängigkeit unterwirft die Seele den Veränderungen des Körpers. Daher entstehet die Unbeständigkeit seiner Gedanken, seiner Erkänntniß, seines Urtheils, seines Verlangens und seiner Handlungen; daher auch die Veränderlichkeit seines Geschmacks, seiner Neigungen und seiner Leidenschaften, die ihn tyrannisiren, und die Plage derjenigen sind, mit welchen er in Gesellschaft lebt.

Man betrachtet folglich die Abwechslung, oder vielmehr diese auf einander folgende Veränderung der Denkung- und Handlungsart, als einen Fehler, einen Mangel und eine Schwachheit der Seele, und hierinne hat man nicht Unrecht, wenn man es in Beziehung auf die Gesellschaft nimmt, denn sie leidet darunter; betrachtet man es aber in Beziehung auf den Menschen, oder die Person selbst, so ist sie eher zu bedauern, als zu tadeln: denn es ist ungerecht, dasjenige an andern zu verdammen, was nicht in ihrer Gewalt stehet, abzuändern, und was wir selbst an uns haben. Blos das Mehr oder Wenigere unterscheidet uns von einander: denn hierinne sind wir alle krank; allein vermuthlich verblendet uns die Eigenliebe, und wir fühlen unser Uebel nicht, wenn wir es an andern tadeln.

Das, was wir Beständigkeit genannt haben, ist im eigentlichsten Verstand nur eine für uns beynah unmerkliche Unbeständigkeit, weil sie nicht zu einem so merklichen Grad gestiegen ist, daß sie uns unangenehm seyn könnte; alsdenn wird diese geringere Unbeständigkeit für uns eine Tugend; ist sie aber merklicher, so wird sie zum Fehler.

Wir wollen jeder ihre Benennung lassen, und mit Seneka (Ep. 20.) nachsehen, was wir Klugheit nennen; diese bestehet darinnen, daß man immer dasselbe will, wenn man nämlich dasjenige will, was recht ist: denn es ist unmöglich, daß dieselbe Sache uns beständig gefallen könne, wenn sie nicht mit der Richtigkeit und Ordnung übereinstimmt, und wirklich alles an sich hat, um uns zu gefallen; man ist klug, wenn man sich immer weigert, sich an eine Sache zu hängen, die uns immer misfällt. Die Unbeständigkeit bestehet also darinnen, daß man seine Gedanken, Verlangen, Geschmack und Willen über Dinge zu oft verändert, deren Güte und Schönheit die andern so sehr rühren würde, daß sie sich beständig daran halten würden; daher sagt man von den Leuten: sie hätten einen schlechten Geschmack, und folglich sey die Unbeständigkeit eine Krankheit der Seele. Allein wenn man seine Meynung und Zuneigung gegen eine bessere verwechselt, und das weniger Vollkommene verläßt, um sich an dasjenige zu halten, was der Vollkommenheit näher kommt, so ist diese Unbeständigkeit keine Krankheit der Seele, sondern ein Zeichen eines richtigern und scharfsichtigern Urtheils.

Man sollte glauben, Seneka habe durch diese Beschreibung der Klugheit eigentlich die Beständigkeit beschreiben wollen, und wollte damit sagen, daß man nicht

klug

klug seyn könne, wenn man unbeständig ist, und daß folglich die Unbeständigkeit ein Fehler sey. Hievon wird man noch besser überzeugt werden, wenn man mit gewissen Personen umgehet, deren Geist sich an gar nichts heften kann, deren Wille gleich einem Wetterhahn ist, der sich wendet und drehet, wohin ihn der Wind der Gelegenheit nur treibt; die, wie Horaz (Ep. L. 1. Ep. 1.) sagt, verachten, was sie heftig wünschten, eben so heftig dasjenige wieder ergreifen, was sie eben verlassen haben, immer ungewiß in einem völligen Widerspruch mit sich selbst stehen, und das Spiel des Willens der andern sind. Unentschlossen, ungewiß über das, was man ihnen vorschlägt, verhindert sie ihre Unbestimmtheit, die günstigen Gelegenheiten zu ergreifen, die vorüberfliehen, und schaden sich also selbst und andern.

Eine solche Unentschlossenheit konnte man jenem Mädchen nicht Schuld geben, von dem Montaigne im ersten Kap. des 2ten Buchs seiner Versuche spricht: Ein Soldat, der in ihrem Haus wohnte, ersuchte sie, durch Bitten und Geschenke, seine Wünsche zu befriedigen; aus Furcht, sagte sie, daß er Gewalt brauchen möchte, stürzte sie sich aus einem Fenster herunter; da sie aber so glücklich war, nicht todt zu fallen, so entschloß sie sich, sich mit einem Messer die Kehle abzuschneiden, und hatte sich schon verwundet, als man ihr das Messer entriß. Vermuthlich bereuete sie es nachher, und die Unbeständigkeit machte, daß sie ihre Meynung änderte: denn sagte Montaigne: ich weiß, daß sie vorher und nachher eben nicht die sprödeste gewesen ist.

Es ist freylich wahr, daß wir nur selten für unsere Beständigkeit haften können: denn gewöhnlich bestimmen uns die Umstände. Zorn, Nothwendigkeit, Wein, Beyspiel und Gesellschaft machen einen Zaghaften zu

einem Tapfern, und eine Uebelkeit, eine schwache Gesundheit macht den Tapfern zu einem Feigen. Wenn der Körper krank ist, so wird die Seele schwerfällig und geschwächt; wenn man einerley Person unter verschiedenen Umständen siehet, so findet man oft nicht mehr denselben Menschen, und man ist geneigt zu glauben, er habe zwey Seelen und zwey Körper, so verschieden ist er von sich selbst.

Eine Seele, so der Unbeständigkeit ergeben ist, weiß die entgegengesezten Dinge mit einander zu reimen und alle Widersprüche zu vereinigen; bescheiden und stolz, sanft und hoffärtig, keusch und geil, schwatzhaft und zurückhaltend, träge und arbeitsam; sinnreich und stumpf, lustig und verdrossen, wahrhaft und lügenhaft, freygebig und geizig, Verschwender u. s. w. alles dieses ist der Unbeständige, je nach den Umständen, in denen er sich befindet, weil er keine Festigkeit hat, und seine Seele, schwach, biegsam und immer bereit ist, sich nach den Gegenständen zn richten. Man darf also den Menschen nicht nach einer einzelnen Handlung beurtheilen, weil er sich eine Viertelstunde nachher widerspricht, sondern man muß ihm folgen, und in seinem Lebenswandel nachsehen, ob er standhaft zum Laster oder zur Tugend geneigt sey. Der Unbeständige, so wie der Beständige, widersprechen sich selten; man lasse den Wind erst zur Rechten, nachher zur Linken wehen, so wird der Unbeständige allen dessen Richtungen folgen; der feste und standhafte Mann hingegen wird sich nur selten darnach richten; er wird seinen Weg fortsetzen, weil er einen Zweck hat; der Unbeständige aber weder Zweck noch Bestimmung kennt. Wenn er aber auch gleich einen Zweck hätte, so ist er beständig unentschlossen und ungewiß in der Wahl der

Mittel,

Mittel, die dazu führen. Es ist keine Kleinigkeit, immer eine einzige Rolle zu spielen; auch siehet man leicht ein, daß eben so viele Verschiedenheit zwischen uns selbst statt findet, als zwischen uns und andern. Ja, die Unbeständigkeit ist eine Schwachheit und Krankheit der Seele; allein diese Schwachheit ist der menschlichen Natur ganz eigen, und hängt von der Schwäche der Beschaffenheit des Körpers ab, mit dem die Seele vereinigt und gleichsam ihm unterworfen ist. Hieraus entstehet, vorzüglich vor allen andern Ursachen, die gewöhnliche Unbeständigkeit des weiblichen Geschlechts; man gebe ihnen weniger zarte Fibern, welche gegen die vorübergehenden Eindrücke nicht so empfänglich sind, so werden die Weiber eben so beständig seyn, als die Männer: denn die leztern haben die Festigkeit ihrer Entschlüsse, die Richtigkeit ihres Urtheils, und wenn ich so reden darf, die Hartnäckigkeit ihrer Meynungen keiner größern Erhabenheit der Seele zu danken, sondern ihrer stärkern Leibesbeschaffenheit und ihren weniger biegsamen Fibern. Die Seele der Weiber ist von derselben Art, wie die der Männer; allein sie ist einem verschiedenen Körper unterworfen; es würde daher ein großes Verdienst bey ihnen seyn, wenn sie weniger Launen, weniger Schwachheiten und weniger Grillen hätten, (lauter Fehler, die wir ihnen ungerechter Weise zum Vorwurf machen,) und mehr Standhaftigkeit und Festigkeit in ihrem Geschmack und ihren Meynungen zeigten. Man schaffe sie um, bringe sie in dieselbe Form und gebe ihnen eine den Männern ähnliche Beschaffenheit; und man wird nicht mehr so viel Stof zu Vorwürfen finden, als nur in Rücksicht der Fehler, mit denen der Mann selbst nur zu sehr behaftet ist.

Wir haben unsere Mängel und die Frauenzimmer die ihrigen, und es findet weiter kein Unterschied zwischen

ihnen und uns statt, als der des Mehr oder Wenigern; wir werfen ihnen, vorzüglich in der Liebe, ihre Unbeständigkeit vor; und ich weiß nicht, ob wir dies mit Grund thun können: denn wir sind selbst weit öfterer in dem Fall, diesen Vorwurf zu verdienen. Laßt uns unser Herz, unsere Augen, unsere Empfindungen und unsern Verstand untersuchen: sind wir wohl immer gegen die Eindrücke auf der Hut, so schöne Frauenzimmer, die wir antreffen, auf uns machen? würden wir ihnen nicht den Vorzug für derjenigen geben, der wir hundertmal Beständigkeit geschworen haben, wenn wir überzeugt wären, daß sie die Erklärung, so wir ihnen zu machen wünschen, günstig aufnehmen werden? und wenn sie auch unbeständig sind: müssen wir uns nicht selbst die Schuld davon zurechnen? wir sind unaufhörlich beschäftigt, ihnen Fallstricke zu legen, und sie auf eine Art zu verfolgen, welche ganz dazu gemacht ist, sie darinne zu fangen; welche Mannsperson würde sich nicht darinne fangen lassen, wenn sie eben so listig und lebhaft verfolgt würde? Die Thaten der größten Helden sind um nichts schätzbarer, als die eines jungen und schönen Frauenzimmers, die fest widersteht, und die Treue, so sie euch angelobt hat, unverbrüchlich hält, ohnerachtet der vielfältigen Angriffe und Bestürmungen, so andere gegen sie gewagt haben. Ein schönes Frauenzimmer, so in der Weichlichkeit und dem Müßiggang genährt, nach jetzigem Geschmack erzogen und in die Welt eingeführt worden, wo sie so viele Beyspiele vor Augen siehet, die der Beständigkeit widersprechen, und die unaufhörlich den Verfolgungen von unserer Seite ausgesezt, und übrigens, vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit, schwach ist; wie sollte diese nicht erliegen? wir wiegen die guten Eigenschaften und die Mängel des weiblichen Geschlechts

mit der Waage unsers Vortheils ab, und so neigt sich die Schaale immer auf unsere Seite; wenn man nun alles dies wohl überlegt, so muß man die Beständigkeit für eine unbequemere und drückende Last für ein Frauenzimmer halten, als für einen Mann ein schlechtgemachter und schwerer Harnisch seyn würde, wenn man von ihm verlangte, daß er ihn immer tragen sollte. Aufrichtig gesprochen: ist es wohl gerecht und vernünftig von denjenigen gehandelt, welche von den Frauenzimmern verlangen, daß sie diejenigen fliehen, verachten und verabscheuen sollen, von denen sie geliebt werden, die sie anbeten und es ihnen sagen? Kann man sie wohl zwingen, sie zu hassen, weil sie von ihnen geliebt werden? Dies hieße um so ungerechter und grausamer gehandelt, da die Natur selbst einem solchen Betragen widerspricht; es wäre ein Joch, so die Eifersucht auflegt, welches die unruhigste, unbesonnenste und eitelste Krankheit ist, so die Seele des Menschen quält; auch beschweren sich die Frauenzimmer mit Recht über die strengen Gesetze, so ihnen die Mannspersonen, ohne ihre Meynung zu erwarten und sie um Rath zu fragen, auferlegt haben. Es ist sonderbar, daß der Mensch die Zuneigung und Abneigung mit einander zu vereinigen weiß; die beyden Geschlechter sind von Natur geneigt, einander aufzusuchen, sich zu lieben und sich zu vereinigen, um mit einander zu leben, und ihr beyderseitiges Glück zu befördern, und leben doch nur selten ohne Streit mit einander; man vereinigt sich, weil man sich liebt, und haßt sich, weil man vereinigt ist, welches doch ein Grund mehr seyn sollte, um sich zu lieben. Man beträgt sich gegenseitig nicht nach den Gesetzen, so die Natur zur Erhaltung der Einigkeit vorgeschrieben hat, welche in dieser Verbindung herrschen und deren Stütze und Erhaltung seyn sollten,

 sondern

sondern nach den harten und gewaltsamen Gesetzen, so wir dem andern Geschlecht auferlegt haben; welche Gesetze die Ungerechtigkeit erdacht, und die, zu erfüllen, ihnen beynah unmöglich fällt; Gesetze, denen wir uns für unser Theil wohl zu entziehen wissen, und in welchen man keine Rücksicht, weder auf ihre Schwachheit, noch auf ihre Neigungen, genommen hat; Gesetze, welche der gewöhnlichen einmal angenommenen, gebilligten und von den Mannspersonen anbefohlnen Erziehung widersprechen; Gesetze endlich, welche der gesunden Vernunft und der Klugheit zuwider laufen, weil sie dem Betragen der Mannspersonen gegen die Frauenzimmer, welche sie beständig verfolgen, um sie zu Falle zu bringen, gerade zu widersprechen. Kann man wohl vernunftwidriger handeln, als daß man den Schwächern zwingen will, dem Stärkern zu widerstehen? und kann man wohl ungerechter seyn, als wenn man den Schwächern dafür bestraft, daß er nicht gesiegt hat? Allein was entstehet daraus? Man zwingt das weibliche Geschlecht, sich zu verstellen, und in ihren Reden, Betragen und öffentlichen Handlungen, sich anders zu zeigen, als sie sind, um dem Gesetz auszuweichen und es ingeheim zu übertreten; dies ist ein Umweg, der, durch eine falsche Thüre, zur Wahrheit führt.

Das weibliche Geschlecht ist von Jugend auf geneigt, sich gegen dies Gesetz aufzulehnen.

Voyez cette beauté sous les yeux de sa Mere.
Elle apprend en naissant l'art dangereux de plaire,
Et d'irriter en nous de funestes penchants?
Son Enfance prévient le tems d'être coupable:
Le vice trop aimable
Instruit ses premiers ans.

Voltaire Uebers. der 6ten Ode des 3n Buchs aus dem Horaz.

Es

Es scheint auch, als wenn die Frau de la Suze dieses Gesetz nicht billigt, wenn sie in ihrer Uebersetzung des Pastor Fido von Guarini sagt:

La Nature est barbare & trop cruelle en soi,
Qui nous donne un penchant que condamne la Loi,
Ou cette Loi du moins est une Loi trop dure,
Qui condamne un penchant, que nous donne la Nature.

Eben so ungerecht ist es, die Unbeständigkeit zu verdammen, ob sie gleich ein Fehler oder Krankheit der Seele ist: denn wenn man die Sache genau untersucht, so scheint diese Krankheit mehr von dem Körper, als von der Seele herzurühren, und muß, nach meiner Meynung, der veränderten Beschaffenheit unserer Organen zugeschrieben werden. Es ist bereits gesagt worden, alles verändert sich in der Natur, und unsere Beschaffenheit verändert sich so, wie die der übrigen Wesen; wir betrachten die Gegenstände nicht zu einer Zeit, wie zur andern: denn eine kleine Veränderung in den Gesichtsorganen macht, daß uns etwas schön scheint, was wir vorher für häßlich hielten: werden die Organen des Geschmacks verändert, so scheint uns das Bittere süß, und trifft diese Veränderung die des Gehörs, so macht uns die schönste Musik Langeweile, und wird unerträglich. Es ist daher ganz natürlich, daß dasjenige, was uns gefiel, uns endlich misfallen muß, und daß wir einen Gegenstand, der uns eben misfällt, verlassen, um einem andern den Vorzug zu geben, der uns besser gefällt. Dies ist ein neuer Beweis, daß die Seele dem Körper unterworfen ist, und sich nach den Eindrücken der Sinne richtet: denn wenn sie sich in den Wirkungen des Verstandes und

den Bewegungen des Willens, nicht nach den Sinnen richtete, so würde sie, sobald sie die liebenswürdigen und schätzbaren Eigenschaften, so sie an einem Gegenstand reizen, erkannt hätte, ihm diese Zuneigung und Wohlwollen niemals wieder entziehen: denn öfters verändert sich der Gegenstand nicht, sondern wir selbst, indem es manchmal geschieht, daß man das größere Verdienst für das kleinere verläßt, und dem weniger Schönen den Vorzug vor dem wahren Schönen giebt.

Die Erblickung eines Gegenstandes, so unsere Sinnen schmeichelt, rührt uns, und reißt uns hin; allein ist dieser Gegenstand zu glänzend, so blendet er unsere Augen, wenn sie lange darauf verweilen; vermindert sich hingegen dieser Glanz, und ermüdet das Auge nicht mehr, so gefällt er uns länger, und man fährt fort, ihn zu lieben; wenn aber einmal die Gewohnheit, ihn zu sehen, das Lebhafte des angenehmen Eindrucks, so er auf uns machte, geschwächt hat, so entstehet die Sättigung; die Neigung, so man zu ihm hatte, fängt an zu erkalten, und endigt sich mit dem Ueberdruß, und so verschwindet die Beständigkeit. Zeigt sich aber in diesem Zustand des Ueberdrusses, durch welchen unsere Organen verändert worden sind, unsern Augen ein selbst minder schöner Gegenstand, so werden wir dadurch angenehm gerührt, und man darf sich nicht wundern, daß wir alsdenn dem leztern den Vorzug geben: denn wir werden durch den gegenwärtigen Zustand unsers Wesens gleichsam dazu gezwungen. Die Erfahrung lehrt, daß junge Leute und Frauenzimmer der Unbeständigkeit mehr ergeben sind, als erwachsene Menschen; und dies ist eine Folge ihrer Beschaffenheit, welche sich nach und nach verändert, bis sie den Grad der Vollkommenheit erlangt hat, dessen sie

fähig

fähig ist; bey Frauenzimmern ist die Unbeständigkeit eine Folge der Zartheit ihrer Fibern, und der Schwachheit ihrer Leibesbeschaffenheit.

Dem allem ohngeachtet bleibt die Beständigkeit immer eine lobenswürdige Eigenschaft; wir lieben die Personen, auf deren Festigkeit und Beständigkeit wir uns glauben, verlassen zu können; aus eben dieser Ursache misfällt uns die Kleinmuth, Unbeständigkeit und Schwachheit, und wir wünschen nur mit solchen Menschen umzugehen, denen wir einen festen Karakter zutrauen, wodurch sie den vorübergehenden Eindrücken und den augenblicklichen Reizungen eines glänzenden Gegenstandes widerstehen können. Selbst die Frauenzimmer hassen die Unbeständigen, vielleicht, weil sie ihnen zu sehr ähnlich sind; mehr aber deswegen, weil die Veränderlichkeit gegen sie, ihre Eigenliebe und Eitelkeit beleidigt; sie verachten die Feigen, weil sie ihre eigene Schwachheit kennen, und einen Beschützer nöthig haben. Diese Meynung ist allen Frauenzimmern eigen; selbst den Amerikanischen Wilden, wo die Mädchen nur diejenigen jungen Mannspersonen heyrathen wollen, die im Krieg gegen ihre Feinde Muth und Tapferkeit bewiesen haben. Die mehresten Frauenzimmer ziehen einen häßlichen und übelgewachsenen Menschen, einem schönen vor. Ich fragte einst ein sehr kluges und verständiges Frauenzimmer um die Ursache davon, und erhielt zur Antwort: Wenn es darauf ankommt, öffentlich unserer Eitelkeit zu schmeicheln, unserm guten Geschmack und die Macht unserer Reize zu zeigen, so ziehen wir, aus Eitelkeit, einen schönen Mann einem häßlichern vor; allein das Herz hat hieran nur wenig Antheil. Will man aber einen wahren Anbeter haben, so erhält der lezere den Vorzug, und zwar aus folgenden

genden Gründen: Ein schöner Mann ist gemeiniglich eitel und unbeständig; seine Unbeständigkeit beleidigt unsere Eitelkeit; er glaubt, er habe alles seiner schönen Figur zu danken, macht sich rar, und spielt den kleinen Tyrannen; seine Art, zu denken und zu handeln, wird uns unausstehlich, unsere Eigenliebe empört sich, und da wir von Natur gerne herrschen, so wählen wir zu unserm wahren Anbeter einen Menschen, der uns alles zu danken hat, und der folglich unser Sklav, nicht aber unser Herr wird.

Man siehet sehr leicht ein, daß Eigenliebe, persönlicher Eigennutz und Liebe zu sich selbst, der wahre Grund aller dieser Seelenkrankheiten ist, welche das Glück des Menschen, in Beziehung auf sich selbst, sowohl, als auf die Gesellschaft stören: denn der wahre Eigennutz eines vernünftigen und rechtschaffenen Mannes besteht darinnen, daß er sich bey seinen Nebenmenschen Achtung und Liebe erwirbt; dagegen die misverstandene Selbstliebe, nur Verachtung und Abscheu bey vernünftigen Personen hervorbringt. Misverstandener Eigennutz oder Selbstliebe besteht in dem Begriff von Wohlseyn oder Vortheil, den wir mit Vergnügungen oder Gegenständen verbinden, so unserm Glück zuwider sind; er ist die Quelle aller Irrthümer und Thorheiten der Menschen, die, aus Mangel an Erfahrung, Ueberlegung und Urtheil, öfters ihren wahren Vortheil, und die Mittel, ihn zu befördern, verkennen, und blos ihren Leidenschaften folgen, so aus der Unwissenheit, dem Vorurtheil und einer verwirrten Einbildungskraft entstehen. Das wahre Interesse des Menschen ist die Liebe zur Tugend und ihre Ausübung, weil, ausser ihr, kein wahres Glück auf Erden zu finden ist.

Die misverstandene Selbstliebe ist eigentlich ein ungeselliger Egoismus; allein, recht verstanden, ist sie

das

das standhafte Verlangen, sein Daseyn zu erhalten und sich glücklich zu machen. Man kann mit dem Verfasser der Morale universelle (Sect. 1. C. 6.) sagen, daß wenn man einen Menschen tadelt, daß er sich selbst liebt, es so viel heißt, als ihn tadeln, daß er Mensch ist; und behaupten, daß diese Neigung eine Folge seiner verdorbenen Natur sey, heißt eben so viel, als behaupten, daß eine vollkommenere Natur, ihn seine eigene Erhaltung und sein Wohlseyn vernachläßigen macht; und sagen, daß dieser Grundsatz der menschlichen Handlungen niedrig und unedel sey, heißt so viel, als wenn man sagte, es sey niedrig und unedel, Mensch zu seyn. Man vernichtet dadurch das erste Naturgesetz, welches das Gesetz Gottes ist: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, woraus das folgende entstehet: **Thue einem andern dasjenige nicht, was du nicht wünschest, daß es dir gethan würde:** denn man muß nothwendig zuerst sich selbst lieben, um den Grad und das Maas der Neigung zu kennen, die man für seinen Nebenmenschen haben muß.

Hieraus erhellt der Irrthum jener strengen Moralisten, welche ihre Gebote übertreiben, und es zu einer Pflicht, und zu einem Gebot Gottes machen, daß man der Selbstliebe entsagen müsse, und zwar so sehr, daß man nach und nach sein Daseyn zerstöre und sich selbst hasse: denn wenn die Selbstliebe das Maas der Nächstenliebe ist, und der Mensch sich selbst haßt, und an seiner Zerstörung arbeitet, so muß er nothwendig auch seine Nebenmenschen hassen, und sie zu zerstören trachten. Die wahre Selbstverleugnung besteht darinnen, daß man seine Leidenschaften mäßige, wenn ihr Feuer und ihre Heftigkeit uns zu Ausschweifungen verleiten könnte, welche uns und der Gesellschaft schädlich werden könnten; sie beste-

bestehet darinnen, daß man sie zähmt, und in den vorgeschriebenen Schranken hält, damit sie zu Tugenden werden, statt daß sie bey Ueberschreitung dieser Gränzen in Laster ausarten. So unaufgeklärt man immer seyn mag, so siehet man doch leicht ein, daß das Leben ein Pfand ist, welches der Urheber desselben uns anvertraut hat, und daß es eine unserer wichtigsten Pflichten sey, es nach Möglichkeit zu erhalten, statt es zu zerstören; sich nicht selbst lieben, heißt, den Absichten des Schöpfers gerade zu entgegen arbeiten, weil der Mensch nicht lange leben würde, wenn er diese Liebe aus den Augen sezte. So lange er gesunde und gute Organen hat, kann er sich nicht hassen, und nur eine Verschlimmerung der Gesundheit des Körpers und der Seele kann einen Menschen bewegen, entweder auf einmal, oder allmählich, Hand an sich selbst zu legen.

Ein Unbesonnener, der sich nicht von der Vernunft leiten läßt, und nur dem Antrieb seiner Leidenschaften blind folgt, ist weder ein vernünftiges, noch ein geselliges, noch ein kluges Wesen: denn ein vernünftiger Mensch weiß, daß die Leidenschaften natürliche Folgen der Organisation der Menschen und der Begriffe von Glück sind, so sie sich entweder selbst machen, oder die ihnen eingeprägt worden; er weiß auch, daß er sich richtige Begriffe davon machen und die nöthigen Maasregeln ergreifen müsse, die ihn dazu führen; ein vernünftiges Wesen unterscheidet das Wahre vom Falschen, das Nützliche vom Schädlichen, und zähmt seine Begierden; kann man wohl einige Moralisten unter diese Zahl rechnen, welche, aus Mangel der Kenntniß des Menschen und dessen, was er soll und kann, ihm eine völlige Feindschaft gegen alle Vergnügungen vorschreiben, und ihm sogar befehlen, sie zu hassen und zu fliehen? Solche

harte

harte Grundsätze, die der Vernunft so sehr zuwider sind, machen den Menschen zu einem Menschenfeind, der sich selbst und seine Nebenmenschen haßt, während daß das wesentlichste Gebot darinne besteht, sich selbst zu lieben, seinen Nächsten zu lieben und sein Glück zu befördern, keineswegs aber, ihm den Krieg anzukündigen.

Nur gegen Begierden und Vergnügungen, deren Folgen uns selbst und der Gesellschaft schädlich werden können, müssen wir auf unserer Hut seyn, und sind venbunden, alle ungerechten und strafbaren Leidenschaften unaufhörlich zu bestreiten; allein es giebt Begierden, Vergnügungen und Leidenschaften, die nicht von dieser Art sind, und mit welchen die Tugend zum Glück des Menschen beständig übereinstimmt. Man darf also die Liebe, so jeder Mensch zu sich selbst trägt, nicht so sehr tadeln: denn dies Gefühl ist dem Menschen so sehr natürlich, daß es sich, ohne daß er es selbst bemerkt, in alle seine Handlungen einmischt; ausserdem ist es zu seiner eigenen Erhaltung, und zu seinem und der andern Nutzen nothwendig. Ein Mensch, der aufhören würde, sich zu lieben, wäre ein Kranker, ein Thor, der weder an seinem eigenen, noch an dem Glück der andern Antheil nimmt; dies wäre eine wahre Krankheit der Seele, welche den Menschen zum Feind seiner selbst und der Gesellschaft umwendet, und den Absichten seines Schöpfers widerspricht: denn man darf sich nur nicht blenden lassen, so sieht man, daß der Einsame und der Anachoret, bey ihrem Haß gegen die Welt und ihre Vergnügungen, einen weit lebhaftern Eigennutz haben: nämlich eine übertriebene Liebe zu sich selbst: denn ihr Haß gründet sich blos auf die Hofnung, daß die Beraubung der vorübergehenden Vergnügungen, ihnen eine dauerhafte Glückseligkeit verschaf-

sen wird; folglich lieben sie sich selbst, indem sie sich für eine Zeitlang unglücklich machen.

Derjenige aber, bey dem die Selbstliebe alle Neigung gegen andere erstickt, ist ein ungeselliges, unverständiges Wesen, welches nicht einsieht, daß sein Glück von denjenigen abhängt, mit denen er in Gesellschaft lebt. Alle unsere blinden Leidenschaften, unsere Laster, unser misverstandener Eigennutz, unsere Fehler, sondern uns von der Gesellschaft ab, weil sie unsere Nebenmenschen gegen uns aufbringen und sie zu unsern Feinden machen. Alle schlechte Menschen leben gleichsam einsam, weil man sie verabscheuet und sie von andern absondert; und so erhellt aus allem diesem, daß man sein Glück nur dadurch befördern kann, indem man an demjenigen der andern arbeitet.

Von der Fühllosigkeit.

Das Moralsystem der Stoiker konnte, meiner Meynung nach, nur von einem kranken Kopf und einer kraftlosen und unthätigen Seele erfunden werden, die, unter dem Vorwand der Vollkommenheit, aus einem vernünftigen Menschen von Fleisch, eine bewegbare steinerne Bildsäule machen wollte, die gegen alles gleichgültig und fühllos ist. Der wahre stoische Philosoph, der weder der Liebe, noch des Hasses, weder der Furcht noch der Hofnung, weder des Vergnügens, noch des Schmerzes fähig ist, würde eine unbewegliche Masse seyn, ja vielleicht nicht einmal denken, weil das Denken das Wesen und das Leben der Seele ist, und folglich die Seele ein bloser Spiegel seyn würde, der die Eindrücke annimmt, aber keine eigene Wirksamkeit hat. Was soll man sich von einer Gesellschaft Menschen für einen Begriff

griff machen, die gleich fühllos gegen Strafen und Belohnungen, gegen Reichthum und Armuth, gegen Ehre und Schande, Lob oder Tadel leben, und die man folglich weder ändern noch umschaffen kann, weil keine Triebfeder vorhanden ist, wodurch sie könnten in Bewegung gesezt werden? Ich würde sie, weil sie gegen Schmerz und Vergnügen gleich fühllos sind, nicht für Menschen, sondern für wahre Automaten erkennen. Der vernünftige Mensch ist nicht derjenige, der gegen alles fühllos ist und keine Leidenschaft hat, sondern derjenige, der seinen Leidenschaften Gehör giebt, um dadurch sein Glück dauerhaft zu machen, welches er nicht von dem der andern absondern kann, die, so wie er, an seiner eigenen Glückseligkeit arbeiten.

Von der Unentschlossenheit.

Diese Krankheit der Seele ist eine Folge ihrer Unwissenheit und der Unsicherheit ihrer Kenntnisse; sie hat etwas von der Fühllosigkeit: denn die Seele ist nur denn unentschlossen, wenn sie von dem Eindruck eines Gegenstandes nicht lebhaft genug gerührt wird: denn wenn sie dessen Eigenschaften besser kennte, und der Eindruck lebhafter wäre, so würde sie das für uns Nützliche oder Schädliche bald unterscheiden, und sich ohne Anstand entschliessen, entweder dessen Genuß zu verfolgen, oder ihn zu fliehen. Unser Wille ist nur in sofern schwankend und unbestimmt, als wir das Gute oder Schlimme, so aus dem verlangten Gegenstand entspringt, nicht genau kennen: denn der Mensch sucht unaufhörlich sein Glück, und kann nur nach demjenigen trachten, was ihn sicher dahin führt. Es erfordert daher die Vorsicht, daß er seine Handlungen so lange zurück halte, bis Erfahrung

und Untersuchung ihm deutlich gezeigt haben, was für ihn nützlich ist, zu wollen und zu thun; und so ist die Unentschlossenheit in manchen Fällen eine Wirkung der Klugheit.

Ein dummer Mensch, der mehr oder weniger schwachsinnig ist, hat stumpfe Sinnen, fühlt nur schwach, verbindet seine Ideen mit Mühe, erkennt nur langsam deren Verhältnisse, und hat ein untreues Gedächtniß. Bey einer solchen Beschaffenheit, so wenig er immer Verstand haben mag, kann er nicht anders, als sehr unentschlossen seyn; oder beurtheilt die Dinge sehr falsch. Diesen Mangel des Urtheils, welcher auch eine Seelenkrankheit ist, findet man bey Personen von feurigem Temperament, lebhafter und gespannter Einbildungskraft, und von ungemäßigtem Verlangen und heftigen Leidenschaften; ihr Gedächtniß ist immer in Unordnung, ihre Begriffe verwirren sich, und sie urtheilen zu voreilig; dies bemerkt man an manchen Leuten von Kopf, die gemeiniglich zu empfindlich sind, und eine feurige Einbildungskraft haben; daraus entstehen die Irrthümer und Ausschweifungen des Geistes, dessen Aufbrausen der Ueberlegung und dem Genie hinderlich ist. Man sieht hieraus, daß entgegengesezte Ursachen manchmal dieselben Wirkungen hervorbringen, weil Unempfindlichkeit, Apathie, Dummheit, so wie zu große Empfindlichkeit, Sturm der Leidenschaften, Lebhaftigkeit des Geistes, und eine zu feurige Einbildungskraft der Beurtheilungskraft gleich schädlich sind. Zur Entschlossenheit und Bestimmtheit in der Wahl der sichersten Mittel, zur Erreichung eines Zwecks, wird ein gemäßigtes Temperament, gesunde Organen und Ueberlegung erfordert. Glücklich ist derjenige, dem Natur und Erfahrung die günstigste Anlage zur Beurtheilung der Dinge gegeben hat!

Von

Von dem Vorurtheil.

Irrthum ist die Folge der Unwissenheit und des falschen Urtheils, so wir über die Natur der Dinge fällen; aus dem Irrthum entstehen die Vorurtheile, jene Tyrannen der Nationen, die sie beständig von ihrem wahren Wohl entfernen, indem sie glauben, sich ihm zu nähern. Die mehresten Meynungen der Menschen, ihre Einrichtungen, ihre Gebräuche und selbst ihre Gesetze, sind aus Vorurtheilen entstanden, welche sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzen. Aus Mangel, die Dinge in ihrem wahren Gesichtspunkt zu betrachten, werden sie von zerstörenden Vorurtheilen geleitet, überlassen sich barbarischen Gebräuchen und falschen Meynungen, deren Wirkung ist, daß sie dadurch verhindert werden, ihren wahren Vortheil einzusehen, und die Gegenstände zu erkennen, die sie schätzen oder verachten sollen: als z. B. die wahre Ehre, den wahren Ruhm, und die Pflichten, so der Menschheit am wichtigsten und wesentlichsten sind.

Von der Härte des Herzens.

Das Bedürfniß ist das vorzüglichste und erste Band, so die Menschen vereinigt; blos in Rücksicht dieses Bedürfnisses lieben sie sich, werden einander geneigt, und erweisen einander wechselseitige Dienste. Derjenige, der die Hülfe der andern entbehren zu können glaubt, hält sich nicht für verbunden, ihnen mit Menschlichkeit und Mitleiden zu begegnen; daher überreden sich Fürsten und Große sehr leicht, daß sie Wesen von einer besondern Art wären, und zeigen sich nur selten als wahre Menschenfreunde. Man muß Schmerz, Unglück und Widerwärtigkeiten erfahren haben, oder sie befürchten, um an

dem Unglück der Elenden Theil zu nehmen. Jeder Vernünftige sieht ein, daß die höchste Macht, Ansehen, hohe Geburt, Würden und Reichthümer, keineswegs berechtigen, diejenigen zu verachten, die diese Vorzüge nicht haben, sondern vielmehr die Pflicht auflegen, gegen andere Menschen mitleidig zu seyn, ihnen zu helfen und sie zu beschützen. Verachtung des Elends ist eine Schande für die Menschheit, und die Hartherzigkeit beraubt denjenigen, der mit dieser häßlichen Krankheit behaftet ist, aller Rechte und Ansprüche, welche ihm sein Ansehen und seine Reichthümer auf die Achtung und Liebe seiner Mitbürger geben könnten. Die Gewohnheit des Wohlseyns, der Genuß der Bequemlichkeiten des Lebens und der Vergnügungen, wie auch die Unerfahrenheit des Uebels, verhärten gegen das Unglück der andern, und verhindern sogar den Begriff, den man sich davon machen könnte.

Die wahre Ursache des Mitleidens muß in der Organisation des Menschen, in seiner Empfindlichkeit, in einem treuen Gedächtniß, und in einer thätigen Einbildungskraft gesucht werden; derjenige, so reizbare Organen hat, fühlt den Schmerz lebhaft, erinnert sich an dem Begriff desselben, und seine Einbildungskraft schildert ihm, bey Erblickung eines leidenden Menschen, den Gedanken davon mit Stärke und Ausdruck; er wird selbst unruhig, zittert, sein Herz wird gepreßt, er fühlt wirkliche Schmerzen, und befürchtet, ähnliche oder stärkere zu empfinden; dem zufolge entschließt er sich, diejenige Hülfe zu leisten, die er selbst einmal nöthig haben könnte. Die Hülfleistung gewährt ein sehr süßes Vergnügen, welches durch den Gedanken erhöht wird, daß man dadurch einen Anspruch auf die Liebe desjenigen erhält, dem man geholfen, und daß man einen Beweis seines zärtlichen Herzens abgelegt hat.

Die Welt ist mit einer Menge fühlloser Menschen erfüllt, deren Herzen wenig oder gar nicht von dem Unglück ihrer Nebenmenschen gerührt werden. Fürsten betrachten mit trockenen Augen das Elend ihrer Unterthanen, welches sie öfters durch ein Wort lindern könnten; Hausväter sehen mit kaltem Blut die Thränen ihrer Gattin, ihrer Kinder, ihrer Bedienten, welche sie durch ihre bösen Launen oder durch ihre Thorheiten unglücklich machen; noch mehr, wie viele Ungeheuer sieht man nicht, die durch das Unglück oder die Schwachheit der andern sich berechtigt glauben, sie zu beleidigen, und eine grausame Freude fühlen, sie übel zu behandeln und sie lächerlich zu machen? die, statt ihr Schicksal zu bedauern, es durch stolzes Betragen, beissenden Spott, und beleidigende Verachtung noch erschweren? Nichts ist feiger, als einander zu beschimpfen und nichts empört das Herz des Menschen so sehr, als Schimpf und Verachtung.

Empfindlichkeit ist ein Geschenke der Natur, welches manchmal in Schwachheit ausartet; allein wenn sie auch hierinnen zum Fehler wird, so ist es doch kein gefährlicher Fehler, und schadet niemand, als der empfindlichen Person selbst; ja man kann sie dem Herzen des Menschen nicht genug einprägen; die Erziehung sollte die natürliche Empfindlichkeit der Fürsten und Großen, und derjenigen, so zur Regierung, oder zur Macht und Reichthum bestimmt sind, beständig in Uebung erhalten. Man sollte frühzeitig den Stolz unterdrücken, wodurch sie glauben, daß sie niemanden nöthig haben, und daß sie Wesen einer höhern Art wären, als das gemeine Volk; man sollte ihnen immer wiederholen, daß sie schwache Menschen sind, die, so wie andere, tausend Zufällen unterworfen sind, und die durch mancherley unvermuthete Um-

stände jeden Augenblick unglücklich werden können; man sollte ihre verhärteten Seelen durch das rührende und öfters so Herzangreifende Schauspiel des Elends erweichen, und ihre Einbildungskraft erhitzen, indem man ihnen, mit den stärksten Zügen, den bedauernswürdigen Zustand schilderte, zu dem die große Menge für das Leben bestimmt ist, ihr Brod mit Thränen und Schweiß vermischt zu essen, blos um die Pracht und Eitelkeit einiger Günstlinge des Schicksals zu befriedigen. Wo wäre alsdenn der Monarch, der Vornehme oder Reiche, der, mit diesen Begriffen erzogen, es sich nicht zum Vorwurf machen würde, in unnützem Ueberfluß zu leben, während daß der größte Theil Menschen, welche eben das sind, was sie sind, und von Natur dasselbe Recht auf die Güter und Bequemlichkeiten des Lebens haben, im Elend schmachten und ihr Daseyn verwünschen.

Ihr, die ihr von Natur ein zärtliches Herz, eine mitleidige Seele und einen geraden Verstand erhalten habt, die ihr fühlt, daß ihr als Menschen tausend Unglücksfällen ausgesezt seyd, und also andern helfen müßt, weil euer wahres Glück von ihnen abhängt; ihr habt diese Lehren nicht nöthig, welche blos für harte, unerbittliche Seelen gehören, die immer einen Vorwand finden, oder sich machen, um sich der Mühe zu überheben, ihr Mitleiden denjenigen thätig zu beweisen, die es am mehresten bedürfen. Sie finden in ihrem barbarischen Herzen, und nicht in einer aufgeklärten Vernunft, unter dem Schein eines heiligen Eifers, einen Vorwand, diejenigen zu hassen, zu verfolgen, und sogar auszurotten, die sie im Irrthum glauben; selbst alsdenn, wenn sie überzeugt sind, daß ihre Verirrungen sie unvermeidlich ins Unglück stürzen werden; sollte man nicht vielmehr jenen sanften

und

und liebreichen Eifer anwenden, den die Religion so sehr empfiehlt, sie durch Güte zurück zu führen trachten, mitleidig gegen sie seyn, und sie bedauern, wenn man sie nicht überzeugen kann? Die Verirrungen der Menschen entstehen aus ihren Temperamenten, aus ihrer Unwissenheit, ihrer Erziehung, ihren unbeständigen Leidenschaften und ihrer Unbesonnenheit; lauter Bewegungsgründe für den rechtschaffenen Mann, sie weit eher zu bedauern, als zu hassen, indem sie beständig beschäftigt sind, ihr Unglück zu vergrößern.

Die Undankbarkeit derer, denen man Gutes erwiesen hat, erstickt öfters die Wohlthätigkeit, und macht diejenigen hart und unempfindlich, welche geneigt wären, die Elenden zu unterstützen; allein es ist ja bekannt, daß, troz der Undankbarkeit, ein wohlthätiger Mann in der Gesellschaft immer verehrt und geliebt wird; und das billige Urtheil guter Herzen und rechtschaffener Menschen entschädigt ihn für die Ungerechtigkeit der übrigen.

Von der Undankbarkeit.

Die Undankbarkeit ist ein die Menschheit entehrender verabscheuungswürdiger Fehler, wodurch man die Wohlthaten vergißt, und öfters selbst den Wohlthäter haßt. Empfangene Wohlthaten vergessen, ist Fühllosigkeit, schändliche Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit; denjenigen hassen, der uns Gutes erwiesen hat, ist mehr, als vielleicht Wildheit; daher sind alle Menschen verbunden, an der Feindschaft gegen die Undankbarkeit Theil zu nehmen.

Der Neid, diese schändliche Leidenschaft, welche selbst durch empfangene Wohlthaten verstärkt wird, und hart,

grausam und ungerecht gegen diejenigen macht, so man lieben sollte, ist öfters der Grund der schwärzesten Undankbarkeit; allein es ist nicht der einzige; sondern die mehresten Menschen wissen das Gute nicht so zu thun, oder wollen es nicht thun, wie es seyn muß, um einen Anspruch auf die Erkenntlichkeit zu erhalten. Wohlthaten werden öfters lästig, wenn man dabey nicht die Delikatesse derjenigen schont, denen man sie erweißt; sind sie mit Hochmuth verknüpft, so beleidigen sie denjenigen, der sie erhält, und machen Undankbare. Wohlthaten, so nicht aus einem tugendhaften und empfindlichen Herzen herrühren, deren Zweck im Gegentheil ist, seine Ueberlegenheit zu zeigen, und gleichsam zu unterjochen, misfallen jedem vernünftigen Mann, der seine Freyheit zu erhalten wünscht; allein wenn er wirklich undankbar dagegen ist, so können ihn diese Bewegungsgründe doch nicht entschuldigen. Wenn man Schmeichlern, feilen Lobrednern, Leuten, die sich alles von uns gefallen lassen, stolzen Personen, niederträchtigen Seelen, unbesonnenen und boshaften Menschen Gutes erweißt, so ist es Ungerechtigkeit, Schwachheit und Thorheit, keineswegs aber eine Tugend; man hintergeht sich selbst, und kann nichts, als Undankbarkeit erwarten. Jeder der, unter gewissen Vorwänden, eine gute Handlung aufschiebt, die er jezt mit Kenntniß der Sache verrichten könnte, oder der blos dem Zudringen nachgiebt, und einen zu hohen Preis auf seine Wohlthaten sezt, macht sich selbst dafür bezahlt, und kann keine Erkennlichkeit erwarten. Stolze, prächtige, gebieterische Leute und Verschwender, erweisen andern Menschen kein Gutes auf die Art, wie man es thun soll. Worinnen bestehet denn nun die Regel der Wohlthätigkeit? darinnen, daß man sie nicht ohne Wahl und Ueberlegung ausübt, und immer der Billigkeit folgt, welche

uns befiehlt, unsern Nebenmenschen Gutes zu erweisen, aber auf eben die Art, wie wir wünschen, daß sie es uns erweisen mögten. Da die Wohlthaten eine gewisse Gewalt über diejenigen geben, so sie empfangen, so ist es gefährlich, Hochmüthige, Vornehme und Tyrannen sich verbindlich zu machen; und man kann sich glücklich schäzen, wenn sie mit der Undankbarkeit nicht jene Handlungen verbinden, zu denen Neid, Eifersucht und Grausamkeit antreiben; der Stolz macht, daß sie die Wohlthaten, so man ihnen erweißt, als eine Schuld ansehen, die man ihnen bezahlt.

Muß man also aufhören, wohlthätig zu seyn, aus Furcht, Undankbare zu machen? Nein. Muß man sogar Undankbaren sich verbindlich machen? Ja; aber mit Auswahl: denn man muß auch den Menschen wider ihren Willen Gutes erzeigen, und in Ermangelung der Erkenntlichkeit und des Beyfalls derjenigen, um die man sich verdient gemacht hat, sich mit der innern Genugthuung zu befriedigen wissen, die ein wohlthätiges Herz empfindet, und mit dem Beyfall seiner eigenen Tugend.

Von dem Egoismus.

Der Egoismus ist eine unerträgliche Krankheit der Seele, die darinnen besteht, daß man sich höher schäzt, als man es werth ist, und mit seiner Wissenschaft, mit seinen Talenten und mit seiner eigenen Tugend prahlt. Es ist der älteste Sohn des Stolzes; die zu günstige Meynung, die wir von uns selbst fällen, beleidiget unsere Nebenmenschen, welche die natürlichen Richter unsers Verdienstes sind. Die Gesellschaft wird durch solche eitle und hoffärtige Leute ermüdet, welche Vergnügen und ihr Glück darinnen zu finden scheinen, wenn sie andern ihre Verachtung

zeigen können, die immer mit ihrem wahren oder eingebildeten Verdienst erfüllt sind, die Schwachheit haben, die Augen über dasjenige der andern zu verschliessen, um nur dasjenige zu betrachten, was sie zu haben glauben.

Wir haben alle unsere Fehler, und wer nur etwas in sich selbst zurück kehren will, wird Mängel finden, die im Stand sind, seine Eitelkeit und seinen Stolz zu unterdrücken; jeder Mensch hat seine Dosis Eigenliebe, und nur ein Dummkopf hat gar keine; ist es also wunderbar, daß man der Gesellschafe misfällt und sie beleidigt, wenn man darinne herrschen und seine Ueberlegenheit zeigen will? Bescheidenheit kann allein der Neid und die Eifersucht unterdrücken, so durch Wissenschaft und Talente erregt wird; sie allein macht die Menschen billig, und sie vergessen dadurch den Unterschied, so Talente, Tugenden und Genie zwischen ihnen und den vorzüglichsten Köpfen festsetzen. Ein Fürst, so sich von seinem Rang herab zu lassen scheint, und sich andern Menschen gleich stellt, macht, daß sie seine Hoheit und Ueberlegenheit, wie auch ihre Mittelmäßigkeit und Niedrigkeit vergessen, und so gewinnt er ihr Herz und ihre Zuneigung. Ein Großer hingegen, der auf seine Titel stolz ist, seinen Rang immer vor sich hergehen läßt, nur von sich selbst spricht, und bey jedem Wort die Geringschätzung verräth, die er gegen diejenigen hegt, so unter ihm oder seines Gleichen sind, wird von ihnen in die Klasse der lächerlichen Narren gesezt und gehaßt. Jeder Mensch, so auf irgend eine Art groß denkt, muß die Schwachheit und die Eigenliebe der Menschen schonen, wenn er ihre Achtung und Zuneigung erhalten will; beträgt er sich aber auf die entgegengesezte Art, so wird er zuverläßig ihre Abneigung, öfters ihre Verachtung erwecken, und auf alle Fälle den

Neid

Neid und die Eifersucht, so aus den Talenten entstehet, deren Glanz schwache Augen und mittelmäßige Köpfe blendet. Man ist niemals seines eigenen Verdienstes gewiß, so lange man sich damit beschäftigt, andrre davon zu benachrichtigen; wahre Tugend erscheint von sich selbst, und glänzt vermöge ihres eigenen Glanzes, so wie auch die Talente, und würde sich schämen, die Posaune des Stolzes und der Eitelkeit zu borgen, um sich dadurch kennbar zu machen.

Ich will damit nicht sagen, daß der Mann von Tugend und Talenten, sich in seinen eigenen Augen und in denen der andern heruntersetzen soll; dies würde der entgegengesezte Fehler seyn; im Gegentheil muß man nach der Achtung, der guten Meynung und der Liebe der Menschen trachten; allein sie auf den anständigsten Wegen zu erhalten suchen. Man kann sich selbst schätzen; ja noch mehr: man muß es thun, um sich zu tugendhaften Handlungen anzufeuern, die uns die Liebe und Achtung Gottes und der Menschen erwerben; hat man aber keine gute Meynung von sich und verachtet sich selbst, so verliert man alle Nacheiferung, überläßt sich der Erniedrigung und wird der schlechtesten und schändlichsten Handlungen fähig.

Von der misverstandenen Ehre.

Irrige Meynungen und falsche Urtheile sind in allen Ländern zu Hause; das Vorurtheil aber hat unter gewissen Nationen ganz eigene und ausschliessende eingeführt: so hat man z. B. aus Mangel eines richtigen Begriffs von der wahren Ehre, sich bey manchen Nationen einen falschen Begriff davon gemacht, der, so lang dies Vorurtheil

urtheil nicht ausgerottet ist, die schädlichsten Folgen nach sich gezogen hat und noch nach sich ziehen wird.

Das Wort: Ehre, ist so, wie alle andere Wörter, wodurch man metaphysische Begriffe ausdrückt, vielerley Erklärungen fähig. Ich lasse mich hierüber nicht weiter ein, und sage nur: es giebt keine wahre Ehre ohne Tugend, noch Tugend ohne Ehre; allein öfters findet sich etwas, so man ganz unrichtig Ehre nennt, welches nicht mit der Tugend verbunden ist. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Ehre, im strengsten Verstand genommen, oder der Anspruch, so wir durch unser Betragen auf die Achtung anderer und auf unsere eigene erworben haben, der Grund der bloßen Monarchien sey: denn eben an Höfen findet man dasjenige am wenigsten, was eigentlich Ehre kann genannt werden. Man kann die Beschreibung davon in der ersten Scene des fünften Akts des treuen Schäfers von Guarini und in vielen andern Werken nachlesen. Die folgenden vier Verse sind der Inbegriff, was man hierüber gesagt hat:

Ramper avec bassesse en affectant l'audace,
S'engraisser de rapines en attestant les Loix,
Etouffer en secret son Ami qu'on embrasse
Voilà l'honneur qui regne à la suite des Rois.

Das heißt: Mit angenommener Dreistigkeit niederträchtig kriechen, durch Raub sich bereichern und die Gesetze vorschützen, seinen Freund insgeheim zu ermorden, während daß man ihn öffentlich umarmt; dies ist die Ehre, so man im Gefolg der Könige findet.

Ich weiß über die Ehre nichts bessers zu sagen, als was der Verfasser der Morale universelle (Sect. 2. Chap. 10.) darüber schreibt, und will daher seine eigenen Worte anführen:

„Der Mensch hat nur alsdenn ein Recht auf die Achtung der Gesellschaft, wenn er ein nützliches Glied derselben ist; er hat kein Recht, sich selbst zu achten und „zu loben, als nur in sofern er die Achtung seiner Nebenmenschen verdient hat; daher kann der Mann von „Ehre, (den man niemals von dem tugendhaften Mann „trennen muß) niemals entehrt werden; es sey denn, „daß er sein Betragen ändert, und sich selbst des Rechts „beraubt, auf seine eigene Achtung und die der andern „Anspruch zu machen; ausserdem kann er wohl durch „Verläumdung angeschwärzt und durch den Neid gelästert werden; unglückliche Zufälle können eine Zeitlang „seinem guten Ruf schaden; allein er behält immer das „Recht, sich selbst zu achten, welches ihm keine Macht „der Erde rauben kann.

„Dasjenige, was man aus Vorurtheil Ehre nennt, „ist öfters nichts weiter, als ein unruhiger Stolz, eine „lächerliche Eitelkeit und eine vorgefaßte günstige Meynung von seinen ungewissen Ansprüchen auf die allgemeine Achtung. Leute, von dieser Art Ehre, stehen immer Schildwacht; sie befürchten ein einziges Wort, „eine einzige Geberde möchte ihnen ihre (eingebildete) Ehre „rauben, und, um ihr Recht auf die allgemeine Achtung „zu beweisen, begehen sie manchmal Verbrechen und „Mord, um ihre (sogenannte) Ehre zu retten. Auf dergleichen Meynungen gründet sich die barbarische Gewohnheit der Zweykämpfe, die, statt vor den Augen „aufgeklärter und vernünftiger Nationen zu entehren, die-

„jenigen

„jenigen als Leute von Ehre betrachten macht, die der„gleichen Handlungen begehen. Die wahre Ehre, (was „auch das Vorurtheil dawider einwenden mag) kann „durch keine Beschimpfung geraubt und durch keinen „Mord gerettet werden: denn ein Mann kann seine ei„gene Ehre nur selbst verletzen; der Muth wird zur „Schwachheit, sobald man nichts erlangen kann. Die „wahre Ehre kann nur in der Tugend bestehen, und die „Tugend ist weder grausam noch blutdürstig; sie ist lieb„reich, sanft, billig, geduldig und bescheiden, und we„der aufgeblasen noch hoffärtig, weil sie dadurch gehäßig „und verächtlich würde.

„Die Philosophen nannten dasjenige schändlich, was „wir in Rücksicht der Gesellschaft für schlimm und schäd„lich halten; diesen wahren Grundsatz zufolge kann eine „unbändige Rache, oder ein Menschenmord, nichts we„niger als eine ehrenvolle Handlung genannt werden; „sondern müßte den mit Schande und Verabscheuung „brandmarken, der sich ihrer schuldig macht.“

Wie viele sogenannte große Männer haben sich in den Augen derjenigen verächtlich gemacht, die richtige Begriffe von Ruhm und wahrer Ehre haben! Ruhm verdienen nur diejenigen, welche den Menschen große Wohlthaten erwiesen haben, und keineswegs diejenigen, welche Menschen zerstören; allein große Verbrechen blenden die Einbildungskraft gemeiner Menschen so sehr, daß sie öfters abscheuliche Verbrechen mit dem Namen Ehre belegen, und Ungeheuer vergöttern, die nicht verdienten, als Menschen, sondern als reissende Thiere betrachtet zu werden. Zur Schande der Vernunft hat niedrige Schmeicheley in dem Tempel des Ruhms und der Unsterblichkeit, die Namen jener Schänder der Menschheit

verewigt,

verewigt, deren Thaten ihren Glanz nur durch Feuer und Schwerdt erhielten, mit welchen sie Greuel und Verwüstung überall um sich her verbreiteten; ihre Namen sind mit Menschenblut daselbst eingeschrieben, und nur mit dem Angstgeschrey, den Thränen und den Wehklagen derer bis auf uns gekommen, die sie ihrem grausamen Ehrgeiz aufgeopfert haben. Das Vorurtheil verblendet die Menschen so sehr, daß sie selbst diejenigen bewundern, deren Wuth sie empfinden müssen, und die Bewunderung, so man gegen Helden dieser Art hegt, zeigt eine schwarze Seele, Niederträchtigkeit und Dummheit an: denn die Vernunft betrachtet sie als Unsinnige, ohne Ehre und Ruhm, und wird ihnen immer die Achtung versagen, welche Wohlthätigkeit und Tugend gewähren. Wie kann ein Eroberer glauben, und sich einbilden, daß seine blutdürstigen Handlungen ruhmwürdig sind, wenn er anfängt, Provinzen und Königreiche zu rauben, und um diesen abscheulichen Zweck zu erreichen, seine eigenen Staaten ruinirt, und seine eigenen Unterthanen aufopfert, um das unmenschliche Vergnügen zu haben, diejenigen der andern auszurotten!

Von der Furchtsamkeit, Feigheit und Niederträchtigkeit.

Alle diese Mängel sind Krankheiten der Seele, die aber öfters von dem gegenwärtigen Zustand des Körpers abhängen. Wenn der Körper krank ist, sagt Salomo, so leidet die Seele und wird träge; in diesem leztern Fall ist man nicht Meister, zu denken und zu handeln, wie man will, und wie man sonst handelt, wenn der Körper gesund ist. Man hat tapfere Personen gesehen, welche unstreitige Beweise ihres Muths und ihrer Unerschrocken-

heit abgelegt hatten, denen es in weit weniger kritischen Gelegenheiten an Herz fehlte. Ein Offizier nahm, als man eben im Begriff war, die Schlacht anzufangen, vor den Augen vieler andern, die Flucht; man benachrichtigte den General davon, der ihn, zum Glück, genau kannte, und einsah, daß diese Flucht nicht die Wirkung einer wirklichen, dauerhaften Feigheit seyn könnte; er sagte daher denen, so ihn verriethen: Ihr irret euch; der Herr *** hat einen meiner Befehle ausgerichtet; als der Offizier wieder zu sich selbst kam, kehrte er ins Lager zurück, warf sich dem General zu Füßen, und gestund seinen Fehler, und sagte dabey: er könne nicht begreifen, wie er sich selbst so unähnlich hätte seyn können; er war wirklich diesen Tag und den Tag vorher nicht recht wohl gewesen, und hatte eine Ermattung des Geistes und Körpers gefühlt, welches er dem General einige Stunden vor seiner Flucht gesagt hatte; dieser erinnerte sich vermuthlich daran, als er den andern Offiziers die verbindliche Lüge sagte, wodurch die Ehre des Flüchtlings gerettet, und lezterer angefeuert wurde, in der Folge Wunder der Tapferkeit zu thun.

Aus diesem Beyspiel erhellt, wie sehr behutsam und zurückhaltend man in seinen Urtheilen über die Menschen seyn muß, und daß man sie nicht nach einer einzigen Handlung, sondern nach ihrer Beständigkeit und Gewohnheit im Laster richten müsse; es beweißt ferner, daß die Furchtsamkeit nur zufällig und vorübergehend seyn kann, und nur denn eine Krankheit der Seele ist, wenn sie dem Karakter eigenthümlich anhängt, und selbst in diesem Fall ist sie eine Temperaments- und Gewohnheitskrankheit, so dem Körper und der Seele gemeinschaftlich ist; bey der leztern ist sie alsdenn eine Folge der schwachen

Beschaffenheit des erstern: denn man siehet selten einen von Körper starken und kraftvollen Mann durch Zufall furchtsam werden.

Der Stärke nachgeben, heißt Klugheit; allein sich in eine willkührliche Knechtschaft setzen und darinne beharren, ist Feigheit: denn Knechtschaft und Unterwürfigkeit macht feig, erniedrigt die Seele, schwächt den Muth, und raubt jene Tapferkeit, wodurch man die Gefahren verachten lernt, und die zu den größten Thaten fähig macht. Den Beweis hievon siehet man an jenen kriechenden schmeichlerischen Hofleuten, welche der Ehrgeiz zu so vielen niedrigen Handlungen und so wenig schönen Thaten antreibt. Man siehet diese Feigherzigen alles beklatschen, was ein Fürst sagt, und alles loben, was er thut, blos um seine Gunst zu erbetteln; sie beschäftigen sich blos mit den Mitteln, ihm zu gefallen, quälen ihre Einbildungskraft und ihren Verstand, um seinen Geschmack zu befriedigen, seine Worte und Geberden auszuspähen und seine Gedanken in seinen Augen zu lesen, um sich darnach zu richten. Kann wohl etwas in der Welt unerträglicher seyn? ist wohl etwas der Vernunft und dem Glück mehr zuwider, und ein sichereres Zeichen von der Krankheit ihrer Seelen, deren Wirkungen ihnen selbst und der Gesellschaft so schädlich sind?

Feigheit verleitet zum Neid, zur Misgunst und zur Verläumdung; man fürchtet sich vor seinem Feind, und traut sich nicht, sich mit ihm zu messen, weil man ihn überlegen glaubt, und sucht daher ihm durch alle niedrige Mittel zu schaden, welche die Feigheit eingiebt. Es ist ein erniedrigender Anblick für den Menschen, einen feigherzigen Mann im Kampf mit Widerwärtigkeit und Unglück zu sehen!

Von der Ungeduld.

Größe der Seele ist niemals ungeduldig: denn die Geduld ist ihr eben so sehr eigen, als die Kraft, ohnerachtet des Sprüchworts, welches sagt: Geduld ist die Tugend der Esel; es können daher nur die seynwollenden Eisenfresser, sie als einen Beweis der Kleinmuth und der Feigheit ansehen; allein ich möchte einmal diese tapfern Männer mit dem widerwärtigen Glücke, den unangenehmen Zufällen und dem Misgeschick des Lebens kämpfen sehen! Bey den beständigen Abwechslungen, denen alle menschlichen Dinge unterworfen sind, ist dem Menschen nichts so sehr nöthig, als daß er das Ende mit Geduld und Standhaftigkeit erwarte; überläßt man sich aber der Ungeduld, erzürnt sich über alles, was uns zuwider läuft, und geräth in Hitze, wegen einem übelgesagten oder übelausgelegten Wort, ja selbst wegen einer Beleidigung, so ist dies eine Schwachheit, wodurch das Leiden nicht vermindert, sondern verdoppelt wird, und man vergiftet dadurch eine Wunde, welche Ueberlegung und Zeit würde geheilt haben. Ein ungeduldiger Mensch ist ein Kranker, den ein zusammengebogenes Rosenblatt, so in seinem Bett liegt, verwundet; er ist unaufhörlich der Unruhe und der üblen Laune ausgesezt, und dies schadet ihm selbst und der Gesellschaft, weil er so schwach und unbesonnen ist, sein Glück von der Willkühr eines jeden abhängen zu lassen, der ihn quälen will. Eine lächerliche Eitelkeit macht einige mittelmäßige Köpfe glauben, daß ihre Ehre darauf beruhe, nichts zu ertragen; solche Leute wissen nicht, daß ein geduldiger sanftmüthiger Mann, der Stärke genug hat, eine Beleidigung zu verachten, oder vielmehr zu verzeihen, allen Menschen angenehm und schäzbar ist; dagegen man denjenigen verabscheut

abscheut und flieht, der sich bey jeder Gelegenheit der Ungeduld und dem Zorn überläßt.

Von der Lüge.

Wenn es wahr ist, was Sokrates sagt, daß Tugend und Wahrheit einerley sey, so ist Laster und Lüge auch einerley. Zur Wahrheit gehören Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit, Freymüthigkeit, Gutmüthigkeit und Treue. Zur Lüge gehören: List, Verstellung, zweydeutige Reden, Hintergehung, Betrug, Veruntreuung, Verläumdung, Falschheit, Spitzbüberey, Heucheley. Kurz, alle Laster; in der Gesellschaft schäzt man alles, was aus der Wahrheit herfließt; dagegen verabscheuet man die ganze Brut der Lügen.

Um glücklich in der Gesellschaft zu leben, und einen angenehmen und beruhigenden Umgang zu haben, muß man die Menschen kennen; wie soll man sie aber unter dem Schleyer der Lügen und der Larve der Verstellung erkennen lernen? Hier kommt uns blos allein die Physiognomik zu Hülfe, welche, ohnerachtet aller Larven, uns das Wahre und Falsche der Personen erkennen lehrt, mit denen wir umgehen. Diese Wissenschaft ist zu sehr vernachläßigt; sie war zu allen Zeiten nothwendig, weil von je her die Lüge unter den Menschen geherrscht hat; allein heut zu Tage ist sie nothwendiger, als jemals, da man es, besonders an Höfen, zu einem Erziehungsgrundsatz gemacht hat, daß man sein Ansehen, seine natürliche Art und seine Gedanken verstellen müsse. Wir fürchten uns vor jedem finstern und verschlossenen Menschen, weil wir nicht wissen, wie wir mit ihm umgehen sollen; dagegen lieben wir einen offenen Karakter? Wie geht es denn zu, daß Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit

so selten sind? Dies rührt daher, weil man uns von der frühesten Kindheit an zur Lüge, zur Verstellung und zur Falschheit gewöhnt; die bösen Anlagen des Herzens wachsen mit den Jahren, das Laster keimt auf, treibt Sprößlinge und trägt endlich Früchte, die seiner würdig sind; und so geschiehet es, daß sich die Menschen nur verlarvt zeigen. Blos allein der rechtschaffene Mann hat, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf den Lippen und tritt mit erhabenem Haupt, jedoch mit Einfalt und Aufrichtigkeit, und mit dem Vertrauen auf seine Redlichkeit und Geradheit einher.

Lügen muß allerdings ein großes Laster seyn, weil, wenn man einem Menschen dies Schuld giebt, es für eine so große Beleidigung gehalten wird, daß man sich durch diesen Vorwurf entehrt glaubt, und zwar so sehr, daß man sich für verbunden hält, diese Beleidigung aufs äusserste zu rächen, und wenn es möglich ist, sie in dem Blut des ehrlichen Mannes abzuwaschen, der die Wahrheit behauptet hat.

Der erste Schritt zur Verderbniß der Sitten, ist, wenn man die Lüge an die Stelle der Wahrheit, und List an die Stelle der Aufrichtigkeit und Redlichkeit sezt. Man bildet sich dazu und gewöhnt sich daran, wie zu einer Ehrenübung unter den Großen, die jedoch dieses schändliche und niedrige Hülfsmittel weniger nöthig haben, als andere. Lügen ist das wahre Studium der Hofleute, und man ist gleichsam gezwungen, zur List seine Zuflucht zu nehmen, um nicht das Spiel der Lügner zu werden.

Indem ich über die Gewohnheit nachdenke, die wir so streng beobachten, daß wir uns durch den Vorwurf

des

des Lügens so hart beleidigt halten, ob es uns gleich so natürlich ist, und daß dies die größte Beschimpfung ist, die man uns mit Worten erweisen kann: so glaube ich, die Ursache davon entdeckt zu haben. Es ist nämlich ganz natürlich, daß man sich gegen das Laster am stärksten vertheidigt, welches man für das abscheulichste hält; und es scheint, daß wenn wir über diesen Vorwurf in Hitze gerathen, wir uns dadurch davon reinigen und die Schande abwerfen, die mit der Lüge verbunden ist, mit der man uns beschämen wollte. Vielleicht ist es auch deswegen, weil dieser Vorwurf immer den der Feigheit und der Niederträchtigkeit nach sich zu ziehen scheint: denn man muß wirklich feig seyn, um durch List und Lügen hintergehen zu wollen. Was ist Lügen nicht für ein schändliches Laster! Wir offenbaren unsere Gedanken durch die Rede; wer sie nun zum Lügen anwendet, hintergeht die Gesellschaft; kann wohl etwas abscheulicher seyn!

Man sagt gewöhnlich: ein Lügner müsse ein gut Gedächtniß haben: oportet mendacem esse memorem: denn ohne dies Hülfsmittel wird ein Lügner sehr bald entdeckt; man darf ihn nur dieselbe Sache zwey- oder dreymal erzählen lassen, so wird er immer einige Umstände daran verändern, und sie zweyen Personen verschiedentlich erzählen; ist er aber nun einmal für einen Lügner bekannt, so glaubt man ihm selbst alsdenn nicht mehr, wenn er Wahrheit spricht, und man sollte glauben, die Wahrheit nähme, indem sie durch seinen Mund gehet, das Gewand der Lüge an. Wenn die Lüge so, wie die Wahrheit, nur ein Gesicht hätte, so würden wir beyde an ihren Physiognomien erkennen können; allein die Lüge hat eben so viele Gesichter, als sie Larven vornimmt.

Wenn wir von der Häßlichkeit der Lüge und ihren schädlichen Folgen genau überzeugt wären, so würden wir sie unaufhörlich verfolgen. Man bestraft die Kinder, wegen kleinen unbedeutenden Fehlern, und quält sie, wegen Kleinigkeiten und kindischen Possen; dagegen man weit aufmerksamer seyn sollte, die Lüge bey ihnen auszurotten, sobald sie eine Neigung dazu zeigen, weil die Gewohnheit sich mit dem Alter verstärkt.

Kinder und Bediente sind am mehresten zur Lüge geneigt, weil ihr unbedachtsames Verfahren, sie beständig Vorwürfen und unangenehmen Züchtigungen aussezt. Apollonius sagte: nur Sklaven komme es zu, zu lügen.

Nach dem Herodot, wurden bey den Persern die Lügner mit öffentlicher Schande gebrandmarkt, und die Gesetze der Indianer befohlen, nach dem Zeugniß Philostrats, daß jeder, so einer Lüge überwiesen wäre, für unfähig zu allen obrigkeitlichen Aemtern sollte erklärt werden. Diese mit dem Lügen verbundene Schande ist auch unter den neuern Nationen beybehalten worden: denn bey ihnen ist ein Widerspruch ins Angesicht, eine so starke Beleidigung, daß man verbunden zu seyn glaubt, sie mit Blut abzuwaschen.

Schmeicheley, Betrug, Heucheley, kriechendes Wesen, Verrätherey und vorgefaßte Meynungen sind Lügen, und diese Lüge ist demnach die Quelle, woraus alle jene Ströme herfliessen, deren unreines und vergiftetes Wasser die Gesellschaft überschwemmt und alle Verbrechen verursacht, die in der Welt begangen werden.

Die Schmeicheley ist ein Handel mit Lügen, der sich auf einer Seite auf den schändlichsten Eigennutz, und auf der andern auf die Eitelkeit gründet; viele Fürsten behar-

beharren nur deswegen in dem Uebel, weil sie beständig mit Schmeichlern umgeben sind, welche alle ihre Handlungen loben, ihnen sagen, daß sie recht handeln, daß ihre Unterthanen glücklich sind, und daß sie ihren Leidenschaften freyen Lauf lassen können, ohne zu befürchten, daß sie sich dadurch heruntersetzen, noch daß man ihnen widersprechen wird. Schmeicheley ist also die schwärzeste Verrätherey, weil der Schmeichler ein Meyneidiger ist, der demjenigen, der ihm Gehör giebt, den Kopf und das Herz mit einem mit Honig bestrichenen Schwerdt durchbort, nach dem Ausdruck des Heil. Hieronymus: Adulatio mellitus gladius.

Obgleich alle Menschen zugeben, daß die Schmeicheley zu verabscheuen ist, weil sie bey dem Schmeichler eine niedrige, knechtische und betrügerische Seele, und bey dem, der ihm Gehör giebt, eine übermäßige Eitelkeit voraussezt: so lieben dennoch alle Menschen die Schmeicheley, weil jeder Mensch eine gewisse Dosis Stolz und gute Meynung von sich selbst besizt. Jeder sagt mit Terenz: Du lügst Davus; allein fahre nur fort: denn ich finde Vergnügen daran. Je mehr die Menschen dumm oder arm an Verdiensten sind, desto begieriger sind sie nach Schmeicheley; der Dummkopf wird dadurch stolz und der verdorbene Mensch dreist. Ein Dummkopf wird sich durch die gröbste, elendeste und niedrigste Schmeicheley nicht beleidigt finden, weil er ein Dummkopf ist; allein ein eitler und stolzer Mann will sie von feinerer Art haben, damit er den Gift ohne Widerwillen verschlucken könne: denn eine grobe Schmeicheley würde seine Eitelkeit beleidigen, welche blos gestreichelt, nicht aber gekrazt seyn will; man verachtet daher die groben Schmeichler, weil man ein feines und ange-

nehmes Opfer verlangt, und will, daß die Lüge doch einige Wahrscheinlichkeit haben soll.

Die Schmeicheley ist ein um so viel gefährlicherer Gift, weil man ihn blos in einer goldenen Schaale, mit dem angenehmsten Geruche umgeben, und allem, was den Geschmack nur reizen kann, darbringt. Sie hegt die Eigenliebe und die Eitelkeit, und verdirbt das Urtheil, so daß die Wahrheit beynah keinen Zutritt mehr findet. Die Alten verglichen die Schmeichler mit ausschweifenden Weibern und Huren, die sich schminken, um die Blicke der Männer an sich zu ziehen, ihnen Fallstricke zu legen und sie zu betrügen.

Zweyerley Arten Leute sind der Schmeicheley mehr ausgesezt, als alle andern, nämlich Fürsten, Große und die Frauenzimmer. Man schmeichelt den erstern, um sie sich günstig zu machen, an den Begünstigungen, Ehrenstellen und Aemtern Theil zu haben, welche zum Glück führen, und seinen persönlichen Eigennutz auf Unkosten seiner Mitwerber und beynah immer des Publikums zu befördern. Frauenzimmer schmeichelt man, um sie zu verführen; unter welchem Gesichtspunkt man also die Schmeicheley betrachtet, und ob sie sich gleich immer unter dem Schein der Freundschaft zeigt, so bleibt sie doch immer ein Fehler, und zwar ein Fehler feiger Leute.

Es fällt jedem Menschen schwer, sich vor der Schmeicheley zu hüten, weil sie die Larve der Freundschaft erborgt; sie nimmt deren Namen und Stimme an, und kann sie so gut nachahmen, daß man schwören sollte, es wäre die Freundschaft selbst; sie bequemt sich nach dem Willen und der Laune desjenigen, den sie angreift, ist geschäftig, ihm zu dienen, und nimmt sich manchmal sogar

gar heraus, einige kleine Fehler zu rügen, um Zutrauen einzuflössen, und sich desto sicherer von dem Herzen Meister zu machen. Indessen ist doch die dreiste und öfters schmerzhafte Freymüthigkeit eines Freundes, den sanften Küssen eines Schmeichlers vorzuziehen. Meliora vulnera diligentis, quam oscula blandientis. Man kann hierüber Plutarchs Abhandlung über die Art, den Schmeichler von dem wahren Freund zu unterscheiden, nachlesen.

Die Frauenzimmer lassen sich gemeiniglich durch Schmeicheley einnehmen, theils wegen ihrer Schwachheit, theils weil sie von Natur eitel sind, und die Lobeserhebungen, so man ihnen ertheilt, ausserordentlich lieben. Wie sollten Fürsten, welche gewohnt sind, gelobt zu werden, und von früher Jugend auf ihren freyen Willen thun, nicht darunter erliegen? Sie sind immer mit Schmeichlern umgeben; ihre Verwandten, ihre sogenannten Freunde, ihre Minister, lauter Leute, die sie nicht entbehren können, sind blos mit dem niedrigen Geschäft der Schmeicheley beschäftigt und darauf aufmerksam; selbst der Philosoph, der die Häßlichkeit derselben kennt, öfnet ihr zuweilen nicht ungerne seine Thüre. Wenn aber gleich die gesunde Vernunft die Schmeicheley als einen Seelenmangel verwirft, so billigt sie deswegen keine bäurische, unbesonnene und übertriebene Freymüthigkeit; man muß immer reden, wie man denkt; allein alles sagen, was man denkt, würde Dummheit verrathen.

Um die Rolle eines Heuchlers anhaltend zu spielen, darf man weder dumm, noch unbesonnen seyn; es gehört viele Geschicklichkeit, viele Aufmerksamkeit und eine anhaltende Arbeit dazu, deren wenig Menschen fähig sind; ausser-

ausserdem schwindet der Schleyer, die Larve fällt, und der Heuchler ist entdeckt. Es würde weniger Mühe kosten, die Tugenden selbst anzunehmen, mit denen man sich ziert, als sie beständig nur zum Schein an sich zu tragen; man sey demnach, was man scheinen will, wenn man nicht lächerlich und verächtlich werden will.

Leute von vorgefaßter Meynung sind gleichfalls Lügner, und quälen sich nicht allein selbst, sondern auch diejenigen, mit denen sie Umgang haben, und bringen Uneinigkeit und Unruhe in die Gesellschaft. Gesellschaften, so zur bloßen Unterhaltung bestimmt sind, bestehen gemeiniglich aus Lügnern dieser Art, die sich gegenseitig ermüden, durch ihre Ansprüche auf Verstand, auf Wissenschaften, auf Adel und auf die Tugend; der Nutzen, so sie daraus ziehen, bestehet darinnen, daß sie sich lächerlich machen, wenn sie mit Leuten von Verstand zu thun haben, und den Haß der Dummen auf sich laden.

Man betrachte nur, wie sehr die Lüge dem Lügner selbst und der Gesellschaft schädlich werden kann, unter welchem Gesichtspunkt man sie auch annimmt; sie ist die Stamm-Mutter der Falschheit, des Meyneids, der Arglist, des zweydeutigen Betragens, der Prahlerey und aller Arten von Betrügerey; und wie viele Uebel entstehen nicht aus allem diesen!

Von der Langenweile.

Die Menschen leben in Gesellschaft, um ihr gegenseitiges Glück zu befördern; wirft nun der eine alles, was er thun sollte, auf den andern, und überläßt sich der Unthätigkeit, Trägheit und Faulheit, so verdient er nicht an dem gemeinschaftlichen Glück Theil zu nehmen. Müssiggang

ßiggang ist die Mutter aller Laster, sagt ein sehr bekanntes Sprüchwort: denn er gebiert die seltsamsten Einfälle, den sonderbarsten Geschmack, die nichts bedeutendesten Vergnügungen, die elendesten Unterhaltungen und die unmäßigsten Ausgaben: denn alle diese Dinge haben keinen andern Zweck, als nützliche und wahre Beschäftigungen zu ersetzen, wodurch Fürsten, Große und Reiche die drückende Last der Langeweile nicht fühlen würden, welche leztere die strengste Strafe ist, mit der die Natur Trägheit, Weichlichkeit und Müßiggang bestraft. La Bruyere sagt ganz richtig, daß die Langeweile oder jenes Schmachten der Seele, jene grausame Leere, welche in dem Menschen aus Mangel der Empfindungen entstehet, die ihm ein angenehmes Bewußtseyn seines Daseyns verschaffen könnten, durch das Thor der Trägheit in die Welt gekommen ist, wodurch die Menschen so begierig nach gesellschaftlichen Vergnügungen werden, als da sind: Schauspiele, Spiel, Gastereyen, Besuche ablegen und annehmen, und Unterhaltungen, die öfters Vergnügungen nach sich ziehen, welche unserm Nutzen und unserm Wohlseyn schaden, weil, nach dem Ausspruch eines alten Philosophen, dieselben uns umarmen und kützeln, um uns zu erdrosseln.

Beschäftigungen sind dem Menschen durchaus nothwendig; allein von welcher Art sie auch seyn mögen, und wenn sie auch gleich die Sinne angenehm rühren, so bringen sie durch das zu lange Anhalten und ihre Einförmigkeit, Ermüdung und Schmachten der Seele und des Körpers hervor. Selbst die Vergnügungen, die uns am meisten schmeicheln, nehmen nach und nach von ihrer Stärke ab und verschwinden, um der Sättigung und der Langenweile Platz zu machen. Seelen, so an Wissen-

schaf-

schaften und Fleiß leer, und Menschen, so sich selbst nicht genug sind, werden mit dieser Langenweile befallen, und diese verfolgt sie in allen Unterhaltungen, in den lustigsten Gesellschaften, bey Gastereyen und Abendmahlzeiten, Festen und Assemble'en, wo so viele andere das lebhafteste Vergnügen geniessen. Sie werden nur auf eine unangenehme Art dadurch gerührt, weil sie deren überdrüßig sind. Der Müßiggang macht die Seele erkranken, so wie Mangel an Bewegung den Körper gebrechlich macht. Ein großer Herr, der in dieser Lage war, sagte einst in Gegenwart seines Pachters: es verfolge ihn eine tödtliche Langeweile; worauf der Pachter antwortete: Dies kommt daher, weil jeder Tag für sie ein Sonntag ist; und ich selbst habe immer bemerkt, daß diese Trägheit der Seele selten andere plagt, als Reiche von wenigem Geist, unwissende Große, und Weichlinge, so unfähig zu aller Beschäftigung sind; alle diese Leute können nur mit Mühe mit sich selbst allein leben. Da sie nun das Hülfsmittel der Beschäftigung nicht haben, so schleppen sie ihre Pracht, ihren Glanz, ihre Ungeschicklichkeit, ihre schändliche Unerfahrenheit, die quälende Langeweile, und ihre Person, so ihnen selbst und der Gesellschaft lästig ist, in allen Zirkeln mit sich herum, und werden dadurch der Gesellschaft zur Last, weil sie beständig unglücklich sind, und also auch unaufhörlich diejenigen quälen, mit denen sie umgehen.

Bey jenem ermüdenden Herumschweifen, so man Besuche geben nennt, und welches füglicher ein langweiliger Umgang leerer Köpfe und müßiger Herzen könnte genannt werden, ist die Unterhaltung schleppend, und hebt sich nicht anders, als durch jene einsylbigten Reden, welche Ueberdruß und Langeweile verrathen, oder durch die

die Ankunft eines Mannes von Geist, oder eines schönen Frauenzimmers. Alsdenn richten sich alle Blicke auf sie, die der Mannspersonen, um sie zu bewundern, und die der Frauenzimmer in einer andern Absicht: denn nachdem sie sie lange sorgfältig untersucht haben, und ihr die Reize nicht absprechen können, welche aller Augen bezaubern, so können sie ihren Aerger nicht mehr verbergen, und äussern ihn in ihren Reden, Geberden, Fragen, Antworten und selbst in ihrem angenommenen Stillschweigen. Die Schöne rächt sich alsdenn an ihnen, indem sie durch ihre Gegenwart vergessen werden, und sobald sie wieder fort gehet, tritt die Langeweile an ihre Stelle.

Das Spiel, welches zur Erholung des Geistes erfunden worden, wird von manchen Leuten angewandt, um die Langeweile zu vertreiben; es ist also das elende Rettungsmittel unwissender Müßiggänger, und muß mehrentheils ernsthafte Beschäftigungen ersetzen; während demselben wird ihre schläfrige Seele, durch die wiederholten Stöße der Gewinnsucht und die lebhaften Unruhen der Furcht vor dem Verlust, aufgeweckt. Diejenigen, bey denen das Spiel zur Leidenschaft geworden ist, sind, meiner Meynung nach, ungesellige Leute, sobald Gewinnsucht sich mit einmischt: denn nichts ist ungeselliger, als wenn Personen, welche gute Freunde seyn wollen, und sich zu versammeln scheinen, um sich zu unterhalten, sich aufs äusserste bemühen, einander einen Theil von ihrem Glück zu entreissen. Das Spiel, wo es am wenigsten auf Gewinnst ankömmt, ist immer das unterhaltendeste. Ein hohes Spiel sezt immer gewinnsüchtige niedrige Seelen voran, welche eifrig wünschen, entweder sich gegenseitig zu ruiniren, oder wenigstens zu quälen. Es sollte niemals einen andern Zweck haben,

als

als die Erholung des Geistes, oder höchstens die Langeweile zu vertreiben; allein alsdenn darf es nicht so beschaffen seyn, daß wenn das Glück einem zuwider ist, er den Verlust so stark fühle, und dem Verdruß und der bittern Reue sich zu überlassen Ursache habe, wodurch seine Ruhe und sein Wohlseyn gestört wird. Das Spiel ist eine schädliche Seuche, sobald es uns dem Ruin aussezt; es zeugt von der Leere der Seele derjenigen, die sich ohne dasselbe weder beschäftigen, noch mit einander unterhalten können. Dies ist ein Theil der Seelenkrankheiten, oder Laster, bey welchen die Selbstliebe zum Grund liegt; es giebt aber noch andere, so man Fehler nennt.

Von den Krankheiten der Seele, so man Fehler nennt.

Ich fand in der Abhandlung von der allgemeinen Sittenlehre, alle Beobachtungen, die ich über die Fehler und Mängel, so uns die Achtung und Neigung unserer Nebenmenschen entziehen, angestellt hatte. Da sie nun mit in meinen Plan der Beobachtungen der Seelenkrankheiten gehören, so befürchte ich, mich nicht so gut auszudrücken, als der Verfasser jenes vortreflichen Werks, und verweise den Leser, so es besizt, auf den dritten Abschnitt des zwölften Kapitels. Da indessen dieses Werk nicht sehr bekannt ist, so glaube ich, denjenigen, so es nicht besitzen, zu dienen, wenn ich hier einen Auszug davon liefere.

Laster und Fehler der Menschen sind also Krankheiten der Seelenkräfte, und Folgen von ihrem Temperament; ein guter Physiognom kennt das leztere; es wird ihm daher sehr leicht seyn, diese Fehler und Mängel

durch

durch die Betrachtung der Physiognomie der Menschen, wo nicht vollkommen zu erkennen, doch wenigstens sie zu muthmaßen, und sich ihren Wirkungen zu entziehen. Allein die Gewohnheit verändert die Menschen, und dies ist das größte Hinderniß der physiognomischen Kenntnisse.

Unglücklicher Weise ist man bey seinen eigenen Fehlern blind, und siehet nur die der andern deutlich, weil man an seine eigene Art, sie sey gut oder schlimm, einmal gewöhnt ist, und sie zu seinem Glück nothwendig glaubt; dagegen wir uns niemals an die Fehler derjenigen gewöhnen, mit denen wir leben, weil sie uns auffallend sind und wir darunter leiden. Wir wünschen, daß sie sich bessern mögten, und bemühen uns gar nicht, um die unsrigen zu verbessern, weil sie uns Vollkommenheiten scheinen.

Indessen könnte und sollte doch ein vernünftiger Mann sich mit denselben Augen betrachten, mit denen ihn die andern betrachten, und seine Mängel eben so beurtheilen, wie er die der andern beurtheilt; wenigstens sollte das Misfallende, so er an ihnen bemerkt, auf dasjenige aufmerksam machen, was an ihm misfallen oder unangenehm seyn könnte. Er weiß, daß er zu seinem eigenen Glück und zu dem der Gesellschaft nichts vernachläßigen darf, um ihre Achtung und Neigung zu verdienen, und daß die geringsten Fehler mit der Zeit tiefe unheilbare Wunden werden, welche die Gemüther derjenigen von uns entfernen, bey denen man sich, wenn man nur einige Selbstliebe besizt, auf alle Art angenehm zu machen suchen sollte.

Man wundert sich manchmal in der Welt, daß Personen, welche schon lange gewohnt sind mit einander zu

leben, sich plötzlich trennen und auf immer unversöhnlich werden; allein man wird über dies Betragen nicht mehr erstaunen, wenn man bedenkt, daß Fehler, welche anfangs leicht zu ertragen scheinen, durch ihre tägliche Wiederholung endlich zur drückendesten Last werden; es sind kleine Stiche und Schrammen, die, wenn sie zu oft wiederholt werden, endlich tiefe und schmerzhafte Wunden hervorbringen, so nicht mehr zu heilen sind. Die geringste Ueberladung, sagt Montaigne, sprengt die Thore der Geduld. Die Vertraulichkeit, in der man mit einander lebt, vertreibt das steife Wesen und betäubt eine Zeitlang darüber, was man gegenseitig leidet; allein das glimmende Feuer entzündet sich, macht helle, und zeigt die Fehler sehr lebhaft; endlich ergreift es die Lunte und die Bombe springt. Dies ist die wahre Ursache der öftern Uneinigkeit zwischen Verehlichten, Verwandten und den vertrautesten Freunden; und dies ist ohne Zweifel einer der großen Bewegungsgründe, wodurch man in verschiedenen Ländern sich entschloß, und in andern sich entschliessen sollte, die Ehescheidung zu erlauben.

Wenn man sich über die Schwachheiten derjenigen ärgert, mit denen man, entweder aus eigner Wahl, oder aus Nothwendigkeit, verbunden ist, zu leben, so verräth man seine eigene Schwachheit, und zeigt, daß man nicht fähig ist, in Gesellschaft zu leben. Um in einem beständigen guten Vernehmen zu leben, muß man, wie man sagt, die Fehler wechselsweis ertragen. Dieser Rath ist sehr gut, ja es ist sogar eine Pflicht; allein wie wenig Menschen haben die Stärke, ihn auszuüben! Blos ein vollkommen gut organisirter Kopf ist im Stand, eine so große Nachsicht, eine solche anhaltende Sanftmuth des Karakters, eine so fortgesezte Aufmerksamkeit, eine so

freund-

freundliche Laune und angenehmes Betragen zu haben, welche erfordert werden, um eine Verbindung zwischen Menschen, und besonders zwischen Mann und Frau, dauerhaft zu machen, welche leztern einander gar zu genau kennen lernen, als daß sie nicht aufhören sollten, sich zu lieben.

Zu viele Furcht von den Fehlern unserer Nebenmenschen zu leiden, bringt Mistrauen und Menschenfeindschaft hervor, welche Gesinnungen der Ruhe der Gesellschaft ganz zuwider sind, und Anlaß geben, zu glauben, daß derjenige, der sie hegt, selbst einen verdächtigen Karakter hat: denn diejenigen, so nicht an die Tugend der andern glaubert, geben Gelegenheit zu muthmaßen, daß sie selbst keine haben.

Der mistrauische Mensch, der sich vor allem fürchtet, ist nothwendigerweise sehr elend; immer mit Fallstricken und eingebildeten Gefahren umgeben, kennt er weder die Süßigkeit der Freundschaft, noch das Vergnügen der Ruhe oder das Angenehme der Gesellschaft, und man bezahlt diese angebliche Sicherheit viel zu theuer, wenn man sie um den Preis des Mistrauens erkauft. Ein böser Mensch ist immer mistrauisch und voller Verdacht, und durch diese lange und grausame Strafe des Mistrauens selbst, bestraft ihn die Natur wegen seiner Bosheit. Man muß freylich die Menschen vorher auf die Probe stellen, bevor man ihnen sein Zutrauen schenkt; allein derjenige ist sehr unglücklich, der niemand seines Zutrauens werth findet.

Unbegränztes Vertrauen in die Menschen sezen, ist nichts weniger, als Tugend, sondern ein Zeichen von Schwachheit und Unerfahrenheit: denn man kann nicht ohne Gefahr allen Menschen trauen; dies verbietet die

Klugheit; allein man ist sehr unbesonnen und sehr unglücklich, wenn man keinem Menschen traut.

Es giebt Menschen, welche sich so sehr von dem, was man Laune nennt, beherrschen lassen, und deren Galle so leicht zu erregen ist, daß die geringsten Dinge sie reizen, und sie daher niemals recht heiter seyn können. Man sollte glauben, daß sie sich so, wie die Menschenfeinde, blos von Aerger und Galle nähren, und nur darinne Vergnügen finden, wenn man sie verabscheut.

Es ist sehr schwer, daß derjenige, der gegen jedermann mürrisch und verdrüßlich ist, sich die Freundschaft irgend eines Menschen erwerben könne; dies sind gallsüchtige Leute, die aus Mangel der natürlichsten Ueberlegung, die Plage ihrer Familien und der Gesellschaft werden. Wie viele Eheleute leben, ohne gültige Ursachen, als wahre Feinde mit einander, und scheinen nicht kaltblütig oder ohne Zorn mit einander reden zu können? Wie viele verdrüßliche Väter können die unschuldigsten Spiele ihrer Kinder nicht ohne Zorn ansehen? Wie viele Herren glauben nicht, sich zu erniedrigen, wenn sie mit ihren zitternden Bedienten anders, als heftig redeten? Kurz, es giebt gallsüchtige Menschen, welche ihrer Galle bey jeder Gelegenheit freyen Zügel lassen; alles ärgert diese Menschenfeinde, welche mit Eitelkeit und Neid erfüllt sind, denen alles misfällt, die durch alles beleidigt werden, und in deren Augen die ganze Natur entstellt ist. Sie wissen es vermuthlich nicht, oder können es sich nicht überreden, daß in jeder Lage des Lebens, der Mensch lieben müsse, um geliebt zu werden, und daß sein Glück davon abhängt. Kann es wohl einen grausamern Zustand geben, als den einer Gattin oder eines Gatten, welche für das ganze Leben verdammt sind, den Eigen-

sinn

sinn und die üblen Launen ihrer Hälfte auszuhalten, welche sogar durch Liebesbezeugungen gereizt wird? Ferner den Zustand der Kinder, welche die strenge, nie entrunzelte Stirne des Vaters zurück schreckt? Ein mürrischer Herr, der mit allem unzufrieden ist, wird nie mit Eifer und Liebe von seinen in Furcht gesezten Bedienten bedient werden. Welche Freunde kann sich wohl ein ungeselliger, verdrüßlicher Mensch erwerben, dessen schlimmer Umgang sie beleidigt und erniedrigt?

Ein dummer Stolz, so durch die Galle erhöht wird, macht gemeiniglich die Grundlage des Karakters dieser wilden und mürrischen Menschen aus. Sie mögen uns immerhin sagen: man könnte sich nicht umschaffen, und ihre Laune sey die Folge ihres Temperaments; es liegt zwar einige Wahrheit in diesem Sprüchwort; allein wenn man sich selbst erkennt und sorgfältig beobachtet, und sich gewöhnt, die Fehler unserer Organisation zu bestreiten, so kann man sich zu einem geselligen Menschen umschaffen. Man wird freylich den Grund seines Karakters niemals gänzlich umändern; allein man kann, nach dem Beyspiel Sokrates, aus einem wilden Thier, ein guter Mensch werden und sich mit den Menschen versöhnen. Ueble Laune erhöht die Fehler der andern, ja manchmal existiren sie blos in unserer kranken Einbildungskraft. Wollte ein mürrischer Mensch in Augenblicken der Ruhe sich um die Ursache davon fragen, so würde er öfters finden, daß sein Verdruß keinen andern Grund hat, und daß er völlig unrecht habe, sich selbst und andere zu quälen.

Menschenfeindschaft, oder jene üble Laune, wodurch wir Feinde aller Menschen werden, und alle diejenigen hassen, mit denen wir in Gesellschaft glücklich leben sollten,

ten, ist eine unmenschliche und wilde Lage, welche ihren Grund in einem sehr reizbaren Stolz hat. Indem wir die Augen über unsere eigenen Fehler verschliessen, übertreiben wir die der andern und beurtheilen sie zu strenge. Ein Menschenfeind kennt weder Nachsicht noch Mitleiden, und Neid und Eifersucht, welche immer unzufrieden sind, haben gewöhnlich sehr vielen Antheil an dem Haß gegen das Menschengeschlecht.

Die wahre und von Vorurtheilen entblößte Weisheit kann unmöglich den Menschenhaß bey einem Wesen billigen, so mit Menschen in Gesellschaft leben soll; sie billigt die Vorsicht und macht uns die Gesellschaft der Unbesonnenen und Bösen vermeiden; allein sie verwirft eine finstere Gemüthsart, die mit niemand zufrieden ist, und verdammt den hartnäckigen Haß, wodurch das allgemeine Wohlwollen verbannt wird. Der Menschenfeind ist sehr oft ein böser Mensch, der sich die Liebe keines Menschen erwerben kann, und sich also entschließt, die ganze Welt zu hassen.

Ueble Laune, Ungeselligkeit, Menschenfeindschaft, sind wahre Laster, Gemüths- und folglich auch Seelenkrankheiten. Die Moralisten, welche sie zur Vollkommenheit erheben wollten, waren selbst nicht richtig in ihrem Kopf, weil sie, gegen alle gesunde Vernunft, den Menschen überreden wollten, daß er sich von der ihm angebohrnen Liebe losmachen müsse, und daß es Verdienst und Tugend sey, seinen Nächsten zu verabscheuen, sich von seines Gleichen zu entfernen, sich abzusondern und als ein unnützes Glied der Gesellschaft zu leben. Sie vergaßen, daß die Liebe des Nächsten ein Naturgesetz ist, und daß Tugend nur alsdenn Tugend verdient genannt

zu

zu werden, in sofern sie sanft, nachsichtsvoll, wohlwollend und nützlich ist.

Schwachheit, Weichlichkeit und Unbeständigkeit sind wahre Fehler und öfters Laster. Ein schwacher Mensch läßt sich von denjenigen leiten, welche so viel Gewalt über seinen Geist erlangt haben, daß sie ihn öfters sogar zum Laster verführen können; man kann sich niemals auf ihn verlassen, weil er den erhaltenen Eindrücken keinen Widerstand thut; er dreht sich mit jedem Wind, und wird das Spiel derer, die ihn beherrschen. Wie soll man auf Menschen rechnen, welche keine andere Meynung haben, als die der Personen, welche sie antreffen, und geneigt sind, selbst ihre Freunde jedem zu überlassen, der sie zerreissen will? Niemals ist ein schwacher, furchtsamer und feiger Mensch ein wahrer Freund gewesen; ein schwacher, furchtsamer und wankelmüthiger Regent ist eine wahre Plage für sein Volk; die Hofleute belagern ihn, machen ihn unbeständig, unentschlüßig, unbesonnen, und lassen ihn öfters, ohne daß er es weiß, mehr Böses thun, als der entschlossenste Tyrann thun würde. Wenn man nicht die Stärke besizt, dasjenige zu verweigern, was man nicht erlauben soll, und immer befürchtet, zu misfallen, so läuft man große Gefahr, aus blosser Gefälligkeit lasterhaft und bös zu werden. Ein schwacher Mensch kann manchmal geliebt werden, weil er nichts verweigert; man kann ihn bey Gelegenheit der Fehler, so man ihn begehen läßt, bedauern; aber niemals kann man ihn aufrichtig schätzen; öfters wird er sogar verachtet.

Aus Schwachheit entstund der Despotismus, weil der Stärkere seine Gewalt, seine Standhaftigkeit und seine Kraft misbrauchte, um seine Herrschaft über den

Schwachen zu befestigen, den er zu seinem Sklaven gemacht hatte. Der Despotismus macht blos bewegliche Bildsäulen, die immer bereit sind, alle Eindrücke anzunehmen, die er ihnen geben will, und diese Eindrücke haben mehrentheils das Böse zum Zweck. Die Regierungsform wirkt mächtig auf die Menschen, und hat den stärksten Einfluß auf den Karakter und die Sitten. Eine militärische Regierungsform giebt den Militärpersonen und dem Adel den Ton der Unbesonnenheit, der Eitelkeit, des Stolzes, der vorgefaßten Meynung und der Ausgelassenheit; sie spielen in ihren Zirkeln den kleinen Despoten; der unterjochte Bürger und Bauer getraut sich kaum zu handeln; sie werden furchtsam, schwach, kleinmüthig, und sind genöthigt, ihre Zuflucht zur List zu nehmen, welches die einzige Hülfe der Schwachen gegen die Stärkern ist.

Die Bosheit des menschlichen Herzens hat dem gesellschaftlichen Glück weniger Hindernisse entgegengesezt, als Leichtsinn, Unbesonnenheit, Zerstreuung und Leichtfertigkeit; diese Fehler sind gar oft ganz unrecht als Annehmlichkeiten betrachtet worden, und Leute von Verstand werden sie immer verdammen.

Aus dem Leichtsinn und der Unbesonnenheit entstehet die Sucht zu reden, und die Schwatzhaftigkeit; dieser Fehler, welcher in seinen Wirkungen so schrecklich ist, verräth nicht immer ein böses Herz, ob er gleich eben so schlimme Folgen hervorbringt, als die Bosheit selbst; öfters rührt er von einer elenden Eitelkeit her, indem man es sich zum Verdienst macht, die Neugierde anderer zu stillen, und ihnen zugleich zeigen will, daß man mehr weiß, als sie.

Die

Die Neugierde ist kein Laster, wenn sie die Begierde, sich von den zu seinem Wohl nothwendigen Dingen zu unterrichten zum Grund hat; allein sie ist ein großer Fehler, wenn sie so weit gehet, um die Geheimnisse anderer erfahren zu wollen. Eine solche Neugierde zeigt einen sehr leeren Kopf an, und ein solcher Neugieriger ist gemeiniglich ein müßiger und träger Mensch, der wenig Begriffe hat, und das Leere seines Gehirns auszufüllen sucht; er ist immer unverschwiegen und plauderhaft, und manchmal eitel genug, um sich bey andern Müßiggängern ein Verdienst daraus zu machen, zu zeigen, daß er dasjenige weiß, was andere nicht wissen.

Viel reden und gut reden, sind zwey Dinge, die sich selten bey einer Person zusammen finden. Nichts ist ermüdender und langweiliger, als jene unbarmherzigen Schwätzer und ewigen Plauderer, die immer auf dem Rednerstuhl zu stehen glauben, und niemals davon herunter treten; dies heißt, die Eigenliebe der andern wenig schonen, wenn man ihnen nicht erlaubt, ihrer Seits zu reden; allein manche Leute stehen in dem Wahn, daß wenn sie viel reden, sie auch viel Verstand zeigen, und dies kann man dummen Köpfen wohl zugeben; wo ist aber der vernünftige Mann, der Dummköpfen zu gefallen sucht, und an ihrer Gesellschaft Vergnügen findet? Man muß anhören und schweigen, wenn man nichts nützliches oder angenehmes zu sagen hat, und man gewinnt weit mehr durch das Stillschweigen, als durch das Reden: denn man behält sein Geheimniß und erfährt dasjenige der andern. Ausserdem sagt ein sehr gemeines aber sehr richtiges Sprüchwort: Ein volles Gefäß macht weniger Lärm, als ein leeres.

Die große Kunst der Unterhaltung bestehet darinnen, daß man niemand beleidigt oder erniedrigt, von nichts

spricht, als von dem, was man weiß, und die andern von nichts unterhält, als was ihnen gefallen oder nützlich seyn kann, und daß man nicht immer den Redner mache, weil man die andern beleidigt, indem man sie von der Unterredung ausschließt. Diese Kunst, welche so viele Leute zu besitzen glauben, ist dennoch nicht sehr gemein. Die Gesellschaften wimmeln entweder von Prahlern, die durch ihre alberne Eitelkeit jedermann gegen sich einnehmen, immer von allem reden und angehört seyn wollen, oder von langweiligen Menschen, die uns ermüden, indem sie immer reden und uns von Dingen unterhalten, die uns wenig intereßiren. Ein Dummkopf glaubt, daß dasjenige, was seinem engen Gehirn merkwürdig scheint, auch allen Menschen wichtig seyn muß.

Die Unterhaltungen der Großen passen nicht für die Geringern: denn jeder spricht nach seinem Stand. Die Unterhaltungen der Weltleute sind gemeiniglich deswegen so leer, ihre Besuche so ermüdend, ihre glänzendesten Versammlungen und kostbarsten Mahlzeiten, so voller Langenweile, weil der Umgang des Lebens hier Leute zusammen bringt, die nicht für einander gemacht sind; Leute, die sich wenig lieben und schätzen, sich wenig kennen, nichts nützliches einander zu sagen haben, und einander auch nichts sagen. Das, was man große Welt nennt, bestehet mehrentheils aus müßigen sehr eitlen Personen, die sich gegenseitig nichts schuldig zu seyn glauben, die ohne alle Aufklärung und Unterricht nur Steifigkeit, Trockenheit und Langeweile in die Gesellschaft bringen: denn die Unterhaltung muß nothwendig leer und schleppend seyn, wenn das Herz und der Verstand keinen Antheil daran nimmt. Blos allein aufrichtige, freymüthige

Freund-

Freundschaft, Tugend, Wissenschaft und Sanftmuth beleben den Umgang mit Menschen.

Unwissenheit, Müßiggang, Ungeschicklichkeit zum Denken und Dürre des Herzens, erzeugen jene Menge langweiliger, nichts sagender, unausstehlicher und schaaler Köpfe: denen ein klein wenig Vernunft die Stunden der beschäftigten Menschen schätzen lernen würde, damit sie nicht regelmäßig sie überlaufen, um ihnen zu sagen, daß sie nichts mit ihnen zu reden wissen.

Wenn die wahre Höflichkeit darinne besteht, daß man niemand beleidige, so sind der eitle Mann, der Narr, der Stutzer und der Hoffärtige, die auf ihre Vollkommenheit stolz, und von der Schönheit ihres Putzes und anderer Kleinigkeiten ganz trunken sind; ferner die leichtsinnige dreiste Coquette und der geringschätzende Große, lauter unhöfliche Leute, die die Gesellschaft beleidigen. Pracht, Putz und vornehmes Wesen haben ihren Grund in einer lächerlichen Eitelkeit. Selbstvertrauen und Windbeuteley sind Krankheiten, die beynah unheilbar sind: denn wie soll man einen Menschen kuriren, der immer mit sich selbst zufrieden ist, und sich über das Urtheil der andern erhaben glaubt?

Manche Leute glauben eine große Klugheit zu verrathen, wenn sie niemals mit andern einerley Meynung sind; sie würden aber weit richtiger urtheilen, wenn sie sich einmal recht überzeugen könnten, daß der Widerspruchsgeist, die zu große Hitze und das Beissende in den Reden, wie auch die Liebe zur Sonderbarkeit, ein Beweis ihrer üblen Laune und ihrer Unhöflichkeit sind. Ist es nicht edler, höflicher und größer, wenn man mit Sanftmuth nachgiebt, selbst denn, wenn man überzeugt ist,

daß

daß man Recht hat, als wenn man mit unvernünftigen Leuten bis ins Unendliche streitet?

Die Sonderbarkeit und Affektirung zeigen oft mehr Stolz, als Klugheit und Kenntnisse an, wenn der Gebrauch, oder die Mode, der Vernunft oder der Tugend nicht gerade zu entgegen sind. Diese Sonderbarkeit und Kleinheit des Geistes machen einen Menschen in den geringsten Sachen eigensinnig und im Umgang unerträglich; seine empfindliche und zarte Eitelkeit darf beynah nicht berührt werden, ohne daß man befürchten muß, sie zu beleidigen. Eine gar zu reizbare Eitelkeit zeigt eine Schwachheit, eine Kleinheit des Geistes und eine kindische Unerfahrenheit an. Indessen haben diese Kleinigkeiten, welche ein vernünftiger Mann nur bemerken sollte, um sie zu verachten, öfters in dieser eitlen und leichtsinnigen Welt, die ernsthaftesten und schädlichsten Folgen; derjenige also, der sich so schwach fühlt, sollte sich der Gefahr der Gesellschaft nicht aussetzen, in welche er blos Zwang und Langeweile für andere und Abneigung gegen sich selbst mitbringt.

Personen von allem Alter und Stand scheinen durch den Werth, den sie auf Kleinigkeiten, nichtsbedeutende Dinge und glänzenden Putz setzen, auch wenn sie schon groß sind, noch in der Kindheit zu seyn, und blos ihr Spielwerk verändert zu haben. Welchen andern Begriff kann man sich von diesen armseligen Seelen, von diesen Weibern und Männern machen, die sich den ganzen Tag mit ihrer Toilette und mit ihrem Putz beschäftigen? Die wahre Strafe für diese großen Kinder, und das wahre Gegenmittel gegen ihre lächerliche Eitelkeit ist, daß man sie gar nicht bemerkt.

Eine

Eine unzählliche Menge Reisender befinden sich auf dem engen Pfad des Lebens, und jeder bemüht sich, nach seiner Art, das Glück zu erlangen, das er glaubt, vor sich zu sehen; da findet man Unvorsichtige, Leichtsinnige, Zerstreute, Blinde, Unbedachtsame, Unbesonnene, die alle mögliche Wendungen nehmen, drücken und gedrückt werden, stoßen und gestoßen werden, die ihnen begegnen, schlagen und verwunden, und allen beschwerlich fallen. Dies sind die Kranken oder die Feinde, mit welchen die Vernunft in der Gesellschaft beständig zu kämpfen hat; ausserdem hat sie noch die Unwissenheit, den seltsamen Geschmack, sonderbare Meynungen und Verkehrtheit des Geistes zu bestreiten, welches lauter wahre Krankheiten der Seele sind, worüber man viele Beobachtungen anstellen könnte, und die in der Gesellschaft immer durch den Spott oder die Verachtung bestraft werden.

Lächerlich werden, ist jedem Menschen unerträglich, der nur einige Eigenliebe hat; daher vermeidet ein kluger Mann in seinem Betragen und in seinen Reden alles, was ihn lächerlich oder verächtlich machen könnte; allein er widersteht jenem Lächerlichen, welches in verdorbenen Gesellschaften öfters auf Verdienst und Tugend fällt: denn es ist gar nicht sonderbar, daß ein regelmäßiges, kluges Verfahren, leichtsinnigen und verdorbenen Leuten seltsam vorkommen kann. Rechtschaffenheit, Schaamhaftigkeit, und selbst die Billigkeit, ist öfters dem Spott des Lasters ausgesezt. Von seiner eigenen Größe überzeugt, verachtet der rechtschaffene Mann beleidigende Spöttereyen und beissende Satyre, diese den Weltleuten so furchtbare Plagen und Götzenbilder einer misverstandnen Ehre, denen sie öfters ihr Glück, ihr Gewissen und ihr Leben aufopfern.

Jeder Spötter ist ein eitler und böser Mensch: denn Spötterey entstehet immer entweder aus Bosheit oder aus Neid; am Ende aber wird der Spötter gehaßt und entehrt, wenn er das Verdienst und die Tugend angreift. Ueber seine Vorgesezten spotten, ist ein Zug der Narrheit; gleichgültige Personen verspotten, heißt, sich thörichter Weise ihrer Rache und ihrem Haß aussetzen; denjenigen verspotten, so man seinen Freund nennt, oder dafür hält, heißt, ihn einen Spaß aufopfern, und ist ein Meyneid; seine Untergebenen oder die Unglücklichen verspotten, ist eine schändliche Niederträchtigkeit. Es ist grausam gehandelt, wenn man diejenigen verspottet, welche man bedauern und trösten sollte; dahin gehören alle von der Natur verwahrloßte Personen, bucklichte Leute, blödsinnige Köpfe, die, so einen dummen Streich begehen, die, welche die Nothwendigkeit zwingt, alles zu ertragen; dergleichen Menschen sind einem beständigen beleidigenden Spott ausgesezt: sie müssen die Stiche einer Menge feiger Leute ertragen, die auf Unkosten dieser Unglücklichen zu glänzen suchen, deren Unförmlichktit und Mängel das Mitleiden und Bedauren derjenigen erregen, welche ein gutes Herz und einen gesunden Verstand haben. Ein Geist, so an Thorheiten, Eitelkeiten und Eigenliebe krank liegt, ist nicht im Stand, zu überlegen, wie häßlich und klein es ist, wenn man unglückliche, schwache und elende Menschen verlacht, oder dem Spott aussezt. Leute von Verstand sollten sich hierinnen mehr, als andere, zurück halten und befürchten, zu beleidigen: denn die Lebhaftigkeit des Geistes, das Feuer der Einbildungskraft und Munterkeit, bringen öfters bey ihnen eine Art Trunkenheit und einen Muthwillen hervor, gegen den sie nicht genug auf ihrer Hut seyn können.

Jeder Mensch, der eitel, unbesonnen und schwach genug von Verstand ist, um durch seinen Witz, seinen Spaß und Spöttereyen, nicht nur einen Freund, sondern auch gleichgültige Leute zu beleidigen, sollte aus seinen Gesellschaften ausgeschlossen werden, deren Mitglieder einander gegenseitige Achtung schuldig sind. Spötter und Witzlinge, Satyriker und Lustigmacher, sind öfters Leute von Kopf, welche mit einem sehr bittern und beissenden Salz die Gerichte würzen, an denen sich die Bosheit ergözt; allein selten verdienen sie Achtung von Seiten ihres Herzens, welche in dem Umgang des Lebens doch weit wichtiger ist, als jene witzigen Einfälle, auf die man in der Welt so viel hält. Trauet, sagt Horaz, demjenigen nicht, der von seinem abwesenden Freund übel spricht; auch dem nicht, der ihn nicht vertheidigt, wenn man ihn beschuldigt; ferner, dem nicht, der durch seine glücklichen Einfälle euch zu lachen macht; er besizt auf alle Fälle eine verdorbene Seele. *)

Spott, Scherz und Lächerlichmachen, können nur dann nützlich und löblich seyn, wenn sie im Allgemeinen auf die herrschenden Laster der Gesellschaft angewandt werden, deren Unverschämtheit, Thorheit und Lächerlichkeit sie unterdrücken können; dies ist der Gegenstand der Komödie, welche dadurch zur Schule der Sitten wird, wenn sie nicht die Gränzen der Sittsamkeit überschreitet und die Schaamhaftigkeit beleidiget. Was ist wohl lächerlicher und der Satyre würdiger, als die Eitelkeit so vieler Mannsperso-

*) — — Absentem qui rodit amicum;
Qui non defendit, alio culpante; solutos
Qui captat risus hominum, famamque dicacis;
Hic niger est, hunc tu Romane caveto. HORAT. Satyr. 4. L 1.

personen und so vieler Frauenzimmer, welche sich ganz ernsthaft mit prächtigen Tändeleyen, Putz, seltsamen Moden und sonderbaren Kleidungen beschäftigen? Sind dergleichen Leute wohl erwachsene Menschen oder Kinder, oder bewegliche Puppen, deren Kopf nur mit Spielwerk erfüllt ist, welches sie überdrüßig werden, und mit jedem Augenblick verändern?

Kann man wohl auf der Welt etwas lächerlicheres sehen, als einen Geken, der nur in Gesellschaften geht, um daselbst seine Thorheit, seine Albernheit, seinen Wagen, seine Manschetten, sein Kleid und seine Dummdreistigkeit auszukramen? Kann man ohne Lachen die Ziererey und Eitelkeit einer alten Coquette ansehen, welche, bis in ihr Grab, den leichtfertigen Ton, die süßschmachtende Sprache, Gebärden, Leichtsinnigkeiten und den Putz der Jugend beybehält? Betrachtet man wohl ohne Mitleiden die bürgerliche und ungeschickte Eitelkeit so vieler gemeiner Leute, welche die Narrheit haben, zu glauben, daß sie mit ihrer Plumpheit vornehme Personen nachahmen? Was ist wohl ermüdender, als ein schaaler Schwätzer, der das Wort nimmt, um durch sein Geschwätz alle Ohren zu beleidigen? Ist wohl etwas verächtlicher, als der Stolz eines Prahlers, der über alles schwazt und urtheilt, ohne das geringste davon zu verstehen? Mit welchen Augen soll man jene verdrüßlichen Menschenfeinde betrachten, so mit Galle und Neid erfüllt sind, und blos darum aus ihren Winkeln hervorkriechen, um ihre schwarze und unangenehme Laune um sich her zu verbreiten, und sogar die sie umgebende Luft damit anzustecken? Ist wohl etwas fähiger, die heitere Munterkeit, diesen wahren Balsam des Lebens, und die gesellige Harmonie zu verbannen, als jene eigensinnigen und widersprechenden Menschen, die es

sich zum Grundsatz machen, niemals der Meynung anderer Menschen zu seyn?

Allein der Weise, der ein fühlendes Herz hat, ist weit geneigter, mit Heraklit, die Schwachheiten, Mängel und Irrthümer der Menschen zu beseufzen, als sie mit Bitterkeit zu tadeln. Er vergießt Thränen, wenn er siehet, daß ein dummer Stolz, so sich unter dem Namen Ehre verbirgt, täglich das Blut dieser unbesonnenen Kinder von Menschen fliessen läßt, die alsdenn nicht mehr belustigen. Sein Lachen verschwindet, wenn er überlegt, daß die Selbstliebe von den Menschen verkannt und misverstanden wird, und daß sie, statt dadurch ihr Glück zu befördern, welches der wahre Zweck und Gegenstand davon ist, sie dieselbe zum Laster, zur Zerstörung der Gesellschaft und zu ihrem eigenen Unglück anwenden.

Man bedauere also die Menschen, wegen ihren Irrthümern, als nothwendige Folgen ihrer Unbesonnenheit, wegen ihrer Unerfahrenheit, und den falschen Begriffen, die sie sich von dem Glück machen, und wegen den Irrwegen, so ihre kranken Seelen erwählen, um dahin zu gelangen.

Der größte Theil der Menschen ist schwach, unvorsichtig und blind geboren; wollte man sie hassen, weil sie Fehler haben, so würde man die Ungerechtigkeit mit der Unmenschlichkeit verbinden, und sich ohne Nutzen für sich selbst und für andere quälen. Die Menschen, wegen ihren Schwachheiten und Lastern verabscheuen, hieße, sie deswegen verabscheuen, weil sie das zärtlichste Mitleiden verdienen.

Laßt uns demnach unsere Nebenmenschen lieben, die, ohnerachtet ihrer Fehler, uns noch Reize darbieten; laßt

uns versuchen, ihre Neigung und Zutrauen zu gewinnen, und gleich einem erfahrnen und menschenfreundlichen Arzt, sie nicht fliehen, sondern ihnen alle Hülfe leisten, wodurch ihre kranken Seelen geheilt werden können; laßt uns sie nicht durch finstere Laune gegen uns aufbringen; vielmehr sollen die Mittel, so wir ihnen anbieten, den angenehmen Geruch der Freundschaft und das Sanfte der Wohlthätigkeit haben; laßt uns sie zur Tugend einladen, indem wir ihnen deren Reize zeigen. Die Tugend allein ist es, wodurch die gesellige Harmonie erhalten wird, indem sie den Geist des Friedens einflößt und den Vortheil des einzelnen Glieds mit dem der Gesellschaft verbindet; sie allein zeigt jedem Mitgleid, daß sein Wohlseyn genau mit dem seiner Nebenmenschen verbunden ist, und daß er nicht glücklich seyn kann, als indem er den Trieb der Selbstliebe zur Beförderung des Glücks der andern anwendet.

Man findet Leute, welche so schwach und so unbesonnen ehrgeizig sind, daß sie überall die erste Rolle spielen wollen; indessen muß doch derjenige, der sein Leben mit einiger Freude zubringen will, so viel möglich, sich nach der übel oder gut gerichteten Eigenliebe derjenigen richten, mit denen er umgehet: denn mit Menschen leben, heißt, mit Wesen voller Eigenliebe und Vorurtheil leben, und diesen muß man sich unterwerfen, oder sich zur Einsamkeit verdammen. Es ist edel und groß, wenn man seine eigenen Schwachheiten überwindet und die der andern erträgt; die große Kunst des Lebens bestehet darinnen, daß man wenig verlangt und vieles bewilligt; weigert man sich aber, sich nach der guten Meynung zu richten, welche die Menschen von sich selbst haben, so muß man tausend unangenehme Dinge in seinem Leben erfah=

erfahren: denn um seine Rolle in der Welt gut zu spielen, ist es nothwendig und nützlich, daß man jeden die seinige nach seinem Gefallen spielen lasse. Die Rolle des weisen, des guten und des geselligen Menschen ist, daß er geduldig, nachsichtsvoll und großmüthig sey, und in seinem Herzen die Anwandlungen des Zorns zurück halte, welche, ohne jemand zu bessern, ihn selbst nur unglücklich machen würden.

Die Thorheiten der Menschen sind nicht so viel werth, daß man sich mit ihnen deswegen entzweye, wenn man nicht ein Feind aller Menschen seyn will, welches eine noch größere Thorheit wäre. Der Weise lacht darüber, oder bedauert sie innerlich; manchmal bequemt er sich auch zu den Kinderspielen und Kleinigkeiten dieser Wesen, deren Vernunft noch nicht entwickelt, oder durch das Vorurtheil verfinstert ist: denn er weiß, daß bitterer Tadel nichts gegen den reissenden Strom der Mode, des Vorurtheils und der Kleinheit des Geistes vermag. Da wir den geselligen Konvenzionen unterworfen, einzeln genommen, weder die Richter, noch die bestimmten Reformatoren derselben sind, so wollen wir unterdessen, daß der menschliche Geist sich entwickelt und von den Fesseln des Vorurtheils losreißt, jeden in dem Rang lassen, den ihm dieses Vorurtheil anweißt, und voll Achtung für unsere Nebenmenschen, uns nicht selbst von der Krankheit ergreifen lassen, die wir an andern bedauren; laßt uns sie nicht betrüben, indem wir ihre Selbstliebe durch einen hohen Ton und stolzes Betragen beleidigen, wodurch die Lehren der Weisheit selbst unkräftig gemacht würden. Wir wissen, daß der größte Theil der Menschen sein Wohlseyn thörichter Weise an unbedeutende Meynungen knüpft; allein der Weise muß auch wissen,

daß cynisches Betragen, Menschenfeindschaft, üble Laune, Sonderbarkeit und bittere Satyre, keineswegs die Mittel sind, die Menschen aufzuklären und sie zu bessern.

Endlich soll die wohlverstandene Liebe zu uns selbst, welche der Bewegungsgrund aller unserer Handlungen seyn soll, uns belehren, daß, um ein nützliches Glied der Gesellschaft zu seyn, man sich ihr angenehm machen müsse, und daß es nicht hinreicht, Wissenschaft, Talente, Sitten und Tugenden zu besitzen, wenn man nicht ein gefälliges Betragen damit verbindet. Der rechtschaffene Mann darf den Titel eines liebenswürdigen Mannes nicht verachten. Es ist kein Verdienst, sondern Nachläßigkeit, Dummheit, eitler Stolz, Ungezogenheit und Thorheit, wenn man ein lächerliches seltsames Betragen, ein mürrisches Aeusserliche, einen groben auffahrenden Ton, eine unanständige Freymüthigkeit, und eine bäurische Unwissenheit aller eingeführten Sitten und Gewohnheiten annimmt: denn ein angenehmes Betragen erhöht den Glanz des Verdiensts, und der Weise darf sich nicht schämen, den Grazien zu opfern.

Von der Coquetterie.

Die Coquetterie ist ein Fehler, der an beyden Geschlechtern nie genug kann getadelt werden. Sie hat ihren Grund in einer verächtlichen Eitelkeit, wodurch man bewogen wird, unrechtmäßige Leidenschaften erregen zu wollen, um so viel Köpfe, als nur möglich, unter seine Herrschaft zu bringen, nicht in dem Vorhaben, Verbindungen zu knüpfen, so die Natur und die Vernunft billigte, sondern mit der Absicht über diese Sklaven, eine gewisse despotische Herrschaft zu führen, auf welche ein

kluger

kluger Mann, oder ein gutdenkendes Frauenzimmer, keinen Anspruch machen darf. Ist es nicht grausam, daß man jemand betrügt, bey dem man Verlangen und Hofnung auf Gunstbezeugungen zu erregen gesucht hat, die man entweder nicht ertheilen will, oder nicht kann? Ist es nicht eine sehr strafbare Eitelkeit, wenn man alle Mittel aufsucht, die Herzen zu fesseln, blos in der Absicht, den Triumph seiner Reize zu zeigen, und sie nachher seinen Einfällen und Launen aufopfert? Und ist es nicht unvorsichtig und leichtsinnig gehandelt, wenn man dem Publikum, dem man Achtung schuldig ist, oder der Feinheit der Empfindungen, oder auch Personen, so man schonen sollte, Verdruß und Unruhe zufügt, ja sogar Vermuthungen erregt, welche die andern entehren, indem man sich selbst dadurch entehrt?

Unter welchem Gesichtspunkt man auch die Coquetterie betrachtet, so verräth sie immer eine böse Anlage, und zeugt von einem Willen, der beständig geschäftig ist, die scheinbare oder wahre Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit der andern zu stören, und dies ist eine Bosheit; ferner zeigt sie eine Leichtsinnigkeit des Geistes bey einer wichtigen Sache an, und eine nicht zu rechtfertigende Eitelkeit. Wenn man in dieser Absicht jedermann zu gefallen sucht, so ist man ein hinterlistiger Mörder, und man mag es entschuldigen, wie man will, so bleibt es immer gewiß, daß nur ein böses Herz und ein verdorbener Verstand, sich dieser Eitelkeit überlassen kann. Ein rechtschaffenes Frauenzimmer, oder ein rechtschaffener Mann, suchen nur demjenigen oder derjenigen zu gefallen, mit denen sie denken, eine aufrichtige und bleibende Verbindung einzugehen, oder mit denen sie schon auf eine solche Art verbunden sind: denn wenn man richtig

denkt, so vermeidet man alles, was Verdacht erregen kann, weil man weiß, daß sein eignes Glück von den Gesinnungen des Herzens abhängt, mit dem man verbunden ist, oder mit dem man sich verbinden will. Achtung, Friede, Zutrauen und Liebe, oder wenigstens die engste Freundschaft sind die Empfindungen, so man zu erregen oder zu erhalten suchen soll; aber gerade diese werden durch die Coquetterie vertrieben.

Bey beyden Geschlechtern ist die Liebe eine natürliche Leidenschaft, so durch das Temperament erregt und durch die Einbildungskraft genährt wird, und sie entstehet durch die Schönheit des Körpers, manchmal auch durch die des Geistes. Hat die Liebe blos die erstere Schönheit zum Zweck, so verschwindet sie gemeiniglich auch wieder mit ihr, weil der Genuß ihr sehr bald allen Reiz raubt, und die Schönheit eine vorübergehende Blume, die Liebe aber ein leichter Schmetterling ist.

Es ist schwer, daß ein Frauenzimmer, deren Schönheit alle Blicke auf sich zieht, nicht von dem Weyhrauch trunken werde, den ihr Schmeichler und selbst aufrichtige Personen unaufhörlich streuen. Durch die beständigen Lobeserhebungen wird sie eitel, freut sich über die große Menge ihrer Anbeter, gewöhnt sich endlich, sie gefällig anzuhören, und wird nach und nach eine Coquette. Ein schönes Frauenzimmer bemerkt gar bald ihre Schönheit und die Macht ihrer Reize; dieser Gedanke schmeichelt ihr anfänglich, und macht sie endlich eitel. Gemeiniglich ist sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um darauf zu denken, andere glücklich zu machen, und liebt sich ausschliessend; sie will nun herrschen, einen Hof um sich herum haben, und angebetet seyn, weil sie in sich selbst verliebt ist; finden sich nun Anbeter, so ist die Coquette fertig.

Da sie aber immer mit Leuten umgeben ist, die ihr unaufhörlich zu gefallen suchen und ihrem Herzen Schlingen legen, so läßt sie sich entweder von einem unter ihnen fangen; oder wenn sie ihr Herz frey erhält, so sind ihre Absichten und Kunstgriffe entdeckt; und dann ist das gewöhnliche Ende davon, daß sie diese dem Frauenzimmer so schmeichelhafte Herrschaft verliert, oder auch gar von denjenigen selbst verachtet wird, denen sie das mehreste aufgeopfert hat. Wie sehr ist das Schicksal der Coquetten nicht zu bedauren, wenn ihre verschwundene Reize ihr nicht mehr erlauben, dieselbe Rolle in der Gesellschaft zu spielen? Verachtet, verlassen von ihren freygewordenen Sklaven, deren Abgott sie waren, siehet man sie gemeiniglich in düstre Melancholie oder in eine verdrüßliche Frömmigkeit verfallen. Immerwährendes Spiel mit ärgerlicher Laune begleitet, ist nun ihr einziges Rettungsmittel; anfangs wurden sie verachtet, nun werden sie verabscheuet, und als Quellen von Verdruß und Galle vermieden; endlich werden sie vergessen, oder quälen sich, indem sie ihre auf immer verschwundenen Reize bereuen.

Von dem Vortheil.

Das Glück des Menschen ist sein wahrer Vortheil; allein dies wird nur von verständigen Leuten, so eine richtige Beurtheilungskraft und einen gut organisirten Körper haben, erkannt. Da das Wort: Vortheil, so wie auch das Wort: Leidenschaft, dem Geist keinen andern Begriff giebt, als den von der Liebe zu seinem Wohl und des Verlangens nach Glück, so sich auf die Selbstliebe gründet, so sucht jeder seinen Vortheil, da wo er sein Glück zu sehen glaubt. Da aber die größte Anzahl der

Menschen die Gegenstände nur mit den Augen eines kranken Geistes sieht, so darf man sich nicht wundern, daß sie sich in der Verfolgung und selbst in dem Genuß der Gegenstände irren, in welche sie ihr Vergnügen und ihr Glück setzen. Folglich sezt der Wollüstling seinen Vortheil in den Genuß des sinnlichen Vergnügens; der Geizige in den Besitz seiner Schätze; der Hoffärtige in ein eitles Prahlen mit seinen Reichthümern; der Verschwender in die Verschwendung derselben, und der Ehrgeizige in den Gedanken, eine große Macht und Herrschaft über andere Menschen zu erlangen; der Vortheil des Gelehrten bestehet darinnen, daß er sich den Ruhm erwerbe, etwas zum Unterricht und Zufriedenheit der andern beygetragen zu haben; und der des rechtschaffenen Mannes ist, daß er seinen Vortheil in die Tugend setze, die ihm unausbleiblich die Achtung und Liebe seiner Nebenmenschen erwerben muß.

Der Begriff von Wohlseyn oder Vortheil, so mit Vergnügungen oder Gegenständen verbunden ist, die unserm eigenen Glück zuwider sind, heißt: misverstandener Vortheil; er ist die Quelle der menschlichen Irrthümer, und die Folge einer kranken Beurtheilungskraft. Aus Mangel an Erfahrung, Vernunft und Ueberlegung, verkennen sie ihren wahren Vortheil, geben blos ihren eingebildeten Bedürfnissen Gehör, und überlassen sich blindlings tobenden Leidenschaften, als Folgen der Unwissenheit, des Vorurtheils und einer verwirrten Einbildungskraft. Alsdenn wird der Vortheil ausschliessend persönlich, und die Leidenschaften, so daraus entstehen, verdienen Tadel, weil sie dem Wohlseyn derer zuwider sind, mit denen wir leben. Liebe zur Tugend ist demnach unser wahrer Vortheil, oder eine rechtmäßige Liebe zu uns

selbst,

selbst, so mit Handlungen verknüpft ist, welche dem Menschengeschlecht nützlich sind. Im Gegentheil ist der schändliche Vortheil eines Geizigen der einzige Bewegungsgrund seiner Handlungen, die keinen andern Zweck haben, als sich selbst, sogar zum Schaden der andern, während daß der Zweck einer edlen, wohlthätigen Seele darinnen besteht, sich die Neigung und Liebe derjenigen zu erwerben, die im Stand sind, ihre Großmuth zu empfinden und ihr Glück zu befördern. Hieraus kann man deutlich sehen, daß der übel- oder gutverstandene Vortheil, die Triebfeder des Menschen ist, und daß alle seine Leidenschaften und Handlungen keinen andern Zweck haben, als seine Selbstliebe zu befriedigen. Wir lieben uns selbst in den andern, so wie auch in allen Gegenständen, für die wir eine Neigung haben; ja aus Selbstliebe hassen, vermeiden und fliehen wir alles, was wir für uns schädlich halten.

Derjenige, bey dem die Selbstliebe alle Neigung zu andern erstickt, ist ein Unbesonnener, der nicht einsieht, daß es unmöglich ist, sein eigenes Glück zu befördern, wenn er es sich nicht zur Pflicht und zum Vergnügen macht, an demjenigen der andern zu arbeiten. Man verwünscht den boshaften schlechten Menschen, und nöthigt ihn, allein zu leben; der Tyrann zittert mitten unter seinem Volk, weil er weiß, daß er gehaßt wird; der Geizige lebt verachtet, weil er mehr als unnütz ist; der boshafte Witzling und der satyrische Spötter werden von allen Menschen vermieden; der harte und unbändige Mensch, ein Unverschämter und ein Hochmüthiger werden durch den Abscheu bestraft, den man gegen sie hegt; derjenige, dessen Herz sich nicht der Wohlthätigkeit und der Großmuth öfnen kann, verdient nicht, daß man An-

theil an ihm nimmt; mit einem Wort, unser Glück hängt gänzlich von der Art ab, wie wir gegen diejenigen denken und handeln, mit denen wir in Gesellschaft leben, und die Gefälligkeit, so wir gegen uns selbst haben, ist die wahre Richtschnur, nach der wir unsere Bedürfnisse und die der andern abmessen sollen.

Um aber hierinne richtig urtheilen zu können, muß der Körper gesund seyn, seine Triebfedern müssen ein freyes Spiel haben, und die thierischen Verrichtungen ungehindert vor sich gehen, alsdenn genießt die Seele ihre Ruhe und Freyheit, und gefällt sich in ihren Gedanken. Alsdenn betrachtet der Mensch durch Ueberlegung seine Größe mit Klugheit; er schätzt seine Talente und seine Vernunft mit Unpartheylichkeit; er siehet die ganze Natur für ihn geschaffen und öfters ihm unterworfen, und fühlt in seinem Innersten ein Verlangen nach einem beständigen und dauerhaften Glück, und dies sind die Bewegungsgründe des Ruhms und des Ehrgeizes, als die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Selbliebe.

Es ist daher leicht zu erklären, warum Leute von Geist diese Leidenschaft so weit treiben, als möglich ist: denn dies ist der ausstudierte Vortheil, so von der Liebe zu sich selbst geleitet wird. Der Geist dieser Leute ist durch Studieren und Nachdenken verfeinert worden; die Seele ist zu den feinen Schwingungen der Fibern gewöhnt, und wird in ihrer Ruhe nicht gestört, während daß der grobe Mensch, beständig durch körperliche Uebungen bewegt, nur schwerfällige Fibern regiert, so durch die Arbeit abgehärtet worden und durch Sorge, für seine Erhaltung, beständig gequält wird, und folglich niemals an den Adel seines Wesens denken kann. Er seufzt beständig unter der Bürde der Unruhen, der Geschäfte,

der

der eitlen Hofnungen, der gefährlichen Unternehmungen, der kleinen, knechtischen und gewinnsüchtigen Begriffe, in welche er sein ganzes Glück sezt; kurz, die beyden Theile seines Wesens sind so sehr zertheilt, daß sie sich einander beynah niemals nähern; es scheint, als wenn er nur für das Gegenwärtige und blos allein für sich selbst lebte. Denkende Menschen hingegen, welche Talente haben, finden ihr eignes Leben zu kurz: sie wollen ihr Daseyn verlängern, und selbst nach ihrem Tod noch in dem Geist der andern leben. Dies ist das Verlangen nach Unsterblichkeit. Ohne dies Verlangen blieben die Talente ungenuzt, und niemand würde trachten, sich in Künsten hervor zu thun. Profeßionisten, Handwerker und Bauern, welche von keiner Ruhmbegierde beseelt werden, begnügen sich zu arbeiten, wie man es ihnen gelehrt hat, und denken blos auf das gegenwärtige Leben; dies ist der Gegenstand ihrer Gedanken und Handlungen. Die Hofnung eines über die Gränzen des jezigen verlängerten Lebens, ist für Leute von Verstand und Talenten ein für die Selbstliebe eben so schmeichelhaftes und wenigstens eben so inniges und interessantes Leben, als das gegenwärtige, während daß es für den gemeinen Menschen ein bloßes Hirngespinnst ist: denn dieser glaubt, daß zehen Jahre jetziges Leben mehr werth sind, als tausend Jahre in dem Gedächtniß der Menschen, und dies ist zwar in Rücksicht derjenigen sehr wahr, welche von Eigenliebe verblendet sind, und deren Namen, Thaten und Handlungen sie nicht überleben.

Obgleich die Ruhmbegierde, wenn sie zu einem gewissen Grad getrieben wird, eine Krankheit der Seele ist, so kann man doch behaupten, daß das Verlangen nach Ruhm allen Menschen gemein ist: denn es ist kein

Stand

Stand in der menschlichen Gesellschaft, der nicht einen gewissen glücklichen Fortgang zum Zweck hat, woraus der Ruhm entspringt, den man zu erwerben trachtet. Dies ist der wahre Grund des Wetteifers, wodurch alle Menschen sich bemühen, das Lob der andern zu verdienen und jenen allgemeinen Beyfall zu erhalten, welcher eine der ersten Grundstützen des rechtmäßigen Ruhms und die schönste und edelste Belohnung ihrer Bemühungen ist. Ob aber gleich die Ruhmbegierde in allen Menschen ist, und sie alle darnach trachten, so ist doch der Begriff, den sie sich einzeln davon machen, nicht derselbe, und jeder folgt hierinne seiner natürlichen Neigung und seinem vermeintlichen Vortheil; daher kömmt es, daß man dies Verlangen so oft mit Eitelkeit, Stolz und Ehrgeiz verwechselt, während daß man glaubt, nur den wahren Ruhm zum Zweck zu haben. Bey solchen Personen ist die Ruhmbegierde ein grober Fehler, und eine Krankheit, die demjenigen, den sie befällt, sowohl als der Gesellschaft, deren Glied er ist, sehr schädlich wird: denn die Mittel, die er anwenden muß, um dazu zu gelangen, sind immer schändlich, während daß der wahrhaft wünschenswerthe und rechtmäßige Ruhm die Belohnung schöner Handlungen und der Tugend ist. Man kann sehr leicht den Bewegungsgrund derjenigen, die ein edles und löbliches Verlangen nach Ruhm haben, von demjenigen der andern unterscheiden, welche blos durch Stolz und Ehrgeiz dazu angetrieben werden. Die erstern thun alles, was nöthig ist, oder was sie thun können, um ihn zu verdienen, glauben nie genug gethan zu haben, und sind bey demjenigen, den sie haben, immer bescheiden; die andern hingegen werden durch die erhaltenen Ehrenbezeugungen nur stolzer und eitel, glauben mehr zu verdienen, und beklagen sich immer, daß man ihnen nicht genug Achtung erweißt.

Ein

Ein solcher anerkannter Fehler war nie die Grundlage und Stütze des wahren Ruhms, und alle Nationen gaben nur denjenigen Handlungen Beyfall, die sie für tugendhaft hielten. Wir werden den andern verächtlicher, je mehr wir aus Eitelkeit, Stolz oder Ehrgeiz uns selbst etwas anmaßen wollen. Da aber der Ruhm nur die Belohnung der Tugend seyn soll, an welche sich ein rechtschaffener Mann ganz allein halten muß, so ist es unerlaubt, blos um seiner selbst willen, nach Ruhm zu trachten.

Fabius ließ sich in der Befolgung seines Plans, die Armee Hannibals durch Verzögerung zu ruiniren, und das Treffen, so ihm mehr als einmal von dem Feind angeboten wurde, zu vermeiden, nicht irre machen, ohne sich um den Spott der mehresten Römer zu bekümmern, weil dieser große Mann nicht blos in der Rücksicht handelte, sich, auf Unkosten seiner Mitbürger, einen glänzenden Ruhm zu erwerben, sondern aufrichtig darauf dachte, seinem Vaterland einen wesentlichen Dienst zu leisten, und die Macht des Hannibals nach und nach zu schwächen und zu vernichten. Dies Betragen, dessen Klugheit Hannibal selbst einsah, schien ihm des Lobs würdig, mit dem er öffentlich den Fabius beehrte: Fabius cunctando restituit rem.

Es wäre sehr leicht durch berühmte Beyspiele zu beweisen, daß diejenigen, so in dem ganzen Alterthum für große und ruhmwürdige Leute gehalten wurden, keinen andern Gegenstand hatten, als das Wohl ihres Vaterlands und die Ausübung der Tugend, ohne daß man ihnen Schuld geben könne, daß sie blos aus Ehrgeiz und Stolz angetrieben wurden, sich Ruhm zu erwerben.

Indessen

Indessen muß man nicht glauben, daß eine gute Handlung aufhöre ruhmwürdig zu seyn, sobald derjenige, der sie gethan hat, einigen besondern Vortheil davon ziehet: denn nichts ist billiger, als daß man zugleich des Ruhms und des Vortheils geniesse, den er gewähren kann. Ein tugendhafter, weiser Mann, ein Held, der diesen Namen sich nicht durch das vergossene Blut seiner Mitbürger, oder durch die Verheerung seines eigenen und der fremden Länder erworben hat, kann mit innerer Zufriedenheit und Mäßigung jene geheime Freude und das beruhigende Zeugniß geniessen, so ihm sein eigenes Gewissen, gleichsam unabhängig von ihm selbst, bey heldenmäßigen, ehrenvollen und ruhmwürdigen Thaten giebt. Eine Philosophie, welche die innere Freude und den innern Beyfall, den das Gewissen immer noch einer guten Handlung giebt, verbieten wollte, würde zu streng und übertrieben seyn.

Der wahre Ruhm kann also nicht die wahre Frucht eines erbettelten und vorübergehenden Beyfalls der Schmeicheley, noch einer leicht erhaltenen Bewunderung seyn, sondern er ist die Frucht eines allgemeinen, beständigen und fortgesezten Beyfalls, der nur wahrhaft ehrenvollen Thaten gebührt, und von denjenigen ertheilt wird, denen eine gesunde Vernunft die Freyheit und den Willen läßt, die Wahrheit zu erkennen, böse Handlungen zu verdammen und gute zu billigen, unabhängig von jedem andern Eigennutz alsdenn die Tugend zu begünstigen. Der Beweis hiervon wird demjenigen einleuchten, der überlegt, daß alle diejenigen, deren Bewegungsgrund zum Handeln, Ehrgeiz, Stolz oder filzigter Geiz ist, sich vor den Augen des Publikums mit einem Vorwand zieren, der wenigstens einen Anschein von Tugend hat,

um

um dadurch ihre wahre Gesinnung, so viel möglich, zu verbergen.

Jede Wissenschaft, jedes Gewerbe hat einen eigenen Ruhm, woraus denn erhellet, daß die Liebe zum Gewinnst nicht die einzige ist, wodurch sich die Menschen leiten lassen, noch im Stand ist, jedem verständigen Menschen genug thun, der sich damit beschäftigt. Es ist für jede Nation von der größten Wichtigkeit, daß der Ruhm die erste Belohnung derselben sey; der Ruhm ist es, welcher diejenigen belebt und unterstüzt, so sich dem Dienst des Vaterlandes aufopfern; und man muß durchaus den Menschen einen Bewegungsgrund der Ehre geben, die sich zu großen Dingen verbindlich machen, besonders wenn Gefahren damit verknüpft sind. Ein Kaufmann, zum Beyspiel, muß die Rechtschaffenheit, Klugheit und Biegsamkeit des Geistes haben, um mit allen Nationen und Karaktern umgehen zu können; ferner Scharfsinnigkeit, Vorsicht, Muth und Kraft, um gefährliche Reisen zu unternehmen, und endlich die Redlichkeit, die in allen seinen Schritten und Handlungen ihn vorzüglich leiten soll. Der Mensch thut niemals etwas umsonst; er muß daher einen Gegenstand oder eine Belohnung haben, die ihn zum Handeln antreibt: denn wozu man auch die Menschen brauchen will, so werden sie immer rechnen. Verlangt man von ihnen die Aufopferung ihres Lebens für das Wohl ihres Vaterlandes, so erfinde man erst einen Ersatz, den man ihnen dagegen anbieten kann; man zeige ihnen z. B. den Ruhm, so werden sie dadurch gereizt werden; welch Glück ist es nicht für die Gesellschaft, eine Münze zu haben, die ihr so wenig kostet und so viel einträgt! der Nutzen und die Ehre, so diejenigen einärndten, welche sich in den Wissenschaften

her=

hervorthun, und der Vortheil, den der Staat, wo sie geschäzt und geehrt werden, von ihnen zieht, ist ein mächtiger Bewegungsgrund, um einen Menschen anzutreiben, die Schwierigkeit, die Mühe und das Anhaltende der Arbeit zu überwinden, um sie zu erlernen und sich Ruhm dadurch zu erwerben.

Allein ich wiederhole es nochmals: man muß den wahren Ruhm von dem falschen zu unterscheiden wissen; zu dem erstern gehört weder der Ehrgeiz Cäsars, noch die Empörung des Sertorius, noch die Unternehmungen, oder vielmehr Schandthaten so vieler andern Personen, welche durch einen falschen Begriff von Ruhm und unter eitlen Vorwänden, die Verwegenheit hatten, sich großen Gefahren auszusetzen. Ihr einzeln gehabtes Glück kann sie empfehlungswürdig machen; allein indem sie durch das blinde Glück triumphirten, waren sie die Ursache des Ruins und der Verheerung ihres Vaterlandes. Dergleichen Beyspiele flößen mehr Unwillen, als Begierde ein, ihnen Trophäen zu errichten: denn der wahre Ruhm wird nur durch Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Ehre erhalten.

Ein hochmüthiger Mensch bestrebt sich, die andern an sich zu ziehen, und entfernt sie von sich, je mehr er sich bemühet, die Augen auf seine Person zu ziehen, desto mehr ziehet er sie auf seine Eitelkeit; er glaubt, die Achtung aller Menschen zu erwerben, durch den hohen Begriff, den er von seinem Verdienst giebt, und jedermann fühlt sich durch den Eindruck seiner Eitelkeit beleidigt; er schmeichelt sich, Bewunderung ausgesäet zu haben, und ärndtet blos Verachtung und Spott ein.

Der

Der Ruhm ist zwar das dauerhafteste, aber auch das zerbrechlichste Guth: denn man kann nur nach einer langen und beständigen Folge schöner Handlungen dazu gelangen. Bosheit der Menschen, Neid, Eifersucht und die Härte, mit der sie einander behandeln, ist die Ursache, daß derjenige, der große Gefahren überstanden hat, um sich zu einem hohen Grad des Ruhms zu erheben, ihn manchmal in einem Augenblick durch eine einzige Handlung verliert, welche bey dem Publikum auf immer das Andenken an die Gefahren verlöscht, die er überstanden hat, um, durch eine anhaltende Reihe von Tugenden, seinen Beyfall zu erhalten. Der Pfad des Ruhms ist so kützlich zu treffen, daß derjenige, so ihn betritt, beständig darauf bedacht seyn muß, seine eigene Ehre, seinen Ruhm und seine Achtung zu erhalten, die ihm so leicht entwischen können.

Man muß also den Menschen einen weisen und edlen Wetteifer einprägen und alle Bewegungen unterdrücken, welche aus Neid oder Eifersucht entstehen können; alsdenn kann man ohne Vorwurf und mit Freuden das Zeugniß eines guten und bescheidenen Gewissens geniessen, so man durch gute Handlungen verdient hat; allein dabey muß man gegen Stolz und Eitelkeit auf seiner Hut seyn, wodurch auch die besten Köpfe manchmal verführt werden, so daß sie den Schatten des Ruhms für das Wesen desselben nehmen; auch werden die besten Gemüther dadurch verdorben, die schönsten Handlungen geschändet, und die größten Seelen haben Mühe, sich ihrer zu erwehren.

Die Vergleichung der Kürze dieses Lebens mit der Ewigkeit eines moralischen Lebens in dem Andenken der

Menschen, war unter den Alten sehr gemein, und bey ihnen ein Antrieb zu den größten Handlungen. Die sogenannte christliche *) Philosophie beraubt die Gesellschaft dieses so nützlichen Beweggrundes, und dennoch ist es wahr, daß der Gedanke, ewig in dem Gedächtniß der Menschen zu leben, eine schon in dem jetzigen Leben sehr schmeichelhafte Sache ist; es ist eine Art Trost oder Entschädigung für den natürlichen Tod, zu dem wir alle verdammt sind. Der Staatsminister, der Finanzverwalter und der große Herr bey Hofe, die blos das Vergnügen und das Glück genossen, sterben auf ewig; der Tod raubt ihnen den Ruhm zugleich mit dem Leben; kaum erinnert man sich ihrer noch nach Verlauf eines Monats, und ihr Name wird kaum noch ausgesprochen. Ein berühmter Mann hingegen, der sich durch seine Thaten im Kriege, oder durch die Dienste, so er dem Publikum geleistet, oder durch Wissenschaften und schöne Künste Ruhm erworben hat, wird nie vergessen; sein Andenken wird durch die Geschichte fortgepflanzt, und er lebt nach seinem Tod: post fata superstes. Daher sind die Großen der Welt mehrentheils nur Sterbliche, und würden es alle seyn, wenn nicht die Wissenschaften deren Andenken aufbewahrten. Große Schriftsteller hingegen bedürfen dieser Hülfe nicht: sie verewigen sich selbst durch ihre eigenen Werke, und ihr Wesen ist folglich weit erhabener, als dasjenige aller dieser so vergänglichen und doch so stolzen Kreaturen.

Stat

*) Weil sie demjenigen widerspricht, was in der heiligen Schrift stehet: Videant opera vestra bona, & glorificent patrem vestrum qui in Cœlis est.

Stat sua cuique Dies; breve & irreparabile tempus
Omnibus est vita; sed famam extendere factis
Hoc virtutis opus.

Virtus clara æternaque habetur, (sagt Sallustius,)
Quique suos memores alios fecere merendo.

Leute, im hohen Alter, welche nur Böses gethan haben, verfolgten, verdienstvollen und gelehrten Leuten allen Schutz versagten, welche doch die einzigen Kenner und Richter des Ruhms sind und deren Beyfall allein ächt ist; diese werden entweder auf immer vergessen, oder ihr Andenken ist der Nachkommenschaft ein Greuel.

Zweytes Buch.

Von den Krankheiten, so dem Alter, den Geschlechtern, den Ständen und den Nationen eigen sind.

Erstes Kapitel.

Von dem Alter.

Erster Artikel.

Von der Kindheit.

Ich weiß nicht, ob die vielfältigen Fehler und Misbräuche in der Erziehung der Kinder, ihrem Körper, oder ihrer Seele am meisten schaden; allein dies weiß ich, daß die Milch einer auf Gerathewohl angenommenen Amme, ferner, die Bänder, mit denen man sie umwickelt, und die Schnürbrüste von Fischbein, welche auf die Bänder folgen, die Natur hemmen, sie einzwängen, verschlimmern, und bey den Kindern die mehresten Unförmlichkeiten hervorbringen, die man mit Erstaunen an ihnen gewahr wird; sie sind die Quelle einer unzählichen Menge Krankheiten, die sich erst in der Folge zeigen, wenn die Kinder nicht schon in dem früheſten Alter sterben, wo der Tod eine so große Menge hinraft, daß man, durch gemachte Berechnungen, gezwungen wurde,

wurde, zuzugeben, daß das gewöhnliche Leben des Menschen nicht vierzehn Jahre beträgt.

Ich weiß wohl, daß die Kinder öfters manchen Grund zu Unförmlichkeiten, Krankheiten und zum Tod mit sich auf die Welt bringen, unabhängig von dem, was ich oben gesagt habe; manche haben es der schlimmen Lebensart der Mutter zu danken; manche auch schweren Geburten, die nur auf ihre Unkosten vor sich gehen, und andere gewissen Sonderbarkeiten der Natur, deren Wirkung uns unbekannt ist und immer bleiben wird. Dem allen ohngeachtet bleibt es aber immer gewiß und richtig, daß eine Menge ungestalter, gebrechlicher oder frühzeitig todter Kinder, keine andere Ursache habe, als die, so ich angegeben, und über welche noch keine Regierungsform ein Gesetz abgefaßt hat, ohnerachtet des Antheils, den sie an dem Wachsthum, der guten Gesundheit und der Vermehrung der Menschen nimmt.

Man klagt über die Menge von Klöstern, und glaubt, sie schadeten der Bevölkerung, und vielleicht ist es wahr, daß es zu viele giebt; wahrscheinlich würden weniger seyn, wenn man so, wie es seyn sollte, nur solche darinnen aufnähme, deren Beruf bestimmt genug ist, und die in einem Alter sind, wo er dies seyn kann; allein diese Betrachtung stehet noch weit gegen die von der Ammenmilch, den Bändern und den Schnürbrüsten, die ich angeführt habe, zurück.

Wo haben die Mütter den barbarischen Gebrauch hergenommen, ihre Kinder durch gewinnsüchtige Weiber stillen zu lassen, deren Gesundheit, Sitten, Laster und Tugenden sie öfters gar nicht kennen? Natur, Vernunft und Religion sagen ihnen das Gegentheil. Die Natur

(wie war es möglich, ihre Stimme nicht zu hören!) gab ihnen die Milch zu keinem andern Gebrauch, und heißt es ihr nicht entgegen arbeiten, wenn man sonderbare Mittel anwendet, um sie zu vertreiben, und werden sie es nicht selbst durch die Krankheiten gewahr, die daraus entstehen, wenn man sie einen andern, als den wahren Weg zu nehmen, zwingen will? Welche Unordnung entstehet nicht dadurch in der Oekonomie des Lebens! und welche Aehnlichkeit, oder vielmehr welche Verschiedenheit, ist nicht zwischen der Bildung des Kindes in dem Leibe seiner Mutter und dieser fremden Milch, welche ohnerachtet der allgemeinen Bestandtheile, woraus sie bestehet, nothwendig auch ihre besondern haben muß? Die Mütter verstehen eben so wenig ihren eigenen Vortheil, als den ihrer Kinder; sie würden nur alle zwey Jahre niederkommen, und sich nicht frühzeitig, durch schnell auf einander folgende Niederkunften, mit jeden neun Monaten erschöpfen, zu welchem leztern ihre ganze Beschaffenheit nicht gemacht ist. Die Vernunft widerspricht dieser unglücklichen Gewohnheit eben so sehr, als die Natur; sie sagt uns, daß die erste Ernährung des Kindes eine zweyte Bildung sey, welche die von der Mutter erhaltene beynah gänzlich zerstört, und daß im dritten Jahr die Kinder kaum noch etwas von dem an sich haben, was sie bey ihrer Geburt hatten, weil sie alsdenn ohngefähr die Hälfte ihres Wachsthums erreicht haben, von welcher Größe sie nachher auch seyn mögen. Diese Verlassung der Kinder ist so unvernünftig, daß sie schwer zu begreifen ist, von den unzähligen Zufällen, die daraus entstehen, nichts zu gedenken. Weinet über euch, ihr Mütter, und nicht über eure Kinder, so der Tod wegrafft: denn ihr selbst habt ihnen den Dolch, der sie tödtete, in die Brust gestoßen! Wie viele Kinder sterben bey der

Amme an Zuckungen, Zähnen, Koliken u. s. w. blos weil sie nicht gehörig besorgt wurden! Weit entfernt von denjenigen, die ihnen das Leben gaben, und sich um ihre Erhaltung wenig bekümmern, werden sie sogenannten Landwundärzten überlassen, welche öfters mehr die Diener des Todes, als die des Lebens sind, und manchmal zu früh, manchmal zu spät gerufen werden.

Die Religion stimmt zu sehr mit der Natur und Vernunft überein, um nicht, wie sie, diese Gewohnheit zu misbilligen, und ohnerachtet ihrer Nachsicht gegen unsere Schwachheit, murrt sie ganz heimlich über eine Unordnung, wogegen die Mütter sich nicht vertheidigen können, als mit der Erhaltung ihrer Schönheit, oder einigen eitlen Bequemlichkeiten, in denen sie sich abermals irren. Ich will nicht weiter gehen: denn ich behaupte, daß ich sonst Geheimnisse der Bosheit entdecken würde, deren ich doch nicht jedes Frauenzimmer fähig halte. Ich weiß nicht, warum die Kirche die Mütter nicht verpflichtet, ihre Kinder zu stillen, wenn sie es können; wir haben doch andere weniger wichtige Gesetze, und die eben keinen ächtern Grund zu haben scheinen.

Man hat schon sehr oft wider das Einwickeln und die Schnürbrüste der Kinder, mit denen man sie erdrückt, geprediget und geschrieben: denn man darf nur ein Kind einwickeln, und die Bemühung mit ansehen, die es sich giebt, um sich der Bande zu entledigen, die man ihm anlegt, so wird man leicht urtheilen können, ob die Unterbrechung der Bewegung seiner Hände und Füße, und die Pressung seiner Brust und seiner Seiten, nicht der Natur schädlich sind, welche Thätigkeit, Luft und Freyheit verlangt; ich will von der Wickelart gar nicht reden, so man unerfahrnen, unklugen und unvorsichtigen Wei-

bern und Mädgen überläßt: denn man giebt sich wirklich mehr Mühe mit einem jungen Baum, so man gepflanzt hat, als mit einem neugebohrnen Kind. Die Ammen haben bey diesem Geschäft mehr ihre eigne Ruhe, als das Wachsthum ihrer Zöglinge zur Absicht: denn sie verrichten unterdessen andere Geschäfte, und gerade dasjenige, was ihnen am besten bezahlt wird, und das wichtigste ist, wird vernachläßigt. Wie viele begnügen sich nicht allein nicht mit dieser schädlichen Nachläßigkeit, sondern werden schwanger, und fahren fort, so lange sie noch können, den unglücklichen Schlachtopfern ihres Geizes eine Nahrung zu geben, so zum Gift wird.

Auf das Wickeln folgen die Schnürbrüste und vollenden gemeiniglich dasjenige, was jenes angefangen hat. Die Kinder mögen immerhin sagen, daß diese Schnürbrüste sie hindern und ihnen weh thun; man läßt sie schreyen, und unter dem Vorwand, sie seyen nützlich, welches doch durchaus falsch ist, fährt man fort, sie zum Krüppel zu machen; ja, wennn nur diejenigen, so diese Brüste verfertigen, geschickte Leute wären: so aber findet man kaum einen in großen Städten, und die Menge Kinder ist also Schneidern überlassen, die keinen Begriff von dem haben, was sie machen sollen. Die Form dieser Brüste sollte mit dem Wachsthum und der Veränderung der Taille der Kinder auch verändert werden; allein darum bekümmert man sich gar nicht, und manches Kind trägt zwey Jahr lang dieselbe Schnürbrust, wodurch es schon den ersten Tag zum Krüppel wurde.

Ich gestehe, daß ich hier etwas weitläuftig geworden bin, und daß ich mich vielleicht zu lange bey den körperlichen Krankheiten der Kinder aufgehalten habe, bevor ich zu ihren Seelenkrankheiten kam; allein die einen

erregen ja die andern, und haben einen starken gegenseitigen Einfluß. Schwachheit und Zartheit des Körpers, Hemmung der Organen und ihre schlimme Beschaffenheit, geben den Seelen der Kinder Neigungen, welche zum Geschmack und endlich zu Leidenschaften werden. Ich will mich hier nicht in die unermeßliche Untersuchung der einzelnen Fälle einlassen, wodurch häßliche Schilderungen von Uebeln und zwar von unheilbaren Uebeln entstehen würden, sondern blos die Seelenkrankheiten der Kindheit im Allgemeinen betrachten, und mich auf diejenige einschränken, so am bekanntesten und noch einiger Kur fähig sind. Ich bringe sie auf sieben Hauptkrankheiten zurück, nämlich Gefräßigkeit, Trägheit, Unwissenheit, Irrthum, Lüge, Neugierde und Zorn.

Gefräßigkeit wird mit den Kindern gebohren: denn sie wird durch das Bedürfniß erregt, und ist bey einigen stärker, als bey andern; die gute Auswahl der gemeinsten und gesundesten Nahrungsmittel würde sie von der Gefräßigkeit entwöhnen, wenn sie sie nicht von dem Vielessen abgewöhnte; allein diese Unmäßigkeit, der sie sich überlassen, hängt mehr von der Beschaffenheit ihres Magens, als von ihrer Seele ab; sie würden sich in der Folge weit besser dabey befinden, und keine unbequeme und lästige Leidenschaft daraus entstehen. Es ist die Sache des Arztes, zu sagen, wie viele Krankheiten aus ausgesuchten und überflüßig zu sich genommenen Nahrungsmitteln entspringen, und den Moralisten kömmt es zu, die Mäßigkeit zu predigen, damit die Seele ihrer Kräfte mehr Herr sey. Ueberhaupt haben diejenigen, so wenig essen, vieles vor denen voraus, welche zu viel essen. Wir wollen uns bey Tische vergessen, sagte Alexander, vorausgesezt, daß Antipater sich nicht vergißt. Wie viele

Laster würden die Menschen weniger haben, wenn man ihnen frühzeitig den Werth der Mäßigkeit eingeschärft hätte! allein in diesem Alter sucht man nicht zu überzeugen, und glaubt es keiner Ueberzeugung fähig, weil man es noch nie versucht hat.

Die den Kindern natürliche anhangende Trägheit hat ganz andere Folgen, als die Gefräßigkeit, und ist auch weit schwerer auszurotten: denn alles, was einige Anstrengung erfordert, misfällt ihnen; und dies ist eben kein Wunder; ihre Seele hat keinen Gegenstand, nnd man denkt nicht darauf, ihr angenehme Gegenstände vorzustellen, die einzigen, wodurch sie könnten gereizt werden. Alles, was man ihnen zeigt, vermehrt ihre Abneigung gegen alle Anstrengung; und man ist genöthigt, sogar zu Drohungen und Strafen zu schreiten; da nun eine gezwungene Anstrengung hieraus entsteht, so beschäftigen sie sich mehr mit den Mitteln, sich ihrer zu entledigen, als sie zu benutzen; und so wird also die Trägheit vermehrt, statt daß sie sollte vermindert werden; und man sieht eine große Menge junger Leute weit träger aus der Schule herauskommen, als sie hineingegangen waren. Demnach muß man den Lehrmeistern, der Lehrart und den Lektionen die Schuld der Trägheit der Kinder zuschreiben, welche schädliche Leidenschaft den Staat entvölkert, ihn entehrt, den einzelnen Mitgliedern durch Langeweile schadet, und öfters eine Quelle von Lastern und schlechten Handlungen wird. Arbeit ist die Seele des Lebens; und man kann alles von dem erwarten, der dazu gewöhnt ist, sie liebt, und einen Theil seines Glücks daraus macht; dagegen man von trägen Leuten alles zu befürchten hat. Wie viele Familien müssen nicht die Unthätigkeit und Trägheit ihrer Kinder sehr theuer bezahlen?

Die Unwissenheit ist dem Menschen natürlich: denn bey seiner Geburt ist er eine unthätige Masse, die jedoch Bewegung hat, und der Empfindung fähig ist. Die Erfahrung allein lehrt ihn erkennen, was er fürchten oder lieben, was er wollen oder nicht wollen soll, und giebt ihm Mittel an die Hand, sich diejenigen Dinge zu verschaffen, die er verlangt, und die zu vermeiden, die er fliehen soll, weil sie ihm schaden können. Der Mensch lernt nur sehr langsam, wie er handeln, sich bewegen, denken und urtheilen müsse. Demnach lernt durch eigene Erfahrung, oder durch die Amme, die Aeltern und die Lehrmeister geleitet, das Kind ein Mensch werden, überlegen, das Wahre erkennen, sich gegen den Irrthum und das Vorurtheil verwahren, und die gänzliche Unwissenheit abwerfen, welche ihm vom Mutterleibe her anhieng.

Die Unwissenheit derer, welche sich mit der physischen und moralischen Erziehung der Kinder beschäftigen, ist die Quelle ihrer Irrthümer und Vorurtheile in beyden Fällen, wie auch aller Fehler, welche die Folgen davon sind. Es scheint, als wenn das Kind den Irrthum schon mit der Muttermilch einsöge: denn es beurtheilt die Dinge anfangs nur durch die Augen der andern, welche öfters natürlich oder zufällig mangelhaft sind. Sie lehren das Kind nach ihrer Einsicht und Beurtheilungskraft, und wie viele haben gar keine Einsicht und urtheilen ganz falsch! Die Wahrheit bestehet darinnen, daß man die Dinge siehet, so wie sie sind, an ihnen die ihnen zukommenden Eigenschaften erkennt, und das Gute vom Bösen, oder das nützliche und wünschenswerthe von demjenigen unterscheidet, was nur den Anschein davon hat. Da nun die Kinder nicht im Stand sind, dies zu thun, so sind sie beständig durch sich selbst, oder durch

diejenigen, so sie unterrichten, der Gefahr ausgesezt, den Irrthum für die Wahrheit zu ergreifen: denn der Irrthum ist eine Folge der Unwissenheit, und der übel verdauten Erfahrung. Glücklich sind diejenigen, welche in der Folge im Stand sind, nachzudenken, die vergangenen Erfahrungen zu untersuchen, sich durch neue zu unterrichten, und sich nicht von einer verwirrten Einbildungskraft und dem Trug der Sinne und des Vourtheils blenden lassen, und ihr Urtheil der Natur der Dinge gemäß einrichten können! Vorurtheile sind Urtheile, so sich auf keine hinreichende Erfahrungen und Ueberlegungen gründen, wodurch sie zur Wahrheit leiten könnten.

Alle Menschen streben nach Glück; allein der größte Theil ist von Irrthum und Vorurtheil verblendet, und wählt Wege, welche ihn davon abführen. Sogar ganze Nationen tragen das Joch schädlicher Vorurtheile, und diese sind die Grundlagen ihrer Meynungen über die Dinge, ihre Einrichtungen, ihre Gesetze und ihre Gebräuche; manchmal sind sie sogar der Vernunft und folglich auch ihrem Wohlseyn zuwider; und diese Irrthümer und Vorurtheile werden ohne weitere Untersuchung von den Vätern auf die Kinder übertragen.

Also aus Mangel richtiger Erfahrungen, und weil man die Dinge nicht in ihrem wahren Gesichtspunkt betrachtet, lassen sich die Menschen hinreissen, und geben dem Strom der falschen Meynungen, der Vorurtheile, der Gewohnheit und des Schlendrians nach, wodurch sie in einer Menge Irrthümern erhalten werden, welche ein um so gefährlicheres Labyrinth ausmachen, weil man es nicht einmal vermuthet oder argwohnt, und aus welchem der beste Kopf viele Mühe hat, sich heraus zu finden.

Der

Der Mensch, sagt man, ist ein verständiges Wesen; allein dies verstehet sich nur von der Fähigkeit, die der Mensch mit sich auf die Welt bringt, Empfindungen zu erhalten, und durch Erfahrung dasjenige, was ihm nützlich, von demjenigen, was ihm schädlich ist, ferner dasjenige, was er lieben, wünschen und aufsuchen, von demjenigen, was er hassen und fliehen soll, zu unterscheiden. Alles dieses ist die späte Frucht einer richtigen Erfahrung, der Kenntniß des Wahren, der Ueberlegung und des Urtheils, und sezt eine gute Organisation, ein gemäßigtes Temperament, eine richtige Einbildungskraft, ein von tobenden Leidenschaften freyes Herz, und einen von Irrthümern und Vorurtheilen freyen Geist voraus: denn in der Kindheit zeigt der Mensch eben so wenig Spuren von Vernunft, als das Thier, und nur durch vielfältige Erfahrungen, welche sich seinem Gedächtniß schwächer oder stärker eindrücken, lernt er die Gegenstände kennen, über ihre Eigenschaften, in Rücksicht auf sich selbst urtheilen, und diejenigen unterscheiden, die bey ihm die Begriffe von Schmerz oder Vergnügen erregen.

Der Mensch wird also dasjenige, was er ist, nur mit Hülfe seiner eignen oder der Erfahrung anderer; in der zarten Kindheit scheint er keine andere Begriffe von den Gegenständen und Bilder von den Dingen zu haben, als diejenigen, so er durch die Sinne erhält; er fängt an zu denken, vergleicht nachher seine Begriffe, überlegt, urtheilt, will und handelt dem zufolge. Allein wenn er, durch Mangel der Organisation, oder durch unrichtige Erfahrungen, irrige Eindrücke und falsche Begriffe erhält, so wird sein Geist mit den Krankheiten des Irrthums und des Vorurtheils befallen, welche so hartnäckig und so schwer zu heilen sind, daß unter hundert tausenden,

die damit behaftet sind, sich kaum viere befinden, welche diese Krankheiten nicht mit sich ins Grab nehmen. In der Kindheit nimmt man die guten oder schlimmen Gewohnheiten des Denkens, des Urtheilens und des Handelns an: denn das Moralische folgt dem Physischen Schritt vor Schritt nach. Ammen, Aeltern und Lehrmeister theilen mir die Begriffe mit, so sie von den Dingen haben; wie auch die wahren oder falschen Meynungen, die sie davon erhalten oder durch Erfahrungen daraus abgezogen haben. Wenn also ein Mensch von der zartesten Kindheit an, nach den Begriffen seiner Aeltern, seiner Lehrmeister, oder nach denen, die er sich durch Beyspiele eigen gemacht hat, sich gewöhnt, sein Glück in Putz, Geld, hohe Geburt, Macht und Herrschaft zu setzen, so darf man sich nicht wundern, wenn er ein eitler, geiziger, stolzer, ehrgeiziger und böser Mensch wird. Der große Haufe ist immer oder doch gewöhnlich schlecht unterrichtet, und beurtheilt also auch die Dinge falsch; man bewundert manchmal die größten Verbrechen, Ungerechtigkeiten und Gewaltsamkeiten an denjenigen, welche man gewöhnt worden, als Helden und Eroberer zu betrachten, während daß ein vernünftiger und überlegender Mann, der wahre Begriffe von Tugend, Größe und Heldenmuth hat, an ihnen nichts weiter siehet, als Ehrgeizige, so die Geissel der Menschheit sind. Unglücklicher Weise scheint das Laster, die Gewaltsamkeit, ja selbst das Verbrechen, durch die Anzahl, den Rang und das Ansehen der Verbrecher geadelt zu werden.

Die falschen Begriffe, welche die Ursache von den falschen Urtheilen der Menschen sind, haben also ihren Grund entweder in ihrer Organisation, oder in der erhaltenen Erziehung; lezterer giebt den Seelen der Kinder eine

eine böse Gewohnheit, zu der sie eigentlich nicht gebohren sind; ihre Einfalt und Unschuld würde sie vor der Lüge verwahren: denn die Natur schafft sie wahr, nur die Furcht macht sie lügenhaft: denn man züchtigt sie so streng und unvernünftig wegen kleiner Fehler, daß sie sich blos allein mit den Gedanken und Mitteln beschäftigen, ihre Handlungen zu verbergen, nicht überrascht zu werden, und Lügen zu erfinden, um sich auszureden.

Die Furcht ist das Mittel, dessen sich alle Erzieher bedienen; sie betrachten dieses elende Werkzeug, als das kürzeste und wirksamste, um die Kinder in ihrer Pflicht zu erhalten, sie sich zu unterwerfen, und denen Ruhe zu verschaffen, die sie erziehen; es ist, wenn ich so reden darf, die Aderlässe und das Purgirmittel der Erziehungs-Arzneywissenschaft; allein es ist ein schlechter Grundsatz, wodurch man die Seele der Kinder verhärtet, und ihren Muth schwächt, wenn sie welchen haben, oder ihm zuvor kommt und ihn abwendet, wenn sie noch keinen haben. Noch mehr: sie werden dadurch zur Betrügerey und zum Lügen angeführt, und gewöhnt, ihrer Seele Gewalt anzuthun, die es ihnen vorwirft und sie nicht dafür straft; nach und nach gelangen sie dahin, daß sie alle Gewissensbisse unterdrücken, welches der mächtigste Ruf der Natur und das größte Verwahrungsmittel der Unschuld, und so ein festes, jedem menschlichen Herzen eingeprägtes Gesetz ist, daß selbst der Lasterhafte ausser ihm kein reines Glück in der Welt geniessen kann.

Man würde sich aber irren, zu glauben, daß das Gewissen immer mit gleicher Stärke auf alle Verbrecher wirkt; verhärteten Menschen sagt es beynah nichts, und bey leichtsinnigen und zerstreueten läßt es sich nur im Vorbeygehen hören; im Tumult der Leidenschaften

schweigt es gänzlich, und widersezt sich vergebens den angewöhnten Neigungen: denn die Gewohnheit ist ein herrschendes Bedürfniß, wodurch man gegen die Stimme des Gewissens taub wird. Wenn aber Menschen sich in dem Laster und Verbrechen noch nicht bestärkt haben, und nicht ganz unempfindlich sind, so bringen sie ihr Leben im Streit mit sich selbst und Vorwürfen zu, und suchen Scheingründe auf, um die Reue zu ersticken, und ihr Gewissen einzuschläfern, so oft es aufwacht, um sie zu quälen.

Was geschiehet mit den Kindern, die sich dagegen verhärten und nicht mehr davon gerührt werden? Anstatt sie durch diese Furcht, welche so schädliche Folgen hervorbringt, zu regieren, wäre es weit besser, sie mit Sanftmuth zu belehren, daß Lügen ein weit größerer Fehler sey, als derjenige, den sie dadurch verbergen wollen, und daß man durch das Geständniß sich der Verzeihung würdig macht. Man würde Kinder bilden, so der Wahrheit treu blieben, weniger strafbar würden, und mehr der Stimme des Gewissens, als der Furcht vor der Züchtigung Gehör geben würden. Kann man wohl in irgend einem Alter die nützlichen Folgen dieses innern Gesetzes besser geltend machen, aus welchem alle andere herfliessen, und blos wegen ihrer Uebereinstimmung mit ihm diesen Namen verdienen? Die Erzieher sollten es unaufhörlich vor Augen haben, und jenen Plan, den sie sich machen, darnach einrichten, auf dessen Befolgung sie so eifrig bestehen!

Die Neigierde der Kinder ist ein natürliches Bedürfniß ihrer Seele, so wie die Eßbegierde ein Bedürfniß ihres Körpers ist; man muß sie dabey eben so sorgfältig lenken, und ihrer Wißbegierde (denn das ist sie) nichts

vor-

vorsetzen, als was sie lernen sollen, und zwar auf eine für sie unterhaltende Art; dies heißt zwar vieles, aber doch nichts überflüßiges gesagt: denn man könnte über diese Grundsätze ein ganzes Buch schreiben, welche nicht bekannt genug sind, und noch weniger bey der Erziehung der Kinder angewendet werden. Man lernt ihnen entweder nichts gutes oder nützliches, oder man lernt es ihnen nicht recht. Man beschwert ihr Gedächtniß mit Fabeln und kleinen Versen, die sie nicht verstehen und gleich dem Papagey her erzählen; obgleich eine große Menge nützlicher Dinge vorhanden ist, die man ihnen lernen könnte, welche Eindruck auf ihre Seele machen, darinne keimen und zu seiner Zeit Frucht tragen würden. Wollte man mich fragen, was dies für nützliche Dinge sind, mit denen man sie beschäftigen müsse, so antworte ich, daß alles, was die Kinder sehen, berühren, oder hören, für sie eine Lektion seyn kann, Freylich wird man sie geschwinder los, wenn man mit ihnen spaßt, oder sie in einer gänzlichen Unthätigkeit der Seele und des Körpers läßt; nachher ziehet man sie wieder aus diesem Zustand, um ihnen mit eben so vieler Mühe für den Lehrer, als für die Kinder, dasjenige zu lernen, was man ihnen spielend hätte lernen können. Warum will man in diesem zarten Alter die Zeit des Spiels von der Zeit des Unterrichts unterscheiden? Alles sollte ein angenehmer Unterricht seyn; und höchstens die Religion, und was dazu gehört, einen ernsthaften Anstrich erhalten, und zwar wegen der Majestät des höchstens Wesens; sie würden zuhören und sich ihr ergeben, wenn man sie ihnen so vorstellte, wie sie verdient, vorgestellt zu werden.

Was entstehet aus der Anstrengung, zu der man sie während dem Lernen zwingt? Sie haben immer die Zeit

des Spiels vor Augen, beschäftigen sich ganz damit, und ihr gezwungener Geist erwartet mit Ungeduld den Augenblick, wo sie davon befreyt werden sollen; sie sind zerstreut, lernen nichts, werden hartnäckig, verhärtet und endlich schlechte Menschen.

Die größte Schwierigkeit ist auf der Seite der Lehrmeister; allein sie ist nicht unüberwindlich: denn die Aeltern müssen sie aus dem Weg räumen, und von denjenigen, denen sie ein so ehrenvolles und so wenig geehrtes Amt anvertrauen, mehr Menschlichkeit, Sanftmuth und Vernunft verlangen, als sie gewöhnlich haben. Verrichteten sie ihren Dienst aus Liebe, so würden sie mehr Annehmlichkeit und Genugthuung, als Mühe dabey finden; die Schonung, welche die Zartheit und Schwachheit der Kinder erfordert, stimmt besser mit dem sanften, freundlichen und menschlichen Verfahren überein, als mit jedem andern: denn was die Kinder mit Munterkeit thun, kann weder ihrer Gesundheit, noch ihrem moralischen und physischen Wachsthum schaden.

Allein, statt ihnen die wahren Mittel zu lehren, wodurch sie das Glück befördern könnten, wornach jeder Mensch strebt, lehrt man ihnen alles, was sie davon entfernen kann. Man verwirrt ihren Geist durch falsche Grundsätze, und nach dem Betragen, so man gegen sie annimmt, sollte man denken, man wolle sie überreden, daß sie weder Leidenschaften noch Verlangen haben sollen, und doch ist dem Menschen nichts natürlicher: denn jenes Streben, so er gegen gewisse Gegenstände fühlt, und jene Zurückhaltung gegen andere, entstehet aus der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, so zwischen seinen Organen und den Dingen, so er liebt oder haßt, statt findet. Beynah alle Kinder lieben die Milch, die süßen Früchte

und Zuckerwerk, und verabscheuen bittere Sachen, weil die erstern auf die Nervenbüschel ihres Gaumes, eine ihnen angenehme Empfindung hervorbringen, statt daß die Bitterkeit einen unangenehmen Reiz verursacht.

Dieses Streben nach den Gegenständen kann man nicht als eine Seelenkrankheit betrachten, eben so wenig, als das Verlangen, dies Streben zu befriedigen, sondern nur der Misbrauch davon ist zu verwerfen: denn der Hang an sich selbst ist ganz unschuldig. Ein Lehrmeister kann und soll also die Kinder, die ihm anvertraut sind, nicht nach den Lehren der Stoiker und anderer Moralisten erziehen, welche die Leidenschaften der Menschen für Seelenkrankheiten hielten, die man ausrotten müßte. Der Mensch hat natürliche Bedürfnisse, und es ist also nichts natürlicher, als das Verlangen, sie zu befriedigen; da er einmal gebohren ist, um Schmerz und Vergnügen empfinden zu können, so wäre es unnatürlich und folglich auch unvernünftig, daß er das eine nicht lieben und das andere hassen sollte.

Allein es ist eine wahre Krankheit der Seele, wenn man sich von den, zur Erhaltung unsers Wesens, nothwendigen Bedürfnissen einen falschen Begriff macht. Die Kinder erhalten diese falschen Begriffe von ihren Lehrmeistern, nehmen sie an, und behalten sie gemeiniglich die ganze Zeit ihres Lebens hindurch. Man nennt Bedürfniß, alles was nützlich und nothwendig ist, zur Erhaltung des Daseyns und zur Glückseligkeit des Menschen; die natürlichen Bedürfnisse sind: sich zu ernähren, zu kleiden und vor der Witterung zu verwahren; sie sind blos in den Mitteln verschieden, sie zu befriedigen, und in der Anwendung dieser Mittel, wie auch in ihrer Wahl, bestehet auch ihr Misbrauch. Einem vernünftigen

Mann ist eine mäßige Mahlzeit hinreichend, seinen Appetit zu befriedigen, der ihn antreibt, den Verlust seiner Substanz zu ersetzen; allein ein reicher Schwelger hat schon von seinen Aeltern gelernt, sich eitle Bedürfnisse zu schaffen, die man durch ausgesuchte und seltene Gerichte befriedigen muß, und seine durch Lehren, Gewohnheit und Vorurtheil verdorbene Einbildungskraft, läßt ihn unglücklicher Weise dies vorgebliche Bedürfniß, so durch Pracht und Aufwand befriedigt wird, als ein zu seinem Glück nothwendiges Gut betrachten. Worinnen kann denn wohl unser Glück bestehen? darinnen, daß man seine Bedürfnisse und seine Wünsche einschränke, damit man sie ohne Mühe befriedigen könne. Unsere natürlichen Bedürfnisse sind so eingeschränkt und so gering; warum bieten wir unsere Einbildungskraft auf, neue zu schaffen, und zwar solche, die beynah immer unmöglich zu befriedigen sind? Je mannigfaltiger die Bedürfnisse sind, desto schwerer ist es, glücklich zu werden; warum wollen wir also die Hindernisse verdoppeln, die sich unserm Glück entgegen setzen? Man überzeuge sich also einmal und suche unaufhörlich die andern zu überzeugen, daß die Glückseligkeit in der Uebereinstimmung unserer Bedürfnisse mit der Macht, sie zu befriedigen, bestehe; vorausgesezt, daß die nöthige Mäßigung dabey beobachtet werde.

Aeltern und Lehrmeister sollten indessen auch auf die physische und moralische Beschaffenheit der Kinder Rücksicht nehmen: denn da nicht alle einerley Beschaffenheit haben, so müssen, in Ansehung des Physischen, ihre Neigungen, Leidenschaften und Bedürfnisse, so wie ihr Temperament, verschieden seyn: und in Ansehung des Moralischen, müssen sie sich durch die Einbildungskraft, den

Stand

Stand und das Beyspiel, je nach der erhaltenen Erziehung, von einander unterscheiden. Man kann also, in Ansehung der Bedürfnisse, den Kindern nicht genug gute Grundsätze einprägen, weil die Begierde und das Verlangen, sie zu befriedigen, die Richtschnur ihres künftigen Betragens ist; ein blinder Führer, der sie in Moräste und Abgründe führen wird, woraus sie, ohne bittere Reue, sich nicht werden retten können. Eine durch Beyspiele, Meynungen, Vorurtheile und gesellschaftliche Gewohnheiten erhizte Einbildungskraft, wird die guten Grundsätze gar bald verderben, so man den Kindern gegen die bösen Folgen eingebildeter Bedürfnisse eingeprägt hat, deren Sklaven die Weltleute sind. Aus unsern Bedürfnissen entsteht unser Verlangen, und die Begierde, es zu befriedigen, reißt zum Laster, öfters zum Verbrechen hin; ist es also ein Wunder, daß so viele Menschen unglücklich und bös sind, da sie sich Bedürfnisse machen, die sie unaufhörlich quälen, gerade als wenn sie nicht wüßten, daß das Glück nur darinnen bestehet, dasjenige zu verlangen, was man ohne Mühe und Unruhe erhalten kann?

Obgleich dem ersten Anschein nach, die Heftigkeit des Zorns, eine große Kraft und Stärke der Seele anzeigt, so rechnen doch die mehresten diese Leidenschaft zur Schwachheit. Sie sezt auch wirklich eine Anlage zur Reizbarkeit, und eine Beweglichkeit in den Organen voraus, wodurch sie leicht in Bewegung können gesezt werden. Diese Reizbarkeit bemerkt man vorzüglich an Frauenzimmern, welche die Natur empfindlicher und schwächer schuf, als die Männer, und also dem Zorn mehr unterworfen. Desgleichen geben auch die Kinder in ihrem zarten Alter durch ihr Schreyen, ihre Thränen,

ihr Zittern und zuckende Bewegungen, sehr deutliche Merkmale des Zorns von sich, in den sie gerathen, so oft man sich nicht nach ihren Launen bequemt. Entspräche die Stärke der Wuth, so wäre ein Kind im Stande, seine Mutter oder seine Amme, wegen der Verweigerung eines Zuckerplätzgens, zu ermorden; nach und nach werden seine Organen stärker und ruhiger; man züchtigt es, wegen seinem auffahrenden Wesen, wodurch es öfters seine Gesundheit, sein Leben und dasjenige der andern in Gefahr sezt; die Furcht lehrt es, sich zurück zu halten, nach und nach gelangt es zur Vernunft, und befindet sich in der Jugend allmählich so verändert, daß es in Gesellschaft leben kann.

Zweyter Artikel.

Von der Jugend.

Die Jugend gränzt mit der Kindheit zu nahe zusammen, als daß sie nicht gemeinschaftliche Krankheiten mit ihr haben sollte. Sie hat aber eine eigene, welche die Quelle ihrer Irrthümer und ihres Unglücks ist; ihr Name ist so angenehm, daß man Mühe hat, sich zu bereden, daß die Sache, so darunter verstanden wird, ein Uebel seyn kann, und dennoch ist sie eines der fürchterlichsten Uebel, weil sie so schreckliche Folgen hervorbringt. Es ist die Liebe zum Vergnügen, jene unbändige Liebe, welche die Seele trunken macht, sie quält, verführt und sie zu den gröbsten Fehlern, unter dem Vorwand, sie glücklich zu machen, hinreißt. Ich weiß wohl, daß sie nicht gleich stark in allen Herzen ist, und sehr viel von dem

dem Karakter, dem Temperament und der Erziehung abhängt; ich weiß auch, daß sie beynah allgemein ist, und die Welt glaubt dies so fest, daß man die Jugend mit einer Fieberhitze vergleicht, wo die Seele ihrer selbst nicht mächtig ist, und also auch, wegen den Ausschweifungen, die sie in diesem Fach begeht, nicht zur Verantwortung kann gezogen werden. Ein abscheulicher Grundsatz, wodurch das Uebel gerechtfertigt wird, so die Vernunft verwirft und das Gesetz verdammt. Man muß, pflegt man zu sagen, die Jugend vorüber gehen lassen. Ach! sie gehet nur zu geschwinde vorüber, und ob sie gleich kurz ist, so ist sie nichts desto weniger sehr wichtig, weil alle Gewohnheiten in ihr entstehen, weil sie des mehresten Guten und des mehresten Bösen fähig ist und sich nach allen Eindrücken richtet, und weil das Schicksal des übrigen Lebens von ihr abhängt.

Man wird mir einwerfen, und hat Recht, es zu behaupten, daß die Bewegung des Bluts, wodurch die Seele ihr Verlangen und selbst ihre Wuth erhält, nicht von uns abhängt, daß sie unwillkührlich und selbst wider unsern Willen, in uns vorgehe; allein hoffentlich wird man nicht hinzusetzen, daß man sie nicht unterdrücken könne, daß es unmöglich ist, ihr zu widerstehen, daß sie stärker ist, als alle andere Leidenschaften, und daß man nicht über sie triumphiren könne: denn man findet Beyspiele von diesem Sieg, so schwer er auch immer ist, bey allen Nationen und in allen Zeitaltern, und ohne die Religionspflichten, oder die Moral des Evangeliums zu Hülfe zu nehmen, deren Kraft wir nicht bezweifeln können, so haben wir ja die Arbeit, als das kräftigste Gegenmittel, welches, so menschlich es ist, in diesem Alter, um so nothwendiger wird, weil hier der Grund für die

übrige Lebenszeit gelegt werden soll. Arbeit und Ausgelassenheit stimmen nie mit einander überein, und schliessen vielmehr einander aus; die Weisen mögen immerhin schreyen: dies sey das Alter der Arbeit, es sey ohnmöglich, ohne ihre Hülfe, die Unschuld zu erhalten; man verlacht sie, und dennoch ist es bewiesen, daß Arbeit die Seele des wahren Vergnügens ist, und daß dieser Trieb nach Glück nur in der Arbeit und durch Arbeit befriedigt wird; ich berufe mich auf diejenigen, so es erfahren haben; sie mögen gegen mich auftreten und mir widersprechen, wenn sie den Muth dazu haben; ich berufe mich auf jene Herren der Welt, die in Weichlichkeit versunken sind und von dem Vergnügen aufgesucht werden; sie mögen reden, ob sie ein reines Vergnügen geniessen, wenn sie sich nicht vorher bemühen, es durch Arbeit zu erkaufen.

Ein zweytes Mittel zur Genesung wäre die Bestimmung der jungen Leute, zu einem gewissen Stand; man schiebt dieses zu weit hinaus, und läßt sie in einer schädlichen Ungewißheit schmachten; da sie keinen bestimmten Gegenstand haben, so machen sie das Vergnügen dazu, und hängen ihm so stark nach, daß keine Betrachtung, keine Achtung für ihre Aeltern, oder für die Ruhe ihrer Familie, sie davon abwenden kann; sie betrachten den Stand, den man ihnen vorschlägt, als ein Joch, und rühmen sich, daß sie der Freyheit genössen, welcher sie doch durch die Sklaverey einiger Gewohnheiten widersprechen, so allein der Mangel an Religion begünstigen kann. Väter! knüpft eure Kinder frühzeitig in Bande, so ihrem Stand angemessen sind, wenn ihr nicht nachher über diejenigen erröthen wollt, die sie sich selbst wählen werden. Es ist dem Staat sowohl, als den Sitten, sehr vieles an der Abstellung dieses schädlichen Misbrauchs gelegen;

gelegen; die Bevölkerung erfordert es, die öffentliche Ruhe macht es nothwendig, und die Vaterlandsliebe macht es zur Pflicht. Möchten wir doch dereinst nicht gezwungen seyn, zu Gesetzen zu schreiten, welche den Hagestolzen und jene Menge müßiger Leute brandmarken, welche die unanständige Unnützlichkeit, in der sie leben, so gerne zu einem ehrenvollen Geschäfte machen wollen!

Dritter Artikel.

Von dem männlichen Alter.

Das männliche Alter enthält dreyerley Arten Leute: nämlich solche, welche die Fehler der Kindheit und der Jugend beybehalten und sie vermehren, statt sie zu verbessern, und ihr Leben, unter Begehung großer oder kleiner Fehler, hinbringen, je nachdem es die Gelegenheit erfordert, oder ihr eigner Karakter sie dazu geneigt macht. Dies sind elende Schlachtopfer, die blos eine Seele erhalten zu haben scheinen, um sie ihren Leidenschaften aufzuopfern; sie sind der Welt unnütz und ihr nur lästig, und zum Aerger, und lassen ein häßliches Andenken von dem, was sie gewesen sind, hinter sich zurück.

Einige sind gerade das Widerspiel von diesen, scheinen gar nichts von ihrem ersten Alter behalten zu haben, legen die Gewohnheiten ihrer Erziehung ab, erheben sich selbst und werden jene seltnen Leute, die durch ihre Thaten und Tugenden in den verschiedenen Ständen, in denen sie sind, Muster werden, und ihrem Vaterland, der Menschheit, der Religion und dem Stand, so sie erwählt haben, Ehre machen. Diese beyden Arten Men-

schen sind den Krankheiten des männlichen Alters selten unterworfen, von denen ich eigentlich reden will. Eigennutz und Eitelkeit sind die beyden herrschenden Leidenschaften in diesem Alter, so der Gesundheit der Seele zuwider sind.

Eigennutz ist die erste, die sich zeigt und gründet sich anfangs auf die Vernunft, und denn ist er nicht zu tadeln; allein er wächst durch die vorgebliche Nothwendigkeit des Luxus, wodurch man zu Ausgaben genöthigt wird, die man nicht bestreiten kann, und also durch Mittel ersetzen muß, die der Redlichkeit widersprechen. Es ist ganz natürlich, daß, wenn nach dem Toben der Leidenschaften, die Seele zu sich selbst zurückkehrt, ihr erster Gedanke derjenige ist, ihr Glück zu befördern, ein Amt, eine Niederlassung, eine Heyrath, geben Stof zur Ueberlegung; man will keine Unglückliche auf die Welt setzen; man spart also für sie, wacht über seine Ausgaben, mißt sie nach der Einnahme ab, und sucht sein Vermögen durch rechtmäßige Mittel zu vermehren. Bis dahin ist die Seele besorgt, jedoch leidet sie nicht, sondern erfüllt die Pflicht, die ihr der Stand auflegt. Allein wie wenige bleiben hierbey stehen! Denn bald, oder beynah immer, spielt dieser Eigennutz den Tyrannen und verlangt Aufopferungen von aller Art; die Liebe zum Geld wächst zugleich mit der Vermehrung des Geldes selbst, je mehr man hat, desto mehr will man haben; es ist ein vergifteter Trank, der den Durst noch mehr reizt, statt ihn zu löschen. Wie viele Handlungen entstehen nicht hieraus, die man nur mit Abscheu betrachten kann! der Eigennutz erzeugt Verrätherey, Veruntreuung, falsche Richter, undankbare Söhne u. s. w. Glücklich ist das Volk, bey dem der Luxus eingeschränkt ist: denn die Unmöglichkeit,

zu

zu verschwenden, steuert alsdenn der Begierde, mehr zu erwerben, als nöthig ist. Die Anzahl derer, so nur sammeln, um zu vergraben, ist sehr gering; man wünscht Geld zu haben, um seine Leidenschaften zu befriedigen: denn man weiß, daß sie ihm unterworfen sind, und man opfert dem Geld nur darum, um es wieder geringern und schändlichern Dingen, als es selbst ist, aufzuopfern; aus Eigennutz entstehen jene Spieler von Profeßion, die so gefährlich und so selten ehrliche Leute sind. Es war unserm Jahrhundert aufbehalten, den Eigennutz in allen Ständen triumphiren zu sehen, wo er Spitzbübereyen, Drückungen, Treulosigkeiten und Niederträchtigkeiten hervorbringt, von deren großen Umfang und Möglichkeit man sich kaum einen Begriff machen kann: er tritt die Gesetze mit Füßen, verblendet diejenigen, deren Pflicht es ist, sie aufrecht zu erhalten, und erfindet unerhörte Mittel, sie ungestraft zu verletzen, macht den Feigen Muth, belebt die Trägen, verderbt die Sitten, und will bey allem zur Richtschnur und zum Maasstaab dienen; er hat sich sogar in das Feld der Ehre eingeschlichen; diese der Nation so theure Ehre mußte zuweilen sich vor einem Feind schmiegen, den sie gewohnt war, zu unterjochen, und öfters bey dem geringsten Anschein des wahren Ruhms aufopferte. Ihr, die ihr diese Ehre noch liebt, und so glänzende Beweise durch die Uneigennützigkeit, die euch eigen ist, davon ablegt, ermüdet nicht, sie geltend zu machen; das edle Feuer, so euch belebt, wird vielleicht dereinst den falschen Schimmer vernichten, der den Eigennutz umgiebt, und mit welchen er alle Augen verblendet!

Die Eitelkeit ist zwar ein Jugendfehler; allein sie ist auch die zweyte herrschende Leidenschaft des männlichen

Alters

Alters, und quält die Seele dessen, bey dem sie herrscht. Ich habe schon bey den Krankheiten der Seele im Allgemeinen von ihr geredet; hier aber hat sie ihren eigenthümlichen Sitz, und zeigt sich ganz dreist und immer auf der falschen Seite; zuweilen, um ihren Rang zu erhalten, welcher allein durch Einfachheit, Bescheidenheit und Klugheit geehrt und erhalten wird; zuweilen auch, um seinen Kindern ein glänzendes Glück vorzubereiten, die ihren wahren Ruhm immer mehr sich selbst zuschreiben, als der Bemühung der Väter, ihnen denselben zu verschaffen. Die Eitelkeit hat keine Entschuldigung vor sich: denn man verdient immer Tadel, wenn man eitel ist, und wird innerlich dafür bestraft, durch die Bemühungen, so die Eitelkeit erfordert, und durch das Unangenehme, so sie jeden Augenblick zufügt; sie macht nur bey dummen Köpfen ihr Glück, und diese werden früh oder spät müde, sich durch eitle Menschen, die sie verführt hatten, erniedrigen zu lassen; alsdenn ist der Verdruß, den sie darüber empfinden, weit stärker, als das Vergnügen, so sie empfinden, sie zu hintergehen; die Art, wie sich ein eitler Mensch darstellt, der Ton, den er annimmt, und das unbescheidene Lob, so er sich selbst ertheilt, zeigt ihn bald, als denjenigen, der er wirklich ist. Zweifelt man aber an ihren eingebildeten Vorzügen, so versuche man es, ihnen keine zuzugeben, und sogleich wird der Verdruß und die üble Laune an die Stelle jenes dreisten Ansehens treten, wodurch sie zu triumphiren glauben. Die Geschäfte des Lebens tragen auch mehr oder weniger zu dieser elenden Leidenschaft bey: denn die Eifersucht herrscht zwischen denjenigen von gleichem Stand, und diese Eifersucht hat keinen andern Grund, als die Eitelkeit. Die Schriftsteller sind ihr mehr unterworfen, als andere, und der Krieg, den sie mit einander führen, ent-

ehrt ihr Geschäfte, und war zu allen Zeiten Mode. Indessen war doch dieser Krieg nie so lebhaft, als jezund, und sogar die Philosophie ist mit auf den Schauplatz getreten; ja, ich wage es zu sagen, selbst die Religion, deren Wesen nur Liebe ist, sah diejenigen, die sich ihre Stützen nennten, einander zerreissen und dadurch dem Zuschauer nur zu deutlich zeigen, daß Eitelkeit allein der Bewegungsgrund ihres Zanks war. Wie viele häßliche Namen haben sie nicht einander beygelegt! Haben sie nicht durch die Hitze ihres Streits den Staat in Flammen gesezt? Engel des Friedens, kommt hernieder! nicht mit dem Rachschwerdt Gottes, um sie als seine Feinde zu vertilgen: denn sie sind es schon, durch ihr Betragen, sondern um ihnen brüderliche Liebe einzuflössen, und sie zu bewegen, sich gegenseitig zu ertragen, und sich in dem wesentlichen Gegenstand ihrer Verehrung zu vereinigen, damit sie, ohnerachtet der Verschiedenheit der Meynungen, nur ein Herz und eine Seele haben, wodurch sie Gott das ihm angenehme Opfer bringen mögen, durch das sie allein vor seinem Augen angenehm werden können. Ihr Menschen! die ihr aus Eitelkeit und Stolz den Namen der Gesellschaft Jesu angenommen habt, die ihr überall herrschen wolltet, und bey denen die unerlaubtesten Mittel gleich gut und rechtmäßig waren, sobald ihr glaubtet, euren Zweck dadurch erlangen zu können; zu welchen Schandthaten hat euch diese unglückliche Leidenschaft nicht verleitet? Ja, es war Eitelkeit, Stolz und Ehrgeiz, die euren Sturz befördert haben, nachdem ihr so viele andere gestürzt hattet.

Die Eitelkeit hat übrigens verschiedene Zweige, wodurch andere Krankheiten entstehen, die sich auf sie beziehen, und nur durch sie vorhanden sind. Der Ehrenpunkt

ist

ist einer der sonderbarsten, und beynah immer die Schande der Vernunft: denn wie viel wird ihm nicht aufgeopfert? man ist eifersüchtiger auf einen Titel, als auf eine Tugend, und hält sich durch eine Geberde, durch ein Wort oder durch eine Zerstreuung beleidiget; derjenige, so es gethan hat, hat nicht den Muth, sein Vergehen zu verbessern, ob er gleich das Herz hat, sich mit demjenigen zu schlagen, den er unwillkührlich beleidigt hat; dies ist ein unvernünftiger Schluß, der nicht zu erklären ist, und den man vergeblich zu vertheidigen sucht. Wie viele Zerrüttungen hat diese Wuth in den Familien und dem Staat nicht hervorgebracht? Die Eitelkeit ist ein Götzenbild, welches mehr Märtyrer gemacht hat, als der wahre Gott; Kutte und Cilíz sind nicht von ihr frey; sie schleicht sich in Klöster und Einöden, und stört die Ruhe dieser Seelen, welche ihr Glück in der Verläugnung ihrer selbst, und in der Verachtung der zeitlichen Eitelkeit suchen. Die Thorheit dieser Leidenschaft ist auffallend; allein dies bessert ihre Schlachtopfer nicht.

Horaz hat gesagt: *) In dem männlichen Alter ändert der reifere Geist seine Neigungen; der Mensch bemühet sich, Reichthümer und Ehrenstellen zu erhalten, und sich Freunde zu erwerben; in allen seinen Handlungen behutsam, und auf seine Reden aufmerksam zu seyn, und hütet sich, nichts zu reden oder zu thun, was ihn einmal gereuen könnte.

Von der zartesten Kindheit an, scheint die Erziehung es sich zum Vorsatz zu machen, den Körper der Kinder zu

*) — — Conversis studiis, ætas animusque virilis
Quærit opes & amicitias, inservit honori.
Commisisse cavet quæ mox mutare laboret.

zu schwächen, und den Geist und das Herz durch falsche Begriffe, gefährliche Leidenschaften, und besonders durch Eitelkeiten zu verderben, welche ihnen nur zu oft ihr ganzes Leben durch anhängen; die nachfolgende Erziehung, anstatt die bösen Eindrücke auszurotten, so sie von ihren Ammen, Hofmeistern oder Bedienten, denen sie überlassen waren, erhalten haben, bestärkt sie vielmehr darinnen und macht sie zur bleibenden Gewohnheit. Wie sollen Aeltern und Lehrmeister, die selbst mit Irrthümern, Vorurtheilen, Leidenschaften und Eitelkeiten angesteckt sind, darauf denken können, die Mängel der ersten Erziehung zu verbessern? Wie sollen Väter und Mütter, so von dem Stolz auf ihre Geburt, von Ehrgeiz und Begierde nach Reichthum eingenommen und von den Thorheiten des Luxus und der Mode verblendet sind, sich bemühen, in dem Geist ihrer Kinder, die falschen Begriffe auszurotten, die man ihnen in dem zartesten Alter eingeflößt hat? Die Erziehung ist gewöhnlich nichts anders, als die Kunst, die Leidenschaften und Thorheiten einzuflössen, mit denen die erwachsenen Menschen selbst behaftet sind.

Zu der eben erwähnten Erziehung und den häuslichen öfters sehr schädlichen Beyspielen, gesellt sich in der Folge die allgemeine Meynung, welche öfters sehr unrichtig ist, indem der junge Mensch, oder das junge Mädchen, aus den Händen ihrer Aeltern und Hofmeister kommen, finden sie in der Welt mehrentheils schlechte Beyspiele, hören nur falsche Grundsätze, und finden, daß das Betragen derer, die mit ihnen umgehen, den guten Grundsätzen, die man ihnen vielleicht gelernt hat, beständig widerspricht; von nun an glauben sie, thun zu müssen, was andere thun; sie folgen also dem Strom, der die

Leiden=

Leidenschaften begünstigt, und vergessen die Grundsätze, wodurch sie, wie sie glauben, nur lächerlich oder Sonderlinge würden, und die ihnen den Weg zum Glück und zum Ehrgeiz versperren könnten.

Der Tumult der Leidenschaften aller Art reißt junge Leute mit sich fort, wenn sie keine Grundsätze von Billigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit haben, und wenn man ihnen nicht gelehrt hat, daß ihr persönlicher Vortheil immer dem allgemeinen untergeordnet seyn müsse, und daß das Glück des Menschen nicht darinnen bestehet, seinen Leidenschaften blindlings zu folgen, sondern sie so zu lenken, daß sie das Glück der andern mit befördern; aufserdem werden sie sich öfters in dem Fall der Reue befinden. Allein es ist für ihn sehr schwer, diese Grundsätze im männlichen Alter in Erfüllung zu bringen, wenn diejenigen, so man ihm in der Jugend eingeprägt hat, ihnen entgegen sind und seine Irrthümer begünstigen. Man legt dasjenige, was wir vorhin aus dem Horaz angeführt haben, ganz verkehrt, und dem Sinn des Verfassers zuwider, aus, welcher mit der reinsten Moral übereinstimmt und dem rechtschaffenen Mann sagt, daß er gerecht seyn und niemand zu schaden suchen müsse, wenn er sich Freunde erwerben will; ferner, daß er sein Glück nur durch Tugend befördern, und nur deswegen nach hohen Ehrenstellen trachten müsse, um sich darinnen durch Wohlthaten auszuzeichnen, die Tugend zu beschützen und das Laster zu unterdrücken; daß er seine Ehre in gute und schöne Handlungen setzen soll, und diese Ehre jenen niedrigen, strafbaren und ungerechten Mitteln vorziehen müsse, wodurch er ein glänzenderes Glück, eine schnellere Beförderung und die Gunst der Fürsten und ihrer Minister erhalten könnte. Der große Herr und der Höfling

erhal-

erhalten von ihren Aeltern und Lehrern einen Unterricht, der diesem gerade entgegen ist, und richten sich darnach, zum großen Schaden der Gesellschaft. Sie kennen blos den Willen des Herren; dieser, sagt man ihnen, sey immer recht in euren Augen, widersteht ihm niemals, und opfert ihm die wahre Ehre auf, welche nichts ist, sobald sie nicht zur Macht, zum Ansehen und zu den Reichthümern führt, auf die ihr, vermöge eures Ranges, Anspruch machen könnt; eure einzige Ehre sey, die Gunst des Prinzen zu erhalten, und ein guter Hofmann muß weder Ehre noch üble Laune kennen; der Adel, so ihr von euren Vorältern geerbt habt, ist zu allem hinreichend; ihr habt weder Wissenschaft noch Tugend nöthig: denn diese Dinge werden nur zum Fortkommen eines niedrigen Bürgers erfordert, und sind demjenigen ganz entbehrlich, den sein Name allein und seine Intriguen zur Ehre und zum Glück führen müssen. Ein Soldat unterdrückt die Grundsätze der Billigkeit bey den unmenschlichen und grausamen Befehlen seines Obristen, der seiner Seits wieder blindlings dem Willen eines ungerechten Despoten gehorcht; er hört weder die Gesetze der Gerechtigkeit, noch die Stimme des Erbarmens, noch die Seufzer seiner eigenen Nation, sondern fällt mit verschlossenen Augen über seine Freunde und Feinde her. Dies sind die Grundsätze, die man den Sklaven einprägt, welche bestimmt sind, andere Sklaven in ihren Ketten zu erhalten.

Keinem Bürger sind Unterricht, Wissenschaften, Talente und Tugenden so nöthig, als dem Großen und dem Adel; und eben diese ergeben sich ihnen am wenigsten. Da sie nun von Standes wegen bestimmt sind, das Schicksal der Nationen zu regieren, in dem Rath der Könige zu sitzen, Armeen zu kommandiren, und Staa-

ten aufrecht zu erhalten; wie viele und mancherley Kenntnisse sollten sie sich nicht zu sammlen suchen? Allein durch ein nur allzu gewöhnliches Unglück verachten diese Menschen, welche dem Schein nach, bestimmt sind, andere zu regieren, alles dasjenige, was ihnen unumgänglich nöthig wäre. Man sollte glauben, daß ein Offizier sich einbilde, sein Stand fordere blos von ihm, daß er Muth zeige, und dem Tod unerschrocken entgegen gehe; dies ist freylich die Pflicht eines Grenadiers oder eines Anführers; allein weiß denn lezterer nicht, daß der Krieg eine Wissenschaft ist, welche große Kenntnisse, Erfahrung, Ueberlegung, und öfters den viel umfassenden Kopf erfordert? Die Seltenheit guter Generale beweißt hinlänglich, daß sehr vieles zu ihrem Stand erfordert wird: denn weder an der Toilette der Grazien, noch bey den Opfern der Venus, oder im Gefolge des Bacchus lernt man Feldplane entwerfen, Soldaten exerciren, Truppen anführen, und Bataillons zur Vertheidigung des Vaterlandes regieren; dies ist nicht der Weg zum Ruhm, zu dessen Tempel man nur durch Thaten gelangen kann, die seiner würdig sind. Ohne Klugheit ist der Muth eine bloße unbesonnene Wildheit, und die Unwissenheit, welche leider unter dem Soldatenstand nur zu sehr herrscht, führt nicht zum Ruhm, sondern bedeckt ihn mit Schande und Schmach. Ohne weitere Ueberlegung den Schlendrian des Diensts zu befolgen, sich blindlings schlagen, wenn die Oberhäupter es befehlen, seine Zeit in der Garnison mit Müßiggehen zubringen, und in eine Langeweile verfallen, welche nur durch Unordnungen und Ausschweifungen unterbrochen wird; darinnen besteht bey den mehresten Nationen das maschinenmäßige und langweilige Leben, worinnen die mehresten Offiziers bis in ihr Alter beharren, welches, statt ihnen Achtung zu erwerben, sie nur

nur unglücklich und verächtlich macht, weil sie vernachlässigten, sich die Kenntnisse zu erwerben, welche das Studieren, die Ueberlegung und das Nachdenken gewähren. „Mit der bloßen Praxis, ohne Theorie," sagt der Herr von Puysegur in seiner Kriegskunst, „mag man immerhin „Trensche'en besteigen; man wird deswegen noch keinen „Angriff eines Platzes anzuordnen, oder sich gegen Ausfälle vorzusehen wissen; man kann in manchen Verschanzungen gewesen seyn, und doch keine anzulegen wissen; „und so kann man bey Observationskorps gedient und alle „Wendungen mit angesehen haben, wodurch man eine Belagerung deckt, und sie doch nicht selbst anzuordnen verstehen."

Ein unaufgeklärter Offizier, der in der Uniform grau geworden ist, hält sich für einen Helden, und bildet sich ein, daß alle Welt ihn dafür hält; allein diejenigen, so die Dinge nach ihrem Werth zu schätzen wissen, denken ganz anders davon, und man ist nicht geneigt, vorgeblichen Helden Wohlthaten zu erweisen, welche bloße Bildsäulen waren, und sich nicht anders bewegten, als nach dem Antrieb derer, die sie regierten, und nun unnütz geworden sind. Alsdenn werden sie durch das Unglück und die unerfüllten Erwartungen mürrisch, und brechen in den Gesellschaften, denen sie Langeweile machen, in Klagen aus, sind allen Menschen zur Last, erliegen unter ihren Gebrechlichkeiten, und endigen im Elend ein Leben, welches vortheilhafter vor sie gewesen wäre, wenn sie es in einem Treffen verloren hätten. Die Eigenschaften des Herzens und des Verstandes hingegen, erwerben sich allein eine Achtung, die ihnen bis ins Grab nachfolgt.

Zu dieser Seelenkrankheit der Militairpersonen, wodurch sie so wenig Lust bezeigen, sich ernstlich um dasjenige zu bemühen, was ihnen zu wissen nützlich und nothwendig

wendig ist, gesellt sich noch das Vorurtheil ihres Standes, wodurch sie ihr Geschäfte für das erhabenste und schäzbarste halten, welches derjenigen Verehrung und Achtung am würdigsten ist, so man großmüthigen, starken Seelen und wesentlichen Vaterlandsdiensten schuldig ist. Indessen siehet man nur zu oft Militairpersonen ohne Aufklärung, Wissenschaften und Sitten, in der bürgerlichen Gesellschaft mit der Moral der Garnisonen, des Lagers oder der Armee erscheinen. Diese Moral, welche in allem übrigen nicht sehr streng ist, sezt das Verdienst in eine leichtauffahrende Wildheit, in eine beständige Rohheit, oder in ein abgeschmacktes Wesen, welches eben nicht für die Krieger einnimmt, und ihren Umgang verdächtig und gefährlich macht. Das wahre Verdienst eines Adelichen, oder eines Kriegers, besteht darinnen, daß er sich in Stand seze, die Personen und das Eigenthum seiner Landsleute vorzüglich, mit Muth gegen den Ehrgeiz und die Raubgierde derjenigen zu vertheidigen, welche sie überfallen; ferner sich die allgemeine Achtung durch ein rechtschafnes und angenehmes Betragen erwerbe, und durch seine schönen Handlungen die Ehrenstellen, Grade und Belohnungen verdiene, die nur nüzlichen Talenten und Diensten, so man seinem Vaterland oder dessen Bundsgenossen erwiesen hat, zukommen. Ihr Rang und ihr Geschäfte verbinden sie also dazu, das Beyspiel der Billigkeit, der wahren Größe, der Großmuth, der Freygebigkeit und der allgemeinen Menschenliebe zu geben; so aber ist ein blinder Gehorsam die einzige Moral des Kriegsmannes; sie ist zwar in Lagern und bey Armeen nothwendig; allein in Städten und Gesellschaften würde sie aus den Kriegern bloße Maschinen und elende Werkzeuge machen, die in den Händen eines Despoten oder Tyrannen die Geseze vernichten würden, unter deren Schuz die Unterthanen

ruhig

ruhig schlafen. Ein solcher Gehorsam ist an dem gemeinen Soldaten löblich, der sich bey dem Tod in Dienste begiebt, um dadurch so viel zu gewinnen, daß er auf Unkosten seines Lebens ein elendes Leben führen kann; er ist löblich deswegen, weil man bey dem Soldaten voraus sezt, daß er weder Grundsäße noch Ueberlegung hat, und sich weder Begriffe von Gerechtigkeit machen, noch sich selbst gut regieren kann. Ein großmüthiger Mann hingegen ist keine bewegliche Bildsäule: denn ein solcher Gehorsam würde in dem gesellschaftlichen Umgang einen adelichen Offizier von allen Verbindlichkeiten gegen seine Nation frey sprechen; er würde aufhören, ein Bürger des Staats zu seyn, und dagegen ein bloßer Miethling, ein Sklave und ein schlechtes Werkzeug werden, dessen sich ein nicht gut denkender Fürst bediente, um seine Launen auf Unkosten der Billigkeit, der Gesetze und des Bluts seiner eigenen Unterthanen, zu befriedigen.

Wenn man die Personen betrachtet, aus denen unsere heutigen Armeen bestehen, so sollte man schwören, daß der Militärstand, dessen Grundlage Großmuth, Tapferkeit und alle schönen Eigenschaften großer Seelen seyn sollte, im Gegentheil gerade die entgegengesezten hervorbringt. Und wie kann es auch anders seyn? Eitelkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Trägheit, Ausgelassenheit und das Verlangen nach einer beynah ungestraften Zügellosigkeit, sind die gewöhnlichen Bewegungsgründe, wodurch eine unbesonnene Jugend angetrieben wird, diesen Stand zu ergreifen; kann wohl Vernunft, Billigkeit, Tugend und Verlangen nach öffentlicher Achtung, bey Leuten von dieser Art, wirksam seyn? Wie sollen diese Dinge Eindruck auf grobe Soldaten machen, aus welchen man entweder Bildsäulen oder Marionetten machen

 will,

will, die keine andere Bewegungen haben sollen, als die, so man ihnen mittheilt; Leute, welche gewöhnlich unter den Müßiggängern und Vagabonden ausgesucht worden, und weder Feuer noch Heerd haben, ja öfters sogar Uebelthäter und das schlechteste Gesindel sind, welche sich in ihrer Sklaverey noch glücklich schätzen, daß sie ein Mittel finden, der Armuth und der verdienten Strafe entgehen zu können. Jene tapfern Armeen von Griechen und Römern, deren Thaten in der Geschichte aufgezeichnet sind, hatten zu Generalen und Hauptleuten, lauter Leute, so für sich selbst uneigennützig, aufgeklärt und von dem Trieb gut zu handeln und Ruhm zu erwerben beseelt waren; ihre gemeinen Soldaten waren brave Bürger, Landleute und Eigenthümer, so die Vaterlandsliebe belebte, und die, nach geendigtem Krieg, zu ihrem Heerd zurück kehrten, um die Süßigkeiten des Friedens und des Lobs zu geniessen, welches sie von ihren Mitbürgern dadurch verdient hatten, daß sie sie gegen ihre Feinde vertheidigt hatten.

Aus Mangel an Billigkeit, Verstand, Wissenschaft, und der zu seinem Stand erforderlichen Kenntnisse, verliert man die Achtung, die damit verknüpft ist. Man sezt immer voraus, daß Personen von hoher Geburt auch gut erzogen worden sind; das heißt, daß ihnen von ihren Aeltern, oder Hofmeistern, Grundsätze der Ehre, großmüthige Gesinnungen, ein edler Ehrgeiz und schätzbare Eigenschaften eingeprägt worden sind, und daß ihr Herz und Verstand so ausgebildet sey, um ihr eigenes und das Glück der Gesellschaft zu befördern. Wenn aber diese Eigenschaften bey den Adelichen fehlen, so sinken sie in die Klasse gemeiner Leute herunter, die im Stand sind, denjenigen zu schaden, denen sie dienen;

ferner

ferner denjenigen, über die sie zu befehlen haben, und denjenigen, die sie gegen die Tyranney und die Drückung der Boshaften vertheidigen sollten.

Oefters verläßt den Adel die Hoffarth selbst mitten in der Armuth nicht; allein gesezt auch, daß er sich in jeder Lage selbst schätzen und immer auf die Achtung anderer ehrgeizig seyn müsse; wie kann er diese löblichen Gesinnungen mit einer kleinmüthigen, unruhigen und eifersüchtigen Eitelkeit, mit einer schändlichen Unthätigkeit and einer elenden Furcht, sich durch den Umgang mit ehrlichen Leuten von geringern Stande zu entehren, verwechseln? Das Vorurtheil, welches unglücklicher Weise noch jezt herrscht, macht, daß bey vielen Nationen der Edelmann blos allein durch das Recht der Geburt berechtigt ist, alle Stände, ausser dem Soldatenstand, zu verachten, und wie viele siehet man nicht, es sich bey jeder Gelegenheit zu einer albernen Pflicht machen, daß sie mit denjenigen nicht umgehen, welche das Vorurtheil unter sie gesezt zu haben scheint? Dieses elende Vorurtheil macht sie öfters ungerecht, ungesellig, unangenehm und denjenigen lästig, welche das Ohngefähr nicht so begünstigt hat. Man muß wirklich sehr wenig eigenes persönliches Verdienst haben, um einem bloßen Zufall so viel Werth beyzulegen; es ist freylich wahr, daß von Natur und durch die gesellschaftlichen Konvenzionen, die Menschen einander nicht gleich sind, und daß sie einander gegenseitig nöthig haben; allein, wenn die eingeführten Gesetze billig seyn wollen, so dürfen sie einen boshaften und unnützen Menschen mit dem tugendhaften und nützlichen Bürger nicht in eine Klasse rechnen, und man verdient nicht von der Menge unterschieden zu werden, anders, als durch den Adel, durch Größe der Gesinnungen und

eigne Tugenden; man muß den Adel seines Ursprungs beweisen, nicht durch die Titel und den Ruhm seiner Vorfahren, sondern durch edle Gesinnungen und Handlungen, und durch eine Denkungsart und ein Betragen, so ihrer würdig ist. Hat man aber diese Eigenschaften nicht, so muß man es sich gefallen lassen, wie der gemeine Bürger behandelt zu werden, den man so stolz verachtet und übersiehet; denn man verdient es. Der Edelmann, der, vermöge seines Standes, der Vertheidiger seines Vaterlandes ist; der Große, der den Regenten in Rath und That unterstüzt; die Magistratsperson, die über die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und der guten Ordnung wacht; die so andern vorgesezt sind, um sie zu unterrichten, sind Bürger, welche mit Recht ausgezeichnet werden, und die nicht mit den andern unbekannten Bürgern dürfen verwechselt werden, die dem Vaterland nicht dieselben Dienste erweisen: denn der Rang zeigt eine Ueberlegenheit von Tugenden, Talenten und Erfahrungen an, welche Achtung und Ehrfurcht, und folglich Titel, Rang und Ehrenstellen erfordern, wodurch man sie von dem gemeinen Volk unterscheiden kann, und die ihnen statt der Belohnung dienen. Weit entfernt sey demnach von uns jene unzufriedene und eifersüchtige Philosophie, welche allen Unterschied der Stände aufheben will, unter dem Vorwand, Astre'ens Reich wieder einzuführen: denn die Gleichheit der Stände in verfeinerten Gesellschaften, ist eine eingebildete Gleichheit, die niemals, selbst nicht bey den Wilden vorhanden war.

Der Finanzverwalter erkennt selten einen andern Gott, als den Reichthum; Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Mitleiden, Erbarmen, Mäßigung in seinen Wünschen, Bescheidenheit, und ein guter Gebrauch der Reich-

thümer

thümer sind ihm unbekannt, oder wenigstens aus seinem Herzen verbannt; er ist hart gegen die Unglücklichen und immer beschäftigt, sich mit ihrem Schweiß und Blut zu bereichern, stolz und trozig auf seine Reichthümer, welche er nur zu oft durch die Drückungen und Raub erhalten hat, opfert er jedes gute und großmüthige Gefühl der Begierde, seine Reichthümer zu vermehren, auf. Er gehet stolz mitten unter den Schlachtopfern seiner Erpressungen einher, die er durch den Misbrauch des Schutzes des Fürsten, dem er dient, begangen hat, und brüstet sich, als Ueberwinder seiner Nebenmenschen, mit seinem nur zu scharfsinnigen Geist, der seine Handlungen mit dem Vorwand des gemeinen Besten, der Bedürfnisse des Staats, oder der Befehle des Fürsten zu vermänteln weiß. In Gegenwart seiner Vorgesezten ist er niedrig und kriechend, und blos allein gegen sie freygebig, oder auch dann, wenn er durch seine kostbaren Gastereyen und den Prunk seiner Reichthümer der öffentlichen Armuth spottet, und sie verschwendet, um seine kindischen Einfälle, seine thörichten Leidenschaften und seinen unmäßigen Ehrgeiz zu befriedigen.

Der reiche Mann hat viel ähnliches mit dem Finanzverwalter; seine Reichthümer, welche öfters durch Ungerechtigkeit zusammen gescharrt worden sind, setzen ihn in Stand, beynah alle seine Wünsche zu befriedigen; er überläßt sich schlechten Sitten, und von allen wohlthätigen Empfindungen entblößt, verschwendet er thörichter Weise seine Schätze durch Ausschweifungen aller Art, Putz und Kleinigkeiten, um die Langeweile zu vertreiben, die ihn überall begleitet, weil er niemals das Vergnügen geschmeckt hat, eine gute Handlung zu thun, sich mit sich selbst und mit andern unschuldigen Gegenständen

nicht zu beschäftigen weiß, so die Natur unsern Augen unaufhörlich darbietet, und die reine Glückseligkeit nicht schmecken kann, so die Tugend denjenigen gewährt, die sie haben erkennen lernen.

Bestimmt sich jemand zur Magistratur, so muß er wissen, daß die Pflicht dieses Standes ist, daß man seinen Mitbürgern Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und deren Zutrauen durch seine Billigkeit, Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, und durch seine guten bescheidenen und angenehmen Sitten sich erwerbe. Allein, wie viele siehet man nicht, welche in die Hände der Themis zweyerley Waagen geben, die eine für den Reichen, die andere für den Armen, und sich dem Schimmer der Reichthümer, der Launen der Tyranney, der Bestechung, der Gunst der Schönheit und der Macht des Ansehens überlassen?

Gemeine Leute, so von den Großen und Reichen verachtet, und durch Drückungen, durch den Ehrgeiz, sich ihnen zu entziehen und sich erstern gleich zu stellen, tyrannisirt werden, verlieren das Gefühl der Ehre, und vergessen die Ehrbarkeit der Sitten und den Reiz der Tugend.

Durch das Beyspiel derer, so über ihm sind, verdorben, und aus Mangel der Erziehung, wird der Pöbel verschlimmert, und ist ausser Stand, seinen Kindern das Gefühl von Ehre und Rechtschaffenheit einzuflössen, das er sich selbst nicht erwerben konnte, und seine unglücklichen Aeltern ihm nicht hinterlassen haben. Das, was man überhaupt Pöbel nennt, ist ein aus verschiedenen andern zusammengesetztes Thier, ein undankbares, grausames, mürrisches, neidisches und unbeständiges Ungeheuer: denn

denn es ist eine Sammlung von Dummköpfen, Taugenichten und von Leuten ohne Ehre; ein Funke, so eine große Feuersbrunst erregen kann, wenn er durch den Geist der Verführung, der Bosheit und des Ehrgeizes angeblasen wird; ein Mittel, wodurch das größte Gute entstehen kann, wenn es durch einen weisen und klugen Mann regiert wird, der die Triebfedern der Beredsamkeit, der Standhaftigkeit, des Zutrauens, der Wohlthätigkeit und der Tugend in seiner Gewalt hat, welche leztere immer selbst von den Nichtswürdigen verehrt wird.

Vergebens bietet also die Philosophie den Menschen eine menschenfreundliche Moral an, so sich auf die Vortheile gründet, welche die Tugend in diesem Leben gewährt; die zügellosen Leidenschaften der Großen und Reichen, die Verderbniß der Höfe, und die Ausschweifungen der Geringern werden sie immer verhindern, ihren wahren Nutzen, ihre wahren Verhältnisse und die wesentlichsten Pflichten der Gesellschaft einzusehen. Diese Vorschriften, welche aus dem Wesen der verschiedenen Stände des Lebens selbst herfliessen, werden für alle diejenigen unnütze und unwirksame Mittel bleiben, die den innern Keim der Philosophie, die Liebe zur Tugend nicht haben, und deren Seele nicht ruhig genug ist, um darüber nachzudenken und alle Vortheile einzusehen, die aus ihrer Befolgung entstehen würden. Indessen hat doch die Philosophie, so wie die Religion, keinen andern Zweck, als allen Menschen, von welchem Stand sie auch seyn mögen, die Pflichten zu lehren, welche die reinste und vernünftigste Moral ihnen gegen sich selbst und gegen ihre Mitbürger, als die einzigen Mittel vorschreibt, um die Achtung, Verehrung, Liebe und Zuneigung zu verdienen, die blos der Wohlthätigkeit, der Billigkeit und

dem

dem Adel der Gesinnungen zukömmt, und sich durch ein ihren Vorschriften angemessenes und standhaftes Betragen, das Glück zu verschaffen, nach welchem alle Menschen streben.

Ohne Zweifel erkannte Plato diesen angebohrnen Keim, von dem ich eben geredet habe, an der Physiognomie der Menschen, weil wir in der Geschichte lesen, daß er alle diejenigen sorgfältig betrachtete, die zu ihm kamen, um seine philosophischen Lehren zu hören, und nachdem er sie betrachtet hatte, nur diejenigen annahm, bey denen er Anlagen zu dieser Lehre zu bemerken glaubte; den andern hingegen anrieth, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihren Neigungen und ihrem Karakter besser angemessen wären. Plato hätte ihnen sogar dasjenige Geschäft anzeigen können, zu dem sie geschickt waren, wenn er, wie Aristoteles, die Neigungen und Naturanlagen der Menschen nach der Betrachtung ihrer Physiognomie beurtheilt hätte.

Die mehresten Menschen sind sehr glücklich, wenn sie von der Natur ein edles Ansehen, einen majestätischen Anstand und eine einnehmende Gesichtsbildung erhalten haben! Ich will hierüber noch etwas als eine Ergänzung meiner Physiognomik hersetzen.

Alle Menschen sind hierinnen Physiognomen. Als Ulysses ganz nackend von dem Sturm an das Ufer der Phäacier geworfen wurde, so lief das Volk haufenweis hinzu, und sein edles, geistvolles Ansehen, ohne Künsteley, erwarb ihm die Achtung aller derer, die ihn, obgleich nackend, betrachteten. Es ist, sagt Curtius, (Lib. 6.) bey den Barbaren der Gebrauch, alle Menschen, so eine schöne Physiognomie und einen hohen Wuchs

Wuchs haben, zu verehren, weil sie bey ihnen für die einzigen gehalten werden, welche im Stand sind, große Dinge zu unternehmen und auszuführen. Suetonius erzählt von dem Kaiser Titus, daß er von seiner Kindheit an von der Natur begünstigt zu seyn schien, und daß man dies an seiner Figur sah, die mit dem Alter sich immer verschönerte und verherrlichte, und endlich einen der vollkommensten Fürsten aus ihm machte. Cicero (de Oratore) redet von zweyerley Schönheiten: von einer männlichen, so er Würde nennt, und von einer weiblichen, der er den Namen Grazie beylegt. Wie stark, sagt er, ist nicht die Beredsamkeit, wenn sie von einer angenehmen und würdigen Physiognomie unterstützt wird? Man sagt von dem großen Pompejus, daß er die Herzen und die Achtung aller derer an sich riß, die ihn sahen, weil die Natur seiner Stirne eine Würde und eine Sanftmuth, und seinem ganzen Anstand ein angenehmes Wesen eingedrückt hatte. Ob man dieses gemeiniglich von der Stirne versteht, so muß es doch eigentlich den Augen zugeschrieben werden: denn schielende, verdrehte, kurzsichtige oder blinzelnde Augen, geben einen Blick, der die Physiognomie verunstaltet, und denjenigen, in den Augen der Personen, die nicht immer mit ihnen umgehen, nachtheilig ist, die diesen Fehler haben. Vielleicht ist folgender lateinischer Vers aus den Begriffen entstanden, so die Alten von den schielenden und verdrehten Augen hatten:

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine læsus,
Rem magnam præstas, zoile, si bonus es.

Die Augen sind allerdings der Spiegel, worinne man die Seele ohne Hülle siehet, und nichts ist an dem

Men-

Menschen so sehr veränderlich, je nach dem Temperament der Person und nach den verschiedenen Leidenschaften, die sie bewegen. Livius (Decas I. Lib. 7.) sagt von den Samnitern: sie glaubten, die Augen der Römer, wie brennende Lichter funkeln zu sehen. Nikol. Olaus sagt: daß, als die Soldaten der Stadt Aquileja, so von Attila belagert wurde, auf diesen Monarchen, der von einem kleinen Gefolg begleitet wurde, einen Ausfall wagten, sie aus seinen Augen Feuerfunken herausspringen zu sehen glaubten, wodurch sie so sehr erschracken, daß sie eiligst wieder zurück zogen. Plinius (Kap. 67.) und Plutarch in dem Leben des Marius, sagen, daß, als die Minuturner einen Menschen abschickten, um diesen General zu tödten, dieser Mörder vor dem Adel und dem Stolz seines Blicks so sehr erschrack, daß er eiligst wieder zurückkehrte, ohne daß ihm aufgetragene Geschäft verrichtet zu haben.

Achilles warf dem Agamemnon vor, daß er Hundsaugen hätte, um ihm dadurch zu sagen, daß er unverschämt sey. Allein wie mußten wohl die Augen des Achilles beschaffen seyn, wenn er zornig war? Von Sylla und Cato, dem Censor, sagt die Geschichte, daß sie lebhafte, mit rothen Flecken besäete, und gleichsam funkelnde Augen hatten.

Unter allen Theilen des menschlichen Körpers, zeigt das Gesicht die mehresten physiognomischen Zeichen, und in dem Gesicht selbst, sind die Augen am sprechendesten. Wenn man sich aufmerksam betrachtet, so sollte man glauben, das Auge wäre der Ort, in welchem die Seele ihren Sitz hat, und wo sie wirkt, und daß man, vermittelst der Durchsichtigkeit dieses Orts, alle ihre Bewegungen und Wirkungen erkennen könnte; man bemerkt dies leicht,

wenn

wenn man die verschiedene Stellung der Augen, der Augenlieder und der Augenbraunen betrachtet, so sich auf die Leidenschaften und Neigungen beziehen, welche die gesunde oder kranke Seele in Bewegung setzen. Vermittelst der Augen macht die Schönheit, entweder wirkend oder leidend, ihre Eindrücke von aller Art; die Augen gehorchen allen Eindrücken der Seelenkrankheiten, und offenbaren sie sehr deutlich; daher pflegt man figürlich von den Menschen zu sagen: sie hätten schelmische oder gute Augen, je nach der Beschaffenheit ihrer Seele. Cicero betrachtet das Gesicht, als das Gemälde der Seele, und die Augen als den Spiegel, worinnen sie sich unverhüllt zeige. (Epistol. 6.) Man kann die verschiedenen Wirkungen der Eifersucht, des Neids, des Zorns und andrer Krankheiten oder Neigungen der Seele auf die Augen, in der Beschreibung der physiognomischen Zeichen der Leidenschaften nachsehen.

Man glaubte und glaubt noch in manchen Ländern, daß die Physiognomie die Neigungen der Seele so richtig anzeige, daß gewisse bürgerliche Gesetze befohlen haben, daß von zwey Menschen, welche wegen einerley Verbrechen angeklagt sind, derjenige zuerst auf die Folter sollte gebracht werden, dessen Gesichtsbildung am unangenehmsten ist, weil die Rechtsgelehrten, in Ansehung des Verbrechens, den Häßlichsten auch für den Verdächtigsten halten. Cicero bediente sich dieser Muthmassung gegen den Verres, Vatinius, Piso, Markus Antonius und andere. Es ist wahr, es sey nun natürlicher Instinkt, oder Erziehungsvorurtheil, daß eine häßliche Person, von ungestaltetem Gesicht, oder andern Theilen des Körpers, von uns auch immer für ungestalt am Geist gehalten wird; vielleicht hat auch die Erfahrung gelehrt, daß, im Allgemeinen genommen, jeder an Körper un-

gestaltete

gestaltete Mensch, gewöhnlich auch eine ungestaltete Seele habe. Diese Meynung ist schon sehr alt: denn man liest in der Sammlung griechischer Epigrammen folgenden lateinischen Vers:

Pes tibi quod claudus, quod clauda per omnia sit mens,
Exterius deregunt extera signa malum.

Das heißt: weil ihr hinkt und einen krummen Fuß habt, daraus ist zu schliessen, daß eure Seele unvollkommen ist: denn die Gebrechen des Körpers zeigen die Gebrechen der Seele an. Seneka sagte: (Epist. 115.) „Alle Dinge haben ihr unterscheidendes Zeichen, und etwas, das sie entdeckt, wenn sie auch noch so verborgen „sind; eine Kleinigkeit ist hinreichend, dasjenige zu entdecken, was ein Mensch denkt, oder wenigstens einige Vermuthung über seine Sitten zu geben. Der Gang, „der Anstand, die Bewegung der Hände und Füsse, ein „Finger, so zum Kopf geführt wird, ein Wort, der Ton „der Stimme selbst verräth den Menschen. Man erkennt einen bösen Menschen an seinem Lachen; einen „Narren und Dummkopf an ihrem Wesen und Anstand, „und alle Unvollkommenheiten der Seele haben ihre äusserlichen Zeichen auf dem Körper.“

Dies ist das Gegenstück von dem, was wir vorhin von dem günstigen Eindruck gesagt haben, den ein schönes Gesicht, ein schöner Wuchs und ein edler Anstand macht. Es ist wahr, daß ein schön gewachsener und schön gebildeter Körper für denjenigen sehr einnimmt, der von der Natur damit beschenkt worden ist; man vermuthet wahrscheinlich bey ihm eine schöne Seele, weil man geneigt ist, sein Freund zu werden und Antheil an ihm zu nehmen, welches nicht geschehen würde, wenn man

anders

anders darüber dächte. Paul Jovius *) giebt uns durch das Beyspiel Sforzia des Großen einen Beweis hievon. Dieser Prinz sagt er, war groß und sehr wohl gebaut, er hatte ein edles einnehmendes Ansehen, so, daß mitten unter dem Gedränge der großen Herren, und wenn er gleich denselben Anzug und dieselbe Farbe des Kleides hatte, wie sie; die Bauern, so ihn zum erstenmal sahen, oder ihn auch allein antrafen, ohne ihn dem Namen nach zu kennen, ihn, als ihren Fürsten mit der größten Hochachtung und Ehrerbietung grüßten. Karl der Große war ein großmüthiger Fürst, und mit den besten Eigenschaften des Geistes und des Herzens geziert. Turpin, Erzbischof von Rheims erzählt, daß er sich nur zeigen durfte, um Ehrfurcht einzuflößen und sich die Zuneigung des Volks zu erwerben; **) er sezt hinzu: er hatte kastanienbraune Haare, ein farbigtes Gesicht, einen schönen Wuchs, ein edles Ansehen und einen strengen Blick; er war über sieben Schuh hoch, hatte breite Schultern, einen gut gewölbten Bauch, dicke Aerme und Schenkel, nervigte Glieder und starke und hervorstehende Muskeln; sein Gesicht war anderthalb Fuß lang, sein Bart einen Fuß, seine Nase beynah einen halben Fuß, seine Stirne fast einen ganzen Fuß, seine Augenbraunen einen halben; er hatte Löwenaugen, welche wie feurige Kohlen funkelten. Die Bildsäulen Karls des Großen, die man noch zu Fulda, Nürnberg und einigen andern Orten sieht, stellen diesen Kaiser wirklich von dem größten Wuchs vor; allein an seinem Gesicht und den andern Theilen seines Körpers, bemerkt

*) Leben Sforzia des Großen.

**) Geschichte, Kap. 20.

bemerkt man diese riesenmäßige Verhältnisse nicht, welche Turpin angiebt. Kranz *) und andere Geschichtschreiber sagen blos von diesem Monarchen, daß er sieben Fuß hoch gewesen sey, einen runden Kopf, große lebhafte Augen, eine lange Nase, einen männlichen Anstand, ein munteres und fröliches Ansehen, eine starke und reine Stimme, einen festen Gang, dicken vollkommnen Bauch und einen kurzen Hals gehabt habe, und daß diese Beschaffenheit des Körpers, an diesem Fürsten, einen hohen, vortreflichen und großmüthigen Karakter anzeige; **) zufolge der Bemerkung des Heil. Ambrosius, welcher sagt, daß die Schönheit des Körpers, ein Bild von der Schönheit der Seele sey. Ludwig der Neunte, König von Frankreich, der, wegen seinen seltenen Tugenden und großen Eigenschaften, den Zunamen der Heilige erhielt, war einer der schönsten Männer seines Jahrhunderts. Paul Emil ***) schildert ihn, als er in Aegypten gefangen und krank im Bette lag; ohnerachtet dessen, sagt er, war sein Gesicht so voller Majestät, und sein Ansehen so edel und sanft, daß die Soldaten seine Feinde, nachdem sie ihren eignen Sultan ermordet hatten, und mit dem Säbel in der Hand zu ihm kamen, um ihn zu zwingen, daß er die Bedingungen, die man ihm wegen seiner Freyheit gemacht hatte, unterschreiben sollte, sobald sie ihn erblickt hatten, so sehr von ihm eingenommen und hingerissen wurden, daß sie ihm mit vieler Ehrerbietung begegneten. Pandolph Callenuchio (in dem 6ten Buch seiner Geschichte von Neapel sagt von Alphonsus, König von Aragonien, daß, als er in

*) Im zweyten Buch der Geschichte von Sachsen.

**) In Libro secundo Virgin.

***) Geschichte, Buch 7.

in einem Seetreffen gegen die Genueser gefangen wurde, er ein so ehrwürdiges Ansehen und eine so einnehmende Physiognomie hatte, daß selbst als Kriegsgefangener, wo er sich nur befand und wohin man ihn führte, er immer sprach, Befehle gab und Gehorsam erhielt, gerade, als wenn er der Ueberwinder gewesen wäre. Der Geschichtschreiber Arnould Ferron und viele andere berichten ohngefähr dasselbe von Franz dem Ersten, König von Frankreich, nachdem er in der Schlacht bey Pavia war gefangen worden. Ferron erzählt bey dieser Gelegenheit eine sonderbare Anekdote, die man vielleicht hier gerne lesen wird. Nach der Schlacht, sagt er, als der König nach Pizzighitone kam, verlangte er den Herzog von Bourbon und den Grafen von Lannoy zu sprechen, und bat sie, ihm das Gesuch nicht zu verweigern, warum er sie bitten wollte; sie versprachen es ihm auch, ob sie gleich nicht wußten, was er verlangen würde. Hierauf sagte der König: „Gebt Befehl, daß die italiänischen Soldaten ihre Hände nicht an die französischen Pagen legen, und daß sie alle Spanier gegen andere Soldaten ausliefern. Dadurch suchte er ihre Ehre sicher zu „stellen; dem zufolge liessen der Herzog und Lannoy einen „Befehl durch das ganze Lager ergehen, und auf diese Art „wurden sechs hundert junge Edelleute den Spaniern wieder ausgeliefert, um welche es wäre gethan gewesen, wenn „die Klugheit des Königs sie nicht gerettet hätte."

Michael Montaigne (3. B. K. 12.) drückt sich, in Ansehung einer schönen Physiognomie und ihrer Vortheile, folgendermaßen aus: „Es giebt sehr vortheilhafte „Gesichtsbildungen, und in dem Gedränge siegender Feinde wird man auf der Stelle, unter einer Menge Unbekannten, einen vorzülich vor dem andern wählen, um „ihm sich zu ergeben, und ihm sein Leben anzuvertrauen,

„und zwar nicht blos in Betrachtung seiner Schönheit „allein. — Es scheint, als wenn es gewisse glückli„che und gewisse unglückliche und unangenehme Gesichter „gäbe, und ich glaube, es giebt eine gewisse Kunst, wo„durch man die gütigen Gesichter von den albernen, die „strengen von den groben, die boshaften von den verdrüß„lichen, die verächtlichen von den melancholischen u. s. w. „unterscheiden kann. Es giebt Schönheiten, welche „nicht blos stolz, sondern tief eindringend sind; es giebt „sanfte und auch schaale; diesen ihre zukünftigen Bege„benheiten vorher zu sagen, ist eine Sache, die ich unent„schieden lassen will. Ich habe, wie ich bereits ander„wärts gemeldet, für mein Theil in aller Einfalt den al„ten Spruch angenommen: daß wir uns nie irren kön„nen, wenn wir der Natur folgen, und das vornehmste „Gebot ist, daß man sich nach ihr richte; ich habe nicht, „wie Sokrates, durch die Stärke der Vernunft, meine „natürlichen Neigungen verbessert, und meine natürli„chen Anlagen durch keine Kunst verändert. Ich gehe, „so wie ich gekommen bin. Ich widerstreite nichts. — „Diese Vernunft, welche den Sokrates von seinem la„sterhaften Hang zurück brachte, machte, daß er den „Göttern und Menschen gehorchte, die in seiner Stadt „herrschten, und den Tod unerschrocken erwartete, nicht, „weil seine Seele unsterblich, sondern weil er sterblich „war.

„Ich habe in Ansehung der Form sowohl, als in An„sehung der Bedeutung, eine ähnliche Hülle:

Quid dixi habere me? imo habui Chreme:
Heu tantum attriti corporis ossa fides!

„die

„die aber mit der des Sokrates in einem großen Wider-
„spruch steht. Oft ist es mir begegnet, daß, auf den
„bloßen Kredit meiner Gegenwart und meines Ansehens,
„Personen, die mich gar nicht kannten, ein großes Zu-
„trauen zu mir faßten, sowohl wegen ihrer, als wegen
„meiner eigenen Geschäfte, und ich habe in fremden Län-
„dern große und seltene Vortheile daraus gezogen. Fol-
„gende Erfahrung aber verdient, daß ich sie hier beson-
„ders erzähle: Ein gewisser Mensch beschloß, mein Haus
„und mich zu überfallen; er bediente sich der List, daß er
„allein an meine Thüre kam und dringend bat, eingelas-
„sen zu werden. Ich kannte ihn, dem Namen nach,
„und hatte Ursache, ihm als meinem Nachbar, keines-
„wegs aber als meinem Verwandten zu trauen.

„Ich ließ ihm also meine Thüre öfnen, wie ich es
„gegen jeden thue, und er trat ganz erschrocken herein;
„sein Pferd war ganz ausser Athem und zusammengerit-
„ten. Er unterhielt mich mit folgender Fabel: er hätte
„eine halbe Meile von hier einen seiner Feinde angetrof-
„fen, den ich auch kannte, und von seinem Zank mit
„ihm, hatte ich etwas gehört; dieser Feind hätte ihm sehr
„hart zugesezt, und da er ihn unvermuthet überfallen und
„sein Gefolg zu schwach gegen das seinige gewesen wäre,
„so hätte er sich in mein Haus in Sicherheit geflüchtet;
„er wäre nun sehr verlegen wegen seinen Leuten, die er
„für tod oder für gefangen hielt. Ich suchte ihn mit al-
„ler Aufrichtigkeit zu trösten und wieder aufzurichten.
„Bald darauf erschienen vier bis fünfe von seinen Sol-
„daten in demselben Aufzug und Schrecken, und verlang-
„ten eingelassen zu werden; nachher noch andere, welche
„gut montirt und bewafnet waren, so daß es endlich fünf
„und zwanzig bis dreyßig wurden, die vorgaben, der Feind
„seze ihnen auf dem Fuß nach.

„Dies Geheimniß fieng nun an, meinen Verdacht
„zu erregen: ich wußte wohl in welchen Zeiten ich lebte,
„wie sehr mein Haus beneidet wurde, und hatte verschie=
„dene Beyspiele von meinen Bekannten, denen es eben so
„ergangen war. Da ich nun wohl sah, daß es nicht las=
„sen würde, wenn ich, da ich mit Höflichkeit angefangen
„hatte, auch nicht damit endigte, und sie nicht los konnte
„werden, ohne alles zu verderben, so überließ ich mich
„meinem natürlichen und einfältigen Gang, wie ich im=
„mer thue, und befahl, daß man sie herein lassen sollte.
„Auch bin ich von Natur wenig mistrauisch und argwöh=
„nisch, und bin zu einer Entschuldigung und sanften Aus=
„legung herzlich geneigt. Ich nehme die Menschen nach
„der gewöhnlichen Art und vermuthe keine verdorbene und
„böse Neigungen bey ihnen, eben so wenig als ich Wun=
„derwerke und Ungeheuer glaube, wenn ich nicht durch
„starke Beweise davon überzeugt werde; übrigens über=
„lasse ich mich sehr gerne dem Glück und werfe mich ganz
„und gar in seine Aerme; und bis diese Stunde habe
„ich mehr Ursache mich deswegen zu loben, als es zu be=
„reuen: denn ich fand es immer besorgter und freund=
„schaftlicher gegen mich, als ich es selbst bin. — Lez=
„tere also blieben zu Pferd in meinem Hof, und ihr Herr
„bey mir in dem Saal, welcher sein Pferd nicht hatte
„wollen absatteln lassen, weil er sagte, er müsse sogleich
„wieder fort, sobald er Nachricht von seinen Leuten er=
„hielt. Er war nun Meister von seiner Unternehmung,
„und es fehlte blos, daß er seinen Anschlag ausführte.
„Nachher hat er mir öfters eingestanden, daß mein Ge=
„sicht und meine Freymüthigkeit ihm seinen ganzen Plan
„vereitelt hätte. Er stieg wieder zu Pferde; seine Leute
„verwandten kein Auge von ihm, um zu sehen, was er
„ihnen für ein Zeichen geben würde, und erstaunten sehr,
„als

„als sie ihn fortreiten und seinen Vortheil fahren lassen „sahen.“

Montaigne erzählt noch verschiedene andere schlimme und sehr kritische Zufälle, die seinem Leben und seinem Glück drohten, in welchen er seine Rettung seinem Gesicht, seiner Freymüthigkeit und seinen freyen und gesezten Reden zu danken zu haben glaubte. Auch liegt vorzüglich in den Gesichtszügen und hauptsächlich in den Augen, die eigentliche Physiognomie; an ihnen erkennt man die Sanftmuth oder die Härte des Karakters, die Freymüthigkeit oder die Arglist, Liebe oder Haß, so wie auch alle andere Leidenschaften, die davon abhangen.

Das Gesicht ist derjenige Theil des Körpers, wo die Schönheit ihren Siz aufgeschlagen hat; bey vielen Personen hat es einen solchen Kredit, daß es in ihren Augen alle Unvollkommenheiten des Körpers bedeckt, und an lezterm nichts für schön gehalten wird, sobald das Gesicht häßlich ist; allein so regelmäßig und schön die Gesichtszüge auch seyn mögen, sobald das Auge nicht spricht, so betrachtet man es, bewundert es sogar; allein es bleibt immer eine Schönheit einer Bildsäule.

Vierter Artikel.

Von dem Alter.

Es giebt wenig Greise, welche den Wunsch erregen, daß man in ihrem Alter seyn mögte; die Gebrechen des Körpers und die des Geistes reiben sie auf; sie führen ein sogenanntes Pflanzenleben, und ihr Zustand ist schlimmer, als der Tod selbst. Ist dieser unangenehme Zustand denn ganz ohne alle Hülfsmittel? Ich glaube es nicht; es giebt zweyerley Mittel: nämlich die der Vorsorge und die der Zeit, oder der Nothwendigkeit. Die Mittel der Vorsorge sind zweyerley: Nüchternheit und Mäßigung; die Nüchternheit beugt den Uebeln des Körpers und die Mäßigung denen des Geistes vor. Die kleine Anzahl Greise, die wir beneiden, bestehet aus Leuten, welche nüchtern lebten, keine oder wenige Ausschweifungen begiengen, und schon lange leben, indem sie auf sich selbst aufmerksam sind. Das plus occidit gula quam gladius bestätigt sich alle Tage mehr, und wenn man nicht zu früh stirbt, weil man zu viel gegessen hat, so führt man doch ein sieches Leben, und man hat blos einer seltenen Stärke des Temperaments ein schleichendes Leben zu danken, welches diejenigen, die es noch geniessen, mehr ermüdet, als erfreut. Es ist kein erträgliches Alter für diejenigen zu hoffen, welche ihren Bauch zu ihrem Gott machten: denn es giebt Ausschweifungen, welche unmittelbar den Siz des Lebens angreifen, und worüber die Nüchternheit wachen muß, wenn man ein gesundes Leben führen will. Man kann freylich nicht alle Uebel voraus sehen; auch rede ich hier nur von denen, so von unserm Betragen abhängen; man bezahlt im Alter

ter die Ausschweifungen der Jugend sehr theuer, und man muß, wie man zu sagen pflegt, in der Jugend alt werden, wenn man lange leben will; das heißt: man kann nicht zu früh anfangen, nüchtern zu leben. Die Gebrechen des Geistes folgen auf die Gebrechen des Körpers, und hängen öfters von ihnen ab, wie Bäche von ihren Quellen; vereinigt befördern sie gegenseitig ihr Glück. Der Körper hingegen streitet mit dem Geist, und der Geist nuzt seiner Seits den Körper ab; sie wetteifern, wer den andern am meisten schaden kann, und zerstören einander gegenseitig. Die Mäßigung wäre das Mittel zur ihrer Erhaltung, wenn sie die Richtschnur ihres beyderseitigen Betragens wäre; man bezweifelt heut zu Tag alles, um nur seine Leidenschaften zu begünstigen, und fragt, ob die Mäßigung in unserer Gewalt stehe; dies heißt fragen: ob wir einen freyen Willen haben? das eine ist so wenig zweifelhaft, als das andere, und unsere Erfahrung bestätiget es: denn so lebhaft, so ungestüm auch unser Blut seyn mag, so hat es doch keine stärkere Macht, als die, so ihm die Seele bewilligt. Neigungen, Geschmack und Leidenschaften sind nothwendig, und hängen von unserm Körperbau ab; allein ihre Wirkungen und Folgen sind das Werk unserer Seele, welcher frey steht, sie anzunehmen, oder sie zu verwerfen. Derjenige, der sich selbst überwinden kann, ist stärker, als der, so seine Feinde überwindet; ein zwar dunkler, aber desto gründlicherer Ruhm, der die Seele mehr beruhiget und erfreut, als die glänzendesten Eroberungen thun können. Scipio war größer, als er dem Indibilis das schöne Frauenzimmer wieder zurück gab, als damals, als er den Hannibal überwand. Man sage nicht, man reibe sich selbst auf, wenn man sich so weit überwindet: denn ein schwacher Augenblick und Ueberlassung einer Leidenschaft, ist

dem Menschen weit schädlicher, als ein ganzes Jahr voller Siege. Die Herrschaft der Tugend über Menschen, so für sie geschaffen sind, ist so groß, daß sie selbst die Körper derjenigen gesund macht, deren Seele sie regiert. Es ist in den Augen der Weisen kein schöneres und rührenderes Schauspiel, als dasjenige, einen Menschen zu sehen, der Herr über sich selbst ist; gleich einem geschickten Kutscher, der in seinen Händen die Zügel seiner wilden Pferde hält, ihre Bewegungen unterdrückt, und sie nach Gefallen lenkt, rottet er seine Leidenschaften nicht aus: denn sie sind eben so unzerstörbar, als sein Wesen selbst, sondern regiert sie nach seinem Gefallen, beherrscht sie, und wird nie von ihnen beherrscht. Ein Mensch von dieser Art, bereitet sich ein glückliches Alter, und erwirbt sich die Ehrerbietung derer, so Zeugen davon sind. So war der Greis beschaffen, dem Cicero eine Lobrede hält. Die Erfahrung in den Geschäften macht ihn seinem Vaterland noch nützlich; das Zeugniß eines guten Betragens verbreitet Heiterkeit auf seinem Gesicht, und seine Seele, die die Last des Alters nicht fühlt, entrunzelt seine Stirne; er ist das Bild des Weisen, den die Zeit mit kostbaren Kenntnissen bereichert hat. Man kömmt zu ihm, um Lehren für alle Alter und für alle Zeiten zu holen; seine Gegenwart macht Eindrücke, und er predigt Nüchternheit und Mäßigung mit weit mehrerem Glück, als die Bücher. Man hoft, daß sein Leben blos durch das unerbittliche Gesetz, so allen Menschen zu sterben befiehlt, wird geendigt werden, und bey seinem Tod wird seine Familie, sein Vaterland und die ganze Nation in Trauer verwandelt werden.

Welcher Unterschied ist nicht zwischen diesem vorhergesehenen und durch Mittel der Vorsorge zubereiteten

Alter,

Alter, von dem ich geredet habe, und jenem Alter voller Gebrechen des Geistes und des Körpers, oder beyder zusammen, dem man die Mittel der Nothwendigkeit vorschlagen muß, weil es von den andern keinen Gebrauch gemacht hat! Wo soll man nun diese Mittel aufsuchen, und was werden sie über eine Seele vermögen, so durch Leidenschaften, die sie beherrscht haben, geschwächt, und durch Krankheiten, welche ihre ganze Aufmerksamkeit erfordern, ermattet ist? Die Kleinmuth vergrößert noch ihr Unglück; sie fürchtet alles, was sie umgiebt; die Vergangenheit erweckt üble Laune; das Gegenwärtige quält sie, und die Zukunft macht sie unruhig; ein unglückliches Spiel ihrer Leidenschaften wird sie deren Schlachtopfer, drehet sich mit jedem Wind, vergißt dasjenige, was sie versprochen, so wie dasjenige, was sie verweigert hat; ihre Schwachheit wächst mit jedem Tag; der ärgste Schurke verführt sie leichter, als der klügste Mann, weil er sich der List bedient und die Augenblicke ausspäht, wo er über sie triumphiren kann. Der Eigennutz, und nicht die Liebe, wacht an der Thüre dieses Greisen, und man ist aufmerksamer auf das, was er sagt und thut, als auf das, was er leidet; man pflegt ihn aus Eitelkeit, und murrt über die Verzögerung seines Todes; und die Furcht sezt ihn in den Augen derjenigen, die um ihn sind, herunter. Er wird unerträglich, weil er selbst nichts ertragen kann; man seufzt nach dem Augenblick, der sein Schicksal bestimmen wird, und nichts ist erniedrigender, als sein Anblick; die, so ihn nicht sehen, sind die einzigen, die ihn bedauren und noch einiges Mitleiden mit ihm haben; er hat nichts gethan, worüber man ihn loben könnte; er war schwach sein ganzes Leben durch, und stirbt, wie er gelebt hat.

Die

Die Mittel der Nothwendigkeit haben in solchen Fällen keine Wirkung: denn wie sollte man sie anwenden? Der Muth ist verschwunden, alle Thore der Seele sind verschlossen, und man kann keine von jenen starken und hellen Begriffen mehr hineinbringen, die sie unterstützen, ihr die Wahrheit zeigen, sie von allem Vergänglichen abziehen, um sie blos allein mit ihrem Schöpfer zu vereinigen, von welchem ihr Schicksal gänzlich abhängt. Die Furcht des Todes kann nur diejenigen ergreifen, so schlimm gelebt haben; wie kann man sich über ein allgemeines Gesetz wundern, dem man mit der ganzen Welt unterworfen ist? Wie konnte man es vergessen, da man täglich die schrecklichsten Beweise davon siehet? Betrifft aber dieses allgemeine Schrecken nur die Zukunft, so haben wir ja eine Religion, welche diejenigen aufrichtet, die sich ihr in die Aerme werfen, und welche weit mehr Hofnungen, als Furcht gewährt, wenn man ihre Stimme anhört. Mit einem Wort: es ist die Schuld der Menschen, wenn der Tod ihnen schwer wird, ohnerachtet aller Mittel, die sie hatten, um sich ihn zu erleichtern. Unglücklich sind diejenigen, welche dieser fürchterliche Augenblick überfällt, ohne daß sie sich mit Grundsätzen der Religion und der Vernunft dazu vorbereitet haben.

Fünfter Artikel.

Von den Geschlechtern.

Mannspersonen und Frauenzimmer sind Wesen, durch deren Vereinigung die Welt bestehet, und die auch ihr Glück befördern würde, wenn sie besser verstanden und besser eingerichtet wäre. Die Vortheile und die Unbequem-

quemlichkeiten, so daraus entstehen, gehören nicht hieher: denn hier ist blos die Rede von den allgemeinen Krankheiten ihrer Seele, so von ihren Zustand abhängen.

Indem die Verfassung, Erziehung und Gewohnheit, die Männer stärker und dauerhafter macht, so werden sie dadurch nothwendig großer Leidenschaften fähig; die einzige, von der ich nicht geredet habe, und welche den Männern sehr anhängt, ist die Härte oder Wildheit und alle Folgen, die sie begleiten. Das Frauenzimmer hat aus demselben Grund weniger Stärke, und ist einer Menge Schwachheiten unterworfen, die ihr Leben beschämen und es unglücklich machen; manchmal aber beydes zugleich thun. Wir wollen etwas von diesen widerstreitenden Krankheiten sagen, welche beyde Theile quälen, und die leicht zu kuriren, ja noch leichter ihnen vorzubeugen wäre, wenn man zeitig genug daran dächte.

Wem haben wir jene fürchterlichen Denkmale der Grausamkeit, jene schrecklichen Strafen, jene Verwüstungen und jene Feuersbrünste zu danken, so barbarischen Herzen zu gefallen erregt wurden? wer hat den Krieg erweckt? und wer hat jene zerstörenden Instrumente erfunden, wodurch die Zerstörung desto allgemeiner, schneller und wirksamer vor sich geht?

O Männer! wie abscheulich ist euer Ruhm! wie schändlich ist er, wenn ihr ihn darein sezt, eures Gleichen zu zerstören! Wer ist das seltene Genie, in welchem so viele Fähigkeiten und wunderbare Talente sich vereinigt finden, und was fehlt ihm noch zum großen Menschen? die Menschlichkeit; der Mann zerriß das geheiligte Band, welches alle Menschen als Brüder verknüpft; er befleckte seine Lorbeern mit Blut, und vergoß eben so viel Blut, als Thränen; die Menschlichkeit wirft ihm tausende vor,

die er dem Hirngespinnst seines Ruhms aufgeopfert hat, und nimmt sein Bild aus dem Heiligthum weg, worein es seine ersten Tugenden gesezt hatten. In der Unmöglichkeit, das Uebel zu verbessern, was er begangen hat, möchte er doch vor sich selbst erröthen, und die Menschen durch seine Reue dafür rächen, daß er ihre Plage wurde, da er ihr Wohlthäter seyn konnte! Die Helden seiner Art haben ganz unbekannte und eigene Hülfsmittel; mögten sie doch einst die Welt wieder zur Bewunderung ihrer Tugenden zurück führen!

In weniger hohen und folglich durch die Folgen der Härte und der Wildheit nicht so gefährlichen Ständen, haben sich die Mannspersonen, vom zweyten bis zum lezten Rang des Staats, große Vorwürfe hierüber zu machen. Mit welcher Grausamkeit begegnen sie nicht öfters ihren Weibern und Kindern, wie sehr misbrauchen sie nicht die Rechte, so ihnen die Gesetze geben, die sie selbst gemacht haben, und deren Geist zu befolgen, sie sehr weit entfernt sind? Sie nehmen daraus blos dasjenige an, was sie begünstigt, und es giebt eine Menge Fälle, worinnen diejenigen, so darunter leiden, kein anderes Hülfsmittel vor sich haben, als eine traurige Geduld.

Derjenige, so in seiner Familie, wie ein zärtlicher Vater regiert, und die ganze Pflicht dieses geheiligten Namens erfüllt, empfindet ein Glück, so den mehresten Vätern unbekannt ist.

Man hat die Pflichten des Gatten und des Vaters noch nicht erfüllt, wenn man sich harter und grausamer Handlungen enthält: denn jeder, so nicht an dem Glück seiner Familie arbeitet, ist ein Barbar, der sein Wohlseyn demjenigen seiner Frau und seiner Kinder vorzieht, und Gewissensbisse empfindet, die weit ärger sind, als

seine

seine Härte; er mag immer fühllos scheinen, wenn er sie an dem Nothwendigen, Mangel leiden siehet; im Grunde ist er weit unglücklicher, als sie. Was soll man von denjenigen denken, die ihr eignes Blut der Wuth des Spiels und der Ausschweifungen aufopfern, die nicht einmal den Instinkt der Thiere haben, welche sich mehr mit denjenigen beschäftigen, die sie auf die Welt gesezt haben, als mit ihrer eigenen Erhaltung? Väter von solcher Art verdienen diesen Namen nicht: denn anstatt ihnen innern Trost zu gewähren, zerreißt er ihr Herz, und hält ihnen unaufhörlich die Pflichten ihres Standes und den Widerspruch ihres Betragens vor; sie sind nicht die vertrautesten Freunde ihrer Kinder, und machen sich dieselben nicht zum Freund. Man liebt diejenigen niemals recht, vor welchen man immer zittern muß; die Kinder müssen in Ansehung des Körpers hart, in Ansehung des Geistes und Herzens aber sanft erzogen werden. Ich habe noch kein wohlerzogenes Kind gesehen, so durch eine sanfte Erziehung wäre verdorben worden; dagegen habe ich tausende gesehen, so durch Härte ausgeartet und eben so wild geworden waren, als ihre Väter: denn das Gefühl entstehet, und vervollkommnet sich bey jungen Leuten durch das Gefühl selbst.

Die Mütter mildern manchmal die Härte der Väter gegen die Kinder; allein bleiben sie wohl bey der Milderung stehen? Ihre natürliche Schwachheit treibt sie weiter, und ihre Furchtsamkeit, ihre Empfindlichkeit und ihr Mangel an Grundsätzen, kennt beynahe keine Gränzen, und so begehn sie eben so viele Fehler aus Schwachheit, als die Männer aus Härte. Die Anzahl der starken Weiber ist unendlich klein, und es giebt ihrer noch weniger, als sanfte und empfindsame Männer; Wissenschaften und Künste machen manchmal die leztern sanf-

ter; dagegen zweckt die ganze Erziehung des Frauenzimmers darauf ab, ihre Schwachheit und Empfindlichkeit zu vermehren. Nichts ist wichtiger, sie zu lehren, als liebenswürdig zu seyn, damit sie geliebt werden; wenn die Liebe ihre Seele erfüllt und der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie schwach, leichtsinnig und von allen Grundsätzen entblößt sind, welche die Grundlage ihres Standes seyn sollen. Es ist ganz vergebens, ihnen Bescheidenheit, Schaamhaftigkeit, Ehrbarkeit und Arbeit, als deren Stütze anzupreisen, wenn man diese Lehren durch andere widerlegt, welche weit eher nach ihrem Geschmack sind, und welche die Thorheit der Mütter über alles schäzt: denn leztere sehen ihre Töchter lieber angebetet, als tugendhaft. Es giebt selten andere ehrbare Mädchen, als die, so die Natur selbst ohne andere Beyhülfe gebildet hat: denn Ehrbarkeit ist nicht der Zweck ihrer Erziehung. Und wenn auch diese so kostbare Ehrbarkeit vorhanden ist: was wird mitten unter der allgemeinen Verderbniß aus ihn werden, wenn sie sich nicht auf richtige Grundsätze stüzt? Ein Frauenzimmer wird auf so mancherley Art angegriffen, daß sie, ohne ein Wunderwerk nicht widerstehen kann, das casta est quam nemo rogavit bestätigt sich täglich noch mehr, und würde falsch seyn, wenn bey gemeinen Mädchen eine anhaltende Arbeit, und bey denen von höhern Stand, Beschäftigungen, so den Verstand bilden und das Herz bessern, den Gefahren zuvor käme, denen sie ausgesezt sind. Das Elend der erstern und die Weichlichkeit der leztern vermehrt ihre natürliche Schwachheit, und macht sie endlich strafbar und unglücklich, welches einerley ist. Nichts entschädigt sie, wegen der verlezten Vorsicht, weder in den Augen anderer, noch in ihren eignen, und welche Reue bereiten sie

sich

sich nicht für ihr Alter? sie nehmen alsdenn ihre Zuflucht zur Frömmigkeit, welches ein neuer Beweis ihrer Schwachheit und ihrer Empfindlichkeit ist: denn man kann leichter eine Betschwester, als tugendhaft werden; sie bereuen freylich ihre Fehler, und suchen die Verzeihung derselben in den Wahrheiten der Religion, welche sie abwechselnd bald aufrichten, bald niederschlagen. Da dieser Zustand ihrem Karakter und ihrem Temperament mehr als der wahren Weisheit angemessen ist; darf man sich noch wundern, daß die Betschwestern noch wichtige Fehler begehen, welche eine gründliche Tugend ihnen würde erspart haben? darf man sich wundern, daß sie sich alsdenn von Leuten beherrschen lassen, welche ihre Schwachheit benutzen und sie misbrauchen, statt sie zu Gott zu führen? Einem Frauenzimmer, so nur zärtlich und empfindsam ist, kann man alles überreden; hingegen eine wahre tugendhafte Frau glaubt nichts, als was sie glauben soll. Es ist etwas gewöhnliches, Betschwestern ohne Tugend zu sehen; allein es ist etwas seltsames, tugendhafte Frauenzimmer ohne Frömmigkeit zu sehen. Die Welt irrt sich hierinnen nicht, und wenn auch manchmal die Frömmigkeit mit der Tugend verwechselt wird, so geschiehet es nicht deswegen, weil man deren Unterschied nicht kennt, sondern die Verderbniß der Welt erfordert es, daß die Tugend nirgends zu finden seyn soll. Diese Schwachheit und Empfindlichkeit ist nur alsdenn löblich, wenn sie von der Tugend unterstüzt über die Härte der Männer triumphirt; sie macht die Sitten sanfter und das Leben angenehm, oder wenn sie durch die Gnade erhöht und zu Gott gelenkt werden, so entstehen daraus jene Heiligen, die wir verehren, und welche Muster der reinen Liebe sind; welches das größte und würdigste Opfer ist, so wir der Gottheit bringen können, die es

durch ihre Wohlthaten von uns verlangt und durch ihr Gesetz es befiehlt.

Sechster Artikel.

Von den Ständen des Lebens.

Es ist gar nicht zweifelhaft, daß die Stände des Lebens dem Körper gewisse Gewohnheiten eindrücken, woran man sie erkennt, sie nicht auch der Seele gewisse Krankheiten zufügen können, die davon abhängen, und denen es ohne eine ganz besondere Seelenstärke sehr schwer zu widerstehen ist.

Alle menschlichen Einrichtungen haben ihre guten und schlimmen Eigenschaften, die man, ohnerachtet aller Bemühungen, niemals abändern wird; dem einzelnen Menschen kömmt es zu, die guten zu benutzen, und sich vor den schlimmen zu verwahren.

Es herrscht bey jeder Gesellschaft, bey jeder Profession, ein gewisser Geist, den man so frühzeitig einsaugt, an den der Stand gewöhnt, und der, wenn man ihn untersucht, ob er gut oder bös sey, schon so große Fortschritte gemacht hat, daß es nicht mehr möglich ist, ihn abzulegen. Ich rede hier nur mit denjenigen, welche Verstand genug haben, ihn ablegen zu wollen: denn die Menge wird mit dem Strom fortgerissen und darunter ersäuft; sie gleicht einem Krug, der so lange schon mit einem Geruch angefüllt ist, daß er nicht mehr zn vertreiben ist. Der Militärstand hat seinen Ehrenpunkt, der Rechtsgelehrte seine Würde, der Kaufmann seinen Vortheil,

theil, der Geistliche seine Privilegien, der Mönch, die Ehre seines Ordens, und der Finanzverwalter seine Reichthümer; diese verschiedenen Stände haben noch verschiedene Zweige, so von einem Stamm herrühren. Die Künste haben auch ihre Gewohnheiten: denn von ihrer Eifersucht rede ich nicht, wodurch diejenigen Feinde werden, welche sich lieben und gegenseitig unterstützen sollten; wenn das allgemeine Beste ihr Zweck wäre, oder sie sich von der Wahrheit überzeugen könnten, daß die Lobeserhebungen, so man ihren Mitbrüdern giebt, auf sie selbst mit zurückfallen.

Eben so verhält es sich mit den untern Ständen, welche unzählich sind, und wovon jeder seine eigene Krankheit hat. Der Bauer, der Handwerker, der Bediente und der Arme, sind gewissen eigenen Gewohnheiten unterworfen, die ihrem Geschäfte schaden. Ich würde mich in den Einzelnheiten verlieren, und vielleicht Leute beleidigen, die ich nur aufzuklären wünschte; die Schwäche jedes Standes, ist ein schwieriger Punkt, über welchen es gefährlich wäre, sich heraus zu lassen; ich habe die Uebel, so daraus entstehen, am Ende des dritten Artikels, des ersten Kapitels, im zweyten Buche angezeigt. Mögten sie doch so viel Eindruck machen, daß etwas Gutes daraus eutstünde!

Eben dasselbe behaupte ich, von den Nationen; so viele Leute haben sie beschrieben und gut oder schlimm geschildert, daß es überflüßig wäre, noch etwas hinzu zu setzen. *) Ich halte mit dem Herrn von Montesquieu dafür, daß der Himmelsstrich einen starken Einfluß auf den verschiedenen Karakter der Nationen habe; ich glaube auch,

*) Man sehe den zweyten Band der Physiognomik.

auch, daß die Regierungsform und die Sitten, so davon abhängen, einen großen Antheil daran haben, und verlange keinen andern Beweis davon, als denjenigen von den Gegenden, wo Weichlichkeit an die Stelle der Tapferkeit, und Barbarey an die Stelle der Höflichkeit getreten ist, ohne daß der Himmelsstrich sich verändert hat. Die Revolutionen eines Volks machen dasselbe beynahe unkennbar. Der Ueberfluß des Goldes, welches aus den Eingeweiden der Erde hervorgesucht wurde, wo es die Natur zu unserm Glück vergraben zu haben schien, hat die Verderbniß der Menschen mehr befördert, als alles übrige, und es ist jetzo so nothwendig geworden, daß es beynah mehr Schande ist, keines zu haben, als undankbar, meyneidig u. s. w. zu seyn.

Hätten die Menschen sich mit dem Tausch ihrer Früchte begnügt, so würde Aufrichtigkeit und Arbeit sie vor vielen Uebeln bewahrt haben. Laßt uns also von dem Standpunkt ausgehen, auf dem wir sind; laßt uns aus dem Brunnen uns heraus winden, in den die Mode uns gestürzt hat, und statt über die Art zu grübeln, wie wir hinein gefallen sind, wollen wir blos darauf denken, daß wir nicht darinnen ersaufen.

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

XX (3 Bde) VI.88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pernety, Antoine Joseph

Des Abbts Anton Joseph Pernety, Mitglieds der Königl. Akademie der schönen Wissenschaften und Künste zu Berlin und Florenz, Abbt der Abtey Bürgel, und Bibliothekar Sr. Königl. Majestät von Preussen, Beobachtungen über die Krankheiten der Seele, oder der Physiognomik dritter Band

Dresden 1785

Res/Anthr. 104-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913375-1
VD18 14617935